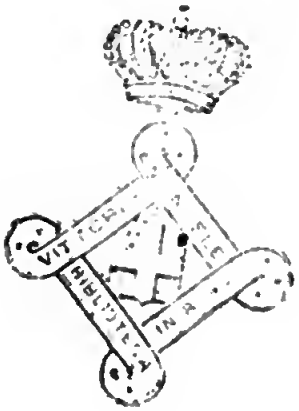
Corsica.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite durchgesehene Auflage.

Erster Band.



DIREZIONE GENERALE DELLE COSTRUZIONE
ROMA

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

Autorrecht reſervirt.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Geſchichte der Corsen.

Tuumque
Nomen, Libertas, et inanem prosequar umbram.
Lucanus, Pharsalia.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die älteſten Nachrichten über Corsica finden ſich bei den Geſchichtſchreibern und Geographen der Griechen und der Römer. Sie laſſen uns nicht beſtimmt erkennen, welche Volkſtämme urſprünglich die Inſel coloniſirt haben, ob es Phönizier, Etrusker, Hispanier oder Ligurier waren. Alle dieſe alten Stämme ſind auf Corsica geweſen, ehe noch Carthager, phokäiſche Griechen und Römer dahin überſiedelten.

Die Lage der Inſeln Corsica und Sardinien machte ſie in dem großen weſtlichen Buſen des Mittelmeers zum Kreuzungspunkt aller umwohnenden Continentalvölker, welche Handel trieben und Pflanzſtädte anlegten. Nordwärts liegt, eine Tagereiſe weit, Gallien, weſtwärts, drei Tagereiſen weit, Spanien, oſtwärts ganz nahe die Küſte Etruriens, ſüdwärts endlich, wenig Tagereiſen entfernt der Küſtenſaum von Afrika. Die Continentalvölker ſtießen alſo auf dieſen Inſeln zuſammen und drückten ihnen ihr Gepräge auf. Dieſe Mannichfaltigkeit der von ſo verſchiedenen Völkern hinterlaſſenen Spuren in Bauten, Sculpturen, Münzen, Sprachen und Sitten, welche wie Erdſchichtungen die ethnographiſche Geſtaltung der Inſel beſtimmen, machen beſonders Sardinien zu einem der merkwürdigſten Länder Europa's. Beide Inſeln liegen auf der Grenzlinie, welche jenes Weſtbecken des Mittelmeers in eine ſpaniſche und eine italieniſche

Hälfte trennt. Nachdem nun die Einflüſſe orientaliſcher und griechiſcher Einwanderungen politiſch hinweggetilgt waren, übten jene beiden Feſtländer ihre Beſtimmungskraft auf die Inſeln aus. In Sardinien überwog das ſpaniſche Element; in Corsica das italieniſche. Man erkennt das heute ganz einfach aus der Sprache. Für Corsica trat in der jüngeren Zeit noch ein drittes beſtimmendes Element hinzu, das franzöſiſche, aber dies iſt nur politiſch. Schon in den früheſten Zeiten waren wie ſpaniſche, ſo galliſch-celtiſche oder liguriſche Völker auf die Inſel hinübergegangen. Das ſpaniſche Weſen, welches noch dem Philoſophen Seneca an den Corsen ſeiner Zeit ſo bedeutend auffiel, wurde überwunden, nur in dem ſchweigſam düſtern, melancholiſch-choleriſchen Naturell hat es ſich erhalten.

Der uralte Name der Inſel iſt Corsica, der ſpätere Cyrnus. Jener wird abgeleitet von Corsus, einem Sohne des Herkules und Bruder des Sardus, welche nach den von ihnen benannten Inſeln Colonieen führten. Andere laſſen den Corsus einen Trojaner ſein und erzählen, daß er Sica eine Nichte der Dido entführt habe, woher denn der Name Corsica entſtanden ſei. Dies iſt die Fabel des älteſten corsiſchen Chroniſten Johann della Groſſa.

Der Name Cyrnos war im Gebrauche der Griechen. Pauſanias ſagt in ſeiner phokiſchen Geographie: „Die nicht weit von Sardinien (Ichnuſa) entfernte Inſel wird von den eingebornen Libyern Corsica, von den Griechen Cyrnos genannt.“ Die Bezeichnung Libyer iſt allgemein für Phönizier, und ſchwerlich dachte Pauſanias an Ureinwohner. Sie waren ihm eingewanderte Coloniſten, wie die in Sardinien. Denn in demſelben Buche ſagt er, daß zuerſt Libyer nach Sardinien kamen, aber ſchon Einwohner fanden, und daß nach ihnen Griechen und Hiſpanier anlangten. Das Wort Cyrnos ſelbſt iſt aus dem phöniziſchen Kir (Horn, Landhorn, vorſpringendes Kap) erklärt worden. Kurzum dies ſind Sagen, unbeſtimmbare Dinge.

So viel ſcheint nach den alten Ueberlieferungen, aus welchen Pauſanias ſeine Angaben ſchöpfte, gewiß, daß Phönizier in ſehr frühen Zeiten auf beiden Inſeln Colonieen gründeten, daß ſie bereits eine Bevölkerung vorfanden, welche entweder liguriſch oder etruskiſch-pelasgiſch war, und daß ſpäter auch Hispanier hinüber kamen. Seneca, welcher acht Jahre auf Corsica im Exile lebte, ſchreibt von hier aus ſeine Troſtſchrift an ſeine Mutter Helvia, worin ſich im achten Kapitel folgende Stelle findet: „Auch dieſe Inſel hat ihre Bebauer oft gewechſelt. Das Alte ins Dunkel der Urzeit gehüllte übergehend ſage ich nur, daß die Griechen, welche jetzt Maſſilia bewohnen, nachdem ſie Phokäa verlaſſen hatten, zuerſt auf dieſer Inſel ſich niederließen. Es iſt ungewiß, was ſie von hier vertrieb, vielleicht das ungünſtige Clima, der Anblick von Italiens wachſender Macht, oder die hafenloſe Küſte; denn daß die Wildheit der Bewohner nicht ſchuld war, erkennt man daraus, daß ſie doch unter die damals höchſt rohen und uncivilisirten Völker Galliens ſich begaben. Nachher kamen Ligurier auf dieſe Inſel, und es kamen auch Hispanier, was man aus der Aehnlichkeit der Lebensweiſe ſchließen kann, denn es finden ſich dieſelben Kopfbedeckungen, dieſelben Fußbekleidungen wie bei den Cantabrern, ſelbſt manche Worte; aber die ganze Sprache hat durch den Umgang mit Griechen und Liguriern ihren urſprünglichen Charakter eingebüßt.“ Es iſt bedauernswürdig, daß Seneca es nicht der Mühe wert hielt, mehr über den Zuſtand der Inſel zu erforſchen. Auch für ihn war die älteſte Geſchichte der Corsen in Dunkel gehüllt, um wie viel mehr muß ſie es für uns ſein.

Aber Seneca irrt wol, wenn er Ligurier und Spanier erſt nach den Phokäern auf die Inſel kommen läßt. Ich zweifle nicht daran, daß ihre celtiſchen Stämme die erſten und älteſten Bewohner Corsica's waren; ſelbſt die Geſichtsbildung der heutigen Corsen erſcheint als eine celtiſch-liguriſche.

Zweites Kapitel.

Die erſte geſchichtlich bekannte Begebenheit auf Corsica iſt jene Ankunft der flüchtigen Phokäer, welche Herodot mit klaren Worten erzählt. Man weiß, daß dieſe kleinaſiatiſchen Griechen beſchloſſen hatten, lieber aus ihrem Vaterlande in die Fremde zu wandern, als die Knechtſchaft des Cyrus zu ertragen, und daß ſie nach einem feierlichen Eidſchwur zu den Göttern mit all' ihrem Hab und Gut ſich zu Schiffe begaben. Sie unterhandelten zuerſt mit den Chiern wegen Abtretung der önuſiſchen Inſeln; abgewieſen ſegelten ſie nach Corsica, nicht durch ein Ungefähr dahin getrieben, ſondern weil ſie ſchon zwanzig Jahre vorher auf jener Inſel die Stadt Alalia gegründet hatten. Sie fanden hier ihre eigenen Coloniſten und blieben mit ihnen fünf Jahre, Tempel bauend wie Herodot ſagt: „Aber weil ſie ihre Nachbaren mit Plünderung und Raub heimſuchten, brachten die Tyrrhener und die Carthager ſechszig Schiffe in das Meer. Die Phokäer hatten eine gleiche Zahl ausgerüſtet. Sie gewannen einen koſtbaren Sieg, denn ſie verloren vierzig Schiffe; die übrigen waren unbrauchbar geworden. Sie kehrten nach Alalia zurück, nahmen Weiber und Kinder und ihre Habe mit ſich, verließen Cyrnos und ſegelten gen Rhegium." Daß ſie ſpäter Maſſilia, das heutige Marſeille gründeten, iſt bekannt.

Wir haben alſo in Alalia, dem heutigen Aleria, eine unbezweifelt griechiſche Colonie, welche nachher in die Gewalt der Etrusker überging. Daß dieſe ſchon vor den Phokäern Coloniſten nach Corsica ausgeführt haben, möchte die Geſchichte dieſer handeltreibenden Nation wol anzunehmen fordern. Denn wie ſollte zumal das Corsica nahe gegenüber gelegene mächtige Populonia nicht ſchon längſt den Verſuch gemacht haben, ſich der Oſtküſte Corsica's zu bemächtigen, nachdem es auch Elba in ſeinem Beſitz hatte. Diodor erzählt im fünften Buche: „Zwei ausgezeichnete Städte ſind in Corsica Calaris und Nicäa. Calaris

(verdorben ſtatt Alalia oder Aleria) gründeten die Phokäer. Dieſe wurden nachdem ſie die Inſel eine Zeitlang bewohnt hatten, von den Tyrrhenern herausgeworfen. Die Tyrrhener gründeten Nicäa, als ſie ſich des Meers bemächtigten.“ Nicäa iſt wahrſcheinlich das auf derſelben Küſtenebne gelegene Mariana. Man darf annehmen, daß dieſe Colonie ſchon neben Alalia beſtand, und daß die Einwanderung der Geſammtgemeinde von Phokäa bei den Tyrrhenern Eiferſucht und Furcht erregte, daher ein Zuſammenſtoß zwiſchen den Griechen und den Tyrrhenern ſtatt fand. Ob die Carthager Beſitzungen auf Corsica hatten, iſt nicht ganz gewiß. Aber gleichzeitig beſaßen ſie Colonieen in dem nahen Sardinien. Pauſanias erzählt, daß ſie ſich die Libyer und Hispanier auf dieſer Inſel unterwarfen und zwei Städte anlegten Caralis (Cagliari) und Sulchos (Palma di Solo). Die von den Griechen drohende Gefahr bewog ſie nun mit den Tyrrhenern, welche gleichfalls in Sardinien ſich niedergelaſſen hatten, gegen die phokäiſchen Eindringlinge gemeinſchaftliche Sache zu machen. Uebrigens erwähnen die alten Schriftſteller auch einer Einwanderung der Corsen nach Sardinien, wo ſie zwölf Städte ſollen gegründet haben.

Wir hören lange Zeit nichts weiter von den Schickſalen Corsica's, aus welchem die Etrusker fortfuhren Honig, Wachs, Schiffsbauholz und Sclaven zu beziehen. Ihre allmälig ſinkende Macht wich den Carthagern, welche ſich in den vollen Beſitz beider Inſeln geſetzt zu haben ſcheinen, das heißt ihrer Emporien und Häfen, denn die Völker des Innern hatte kein Feind bezwungen. In den puniſchen Kriegen entriß ſodann das aufſtrebende Rom beide Inſeln den Carthagern. Corsica wird zuerſt nicht genannt weder im Vertrage der Römer zur Zeit des Tarquinius noch im Friedensvertrag des erſten puniſchen Krieges. Sardinien war den Römern abgetreten worden. Die Nähe Corsica's mußte ſie reizen auch dieſes Eiland zu erobern. Beide im Mittelpunkt jenes Spanien, Gallien, Italien und Afrika

beſpülenden Meeres waren vortreffliche Stationen nach aller Länder Küſten gewendet, welche Rom zu unterwerfen ſich anſchickte.

Es wird erzählt, daß im Jahre 260 vor Chriſti Geburt der Conſul Lucius Cornelius Scipio nach Corsica hinüberging und die Stadt Aleria zerſtörte, daß er Corsen und Sarden zugleich und den Carthager Hanno bekriegte. Die verſtümmelte Grabſchrift des Scipio hat die Worte: HEC CEPIT CORSICA ALERIAQUE VRBE. Aber die Unterwerfung der wilden Corsen war nicht leicht. Sie leiſteten einen eben ſo heldenmütigen Widerſtand als die Völkerſchaften in den ſamnitiſchen Bergen. Die Römer wurden mehrmals geſchlagen. Im Jahre 240 führte M. Claudius ein Heer gegen die Corsen. Beſiegt und in verzweifelter Lage bot er ihnen einen günſtigen Vertrag. Sie nahmen ihn an, der Senat jedoch beſtätigte ihn nicht. Er befahl dem Conſul C. Licinius Varus die Corsen mit Gewalt zu ſtrafen, den Claudius aber lieferte er ihnen aus. Dies war ein politiſches Verfahren, welches die Römer anwandten, wenn ſie religiöſe Scrupel um einen Eidbruch beſchwichtigen wollten. Wie Spanier und Samniten in gleichem Falle handelten, thaten auch die Corsen. Sie weigerten ſich, den ſchuldloſen General anzunehmen und ſandten ihn ungekränkt zurück. In Rom erwürgte man ihn und warf ihn auf die gemoniſchen Treppen.

Obwol von den Römern unterdrückt erhoben ſich die Corsen immer von neuem, und ſchon damals laſſen ſie jene Freiheitsliebe und jenen Patriotismus erkennen, welcher in viel ſpätern Zeiten die Augen der Welt auf dieſes im Meer verlorne kleine Volk gezogen hat. Sie erhoben ſich zuſammen mit den Sarden; aber nachdem dieſe geſchlagen waren, erlagen auch die Corsen dem Conſul Caius Papirius, welcher ihnen auf dem Mirtenfeld eine blutige Niederlage beibrachte. Doch faßten ſie wieder in den Bergen feſten Fuß und es ſcheint, daß ſie den römiſchen General zu einem vorteilhaften Vertrage nötigten.

Aufs neue erhoben ſie ſich im Jahre 181. Marcus Pinarius, Prätor von Sardinien, ging mit einem Heere nach Corsica und ſchlug die Inſulaner in einer Vernichtungsſchlacht, von welcher Livius erzählt. Das Volk unterwarf ſich, gab Geißeln und einen Tribut von 100000 Pfunden Wachs. Sieben Jahre ſpäter ein neuer Aufſtand und neue blutige Kämpfe. 7000 Corsen wurden erſchlagen, 2000 gefangen. Der Tribut ward auf 200000 Pfund Wachs erhöht. Zehn Jahre ſpäter ſteht das tapfere Volk wieder in Waffen und zwingt die Römer, ein conſulariſches Heer gegen es auszuſenden. Juventius Thalea und darauf Scipio Naſica unterwarfen die Inſel völlig im Jahre 162.

Mehr als hundert Jahre hatten alſo die Römer mit dieſem Inſelvolk zu kämpfen gehabt, ehe ſie es bezwangen. Sie verwalteten Corsica gemeinſchaftlich mit Sardinien durch einen Prätor, welcher in Cagliari reſidirte und einen Lieutenant oder Legaten nach Corsica ſandte. Aber erſt in der Zeit des erſten Bürgerkrieges dachten die Römer ernſtlich daran, Colonieen nach der Inſel auszuführen. Der berühmte Marius legte auf der Oſtküſte die Colonie Mariana an, und Sulla ſpäter auf derſelben Ebene Aleria, das ehemalige Alalia der Phokäer wiederherſtellend. Nun begann Corsica ſich zu romaniſiren, nach und nach die celtiſch-ſpaniſche Sprache umzuwandeln und römiſche Gebräuche anzunehmen. Wir hören nicht, daß ſich die Corsen gegen ihre Herren wieder zu erheben wagten, und nur einmal wird die Inſel wieder geſchichtlich namhaft, als Sextus Pompejus ſich eine Herrſchaft auf dem Mittelmeer gründete und Corsica, Sardinien und Sicilien an ſich riß. Sein Reich war nicht von langer Dauer.

Drittes Kapitel.

Daß der Zuſtand der Inſel unter der langen Herrſchaft der Römer keineswegs ſo blühend war, als man annehmen will, lehrt die Beſchaffenheit ihres Innern, welches die Römer wahrſcheinlich nie unterworfen hatten. Sie begnügten ſich mit jenen beiden Colonieen und einigen Häfen. Sie legten nur eine einzige Straße in Corsica an. Nach dem Itinerarium des Antonin führte ſie von Mariana längſt der Küſte ſüdwärts nach Aleria, nach Präſidium, nach Portus Favoni, nach Palä, neben dem heutigen Bonifazio an der Meerenge. Von hier war der Ueberfahrtsort nach Sardinien, wo ſich die Straße von Portus Tibulä (castrum Aragonese) einem anſehnlichen Ort nach Caralis dem heutigen Cagliari fortſetzte.

Plinius zählt 33 Städte in Corsica, nennt aber nur die beiden Colonieen namentlich. Strabo, welcher nicht lange vor ihm ſchrieb, ſagt: „Es gibt dort einige kleine Städte, wie Bleſino, Charax, Enicouiä und Vapanes.“ Dieſe Namen finden ſich ſonſt nirgend. Plinius hat wahrſcheinlich unter jedem Caſtell eine Stadt verſtanden. Ausführlich aber nennt Ptolemäus die Ortſchaften und auch die Völker Corsica's; viele von ſeinen Benennungen ſind noch heute wol erhalten oder leicht erkenntlich.

Auch haben die alten Schriftſteller über Charakter und Art des corſiſchen Landes wie Volks aus jener Periode einige Notizen. Ich ſtelle ſie einfach hier zuſammen, weil es merkwürdig ſein muß, was ſie ſagen mit dem zu vergleichen, was im Mittelalter und heute von den Corſen berichtet wird.

Strabo ſagt von Corsica: „Es wird ſchlecht bewohnt. Weil es rauh und meiſt unwegſam iſt. Daher kommt es, daß diejenigen, welche die Berge bewohnen, vom Raube leben und unzähmbarer ſind, als die wilden Thiere. Wenn die römiſchen Feldherren eine Unternehmung gegen die Inſel machen und ihre feſten Orte angegriffen haben, führen ſie eine große Zahl von Sclaven mi

ſich hinweg; dann kann man in Rom mit Staunen ſehn, welche Wildheit und Thierheit ihnen eigen iſt. Denn ſie nehmen ſich entweder das Leben oder ermüden ihre Herren durch Trotz und Stumpfheit; ſo daß das Kaufgeld reut, auch wenn man ſie um einen Spottpreis erſtanden hat.“

Diodorus: „Als die Tyrrhener die corsiſchen Städte eine Zeit lang im Beſitze hatten, forderten ſie von den Eingebornen Tribut, Harz, Wachs, Honig, welche hier in Menge erzeugt werden. Die corsiſchen Sclaven von ausgezeichneter Natur, ſcheinen andern zum Lebensgebrauch vorzuziehn. Die ganze Inſel iſt großen Teils bergig, reich an ſchattigen Wäldern, von kleinen Flüſſen bewäſſert. Die Einwohner leben von Milch, Honig und Fleiſch. Das Leben bietet das Alles in Fülle. Die Corsen ſind gerecht unter ſich und menſchlicher als alle anderen Barbaren anderswo. Denn findet man in den Bäumen der Berge Honigwaben, ſo gehören ſie ohne Widerſtreit dem erſten Finder. Die Schafe durch gewiſſe Merkmale gezeichnet, bleiben ihrem Herrn auch ohne daß er ſie hütet. Auch in der übrigen Lebensordnung bewahrt ein jeder an ſeinem Platz die Regel des Rechtthuns auf bewundernswürdige Weiſe. Ungewöhnlich und neu iſt bei ihnen die Sitte bei Kindergeburten. Denn um ein gebärendes Weib trägt man keinerlei Sorge. Sondern ihr Mann legt ſich wie krank und leibesangeſtrengt an Stelle der Gebärenden für einige Tage ins Bett. Es wächſt dort auch viel Buchsbaum und zwar nicht gemeiner. Davon ſchreibt ſich die große Bitterkeit des Honigs her. Die Inſel wird von Barbaren bewohnt, deren Sprache fremdartig und ſchwer verſtändlich iſt. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf mehr als dreißig Tauſend.“

Seneca: — „Denn von ſolchen abſehend, deren anmutige Gegend und vorteilhafte Lage gar Viele anlockt, gehe an abgelegene Orte, auf rauhe Inſeln, gehe nach Sciathus und Seriphus und Gyarus und Corsica: du wirſt keinen Verbannungsort finden, wo nicht Einer oder der Andere aus Liebhaberei weilte.

Wo kann man etwas ſo Nacktes, ſo auf allen Seiten Abgeriſſenes finden, als dieſes Felſeneiland? wo iſt eines, das wenn man an Produkte denkt, nüchterner; wenn man auf die Menſchen ſieht, unwirtlicher; wenn man die Lage berückſichtigt, ſchauerlicher, oder wenn man auf das Clima ſieht, unfreundlicher wäre? Und doch halten ſich hier mehr Fremde als Einheimiſche auf."

Nach allen Nachrichten der älteſten Schriftſteller muß man annehmen, daß Corsica damals ziemlich unbebaut, und an Naturprodukten außer ſeinen Urwäldern arm war. Daß Seneca übertreibt, iſt offenbar und geht aus ſeiner Lage hervor. Strabo und Diodor ſind entgegengeſetzter Anſicht über das Naturell der corsiſchen Sclaven. Jener hat für ſich die Geſchichte und den bewährten Charakter der Corsen, welche ſich immer als im höchſten Grade unfähig zur Sclaverei gezeigt haben, und kein ſchöneres Lob konnte ihnen Strabo nachrühmen. Was Diodor, welcher kenntnißreicher redet, von dem Rechtsſinn der Corsen erzählt, iſt ſo wahr, daß es durch alle Zeiten beſtätigt wird.

Unter den Epigrammen auf Corsica, die Seneca zugeſchrieben werden, befindet ſich auch eins, welches von den Corsen ſagt: „Ihr erſtes Geſetz iſt ſich zu rächen, das zweite vom Raube zu leben, lügen das dritte, die Götter leugnen das vierte."

Dies ſind die wichtigſten Nachrichten der Griechen und Römer über Corsica.

Viertes Kapitel.

Corsica war im Beſitz der Römer geblieben, von welchen es auch in ſpäterer Zeit das Chriſtenthum empfing; bis der Sturz Roms die Inſel aufs neue zu einer Beute meer- und landdurchfahrender Völker machte. Hier gibt es denn neue Völkeranſchwemmungen und ein buntes Gemiſch von Nationen, Sprachen und Sitten, wie in der älteſten Zeit.

Es ſind Germanen, byzantiniſche Griechen, Mauren, Romanen, welche die Inſel überziehn. Doch hat ſich das Romaniſche, aufgeprägt durch die Römer, verſtärkt durch Schaaren flüchtiger Italiener, als Grundcharakter der Corsen ſchon feſtgeſtellt. Die Vandalen kamen unter Genſerich und behaupteten die Inſel lange Zeit, bis ſie Beliſar vertrieb. Nachdem auch Gothen und Longobarden eingedrungen waren, fiel ſie mit Sardinien in die Gewalt der Byzantiner und blieb beinahe zweihundert Jahre lang in ihrem Beſitz. Aus dieſer Zeit ſchreiben ſich viele griechiſche Namen und Wurzeln her, welche Land und Sprache noch heute aufweist.

Die Herrſchaft der Griechen war von türkiſcher Art. Sie ſchienen die Corsen als eine Heerde von Wilden anzuſehn: ſie belaſteten ſie mit unerſchwinglichen Abgaben und zwangen ſie um die Geldſummen aufzubringen ſelbſt ihre Kinder zu verkaufen. Es beginnt nun für Corsica die Zeit unabläſſiger Kämpfe um die Freiheit des vaterländiſchen Bodens.

Im Jahre 713 erſchienen die erſten Saracenenſchwärme auf der Inſel. Seit Spanien mauriſch geworden war, überzogen die Muhammedaner alle Inſeln des Mittelmeers mit Raub und Plünderung und gründeten an vielen Stellen langdauernde Herrſchaften. Die griechiſchen Kaiſer gaben den Weſten preis, welcher hierauf an den Franken neue Schutzherren fand. Daß Carl der Große mit Corsica oder mit den Mauren daſelbſt zu thun hatte, geht auch aus ſeinem Geſchichtſchreiber Eginhard hervor, welcher erzählt, daß der Kaiſer ſeinen Grafen Burkhard mit einer Flotte ausſchickte, um Corsica gegen die Saracenen zu verteidigen. Auch ſein Sohn Carl ſchlug ſie bei Mariana aufs Haupt. Dieſe Kämpfe mit den Mauren haben ſich in den Traditionen erhalten. In ihnen glänzt namentlich der römiſche Edle Hugo Colonna, Rebell gegen den Papſt Stefan IV., welcher ihn nach Corsica ſchickte, um ihn und ſeine Genoſſen Guido Savelli und Amondo Nasica los zu werden. Colonna eroberte

zuerſt Aleria nach einem ritterlichen Kampf zwiſchen drei Paladinen und drei Mauren. Darauf ſchlug er den Mohrenkönig Nugalon bei Mariana und zwang alles heidniſche Volk der Inſel zur Taufe. Der corsiſche Chroniſt gibt dieſem Hugo Colonna einen Neffen des Ganelon von Mainz zum Begleiter, und läßt ihn nach Corsica kommen, um die Schuld ſeines Hauſes im Mohrenblut abzuwaſchen.

Nun heißt es, daß der toscaniſche Markgraf Bonifacius, nachdem er die Saracenen bei Utica vernichtet hatte, heimkehrend an der Südſpitze Corsica's landete und auf dem Kreidefelſen daſelbſt eine Feſtung baute, welche von ihm den Namen Bonifazio erhielt. Dies geſchah im Jahre 833. Ludwig der Fromme übertrug ihm Corsica als ein Lehn. So macht die etruriſche Küſte zum zweiten Mal ihre Herrſchaft über die nahe Inſel geltend. Es ſteht feſt, daß die toscaniſchen Markgrafen bis auf Lambert, den letzten in ihrer Reihe, Corsica verwaltet haben. Lambert ſtarb im Jahre 951.

Nachdem hierauf Berengar und Adalbert von Friaul über die Inſel geherrſcht hatten, gab ſie der Kaiſer Otto der zweite dem Markgrafen Hugo von Toscana, ſeinem Anhänger. Die weiteren Umſtände ſind dunkel und bis auf die Herrſchaft der Piſaner unentwirrbar.

In dieſer Zeit etwa bis auf den Anfang des elften Jahrhunderts hat ſich auch in Corsica, wie in den italieniſchen Ländern, ein trotziger Adel ausgebildet und in vielen Herrſchaften verbreitet. Nur zum geringſten Teil mochte er corsiſchen Urſprunges ſein. Vor den Barbaren geflüchtete italieniſche Große, longobardiſche, gothiſche, griechiſche oder fränkiſche Vaſallen, Krieger die als Lohn für den Kampf gegen die Mauren Land und Lehnstitel ſich erworben hatten, bildeten ſich nach und nach zu erblichen Dynaſten aus. Der corsiſche Chroniſt leitet alle dieſe Signoren von jenem Römer Hugo Colonna und ſeiner Genoſſenſchaft her. Er macht ihn zum Grafen Corsica's und

läßt von ſeinem Sohn Cinarco die berühmteſte Signorenfamilie, die Cinarcheſi, abſtammen, von einem anderen Sohne Bianco die Biancolacci, von Pino einem Sohne Savelli's will er die Pinaſchi ableiten, und ſo gibt es Amondaſchi, Rollandini, Nachkommen des Ganelon und andere. Aus dieſem Gewühl kleiner Tyrannen traten ſpäter einige Familien mächtig hervor, auf dem Cap Corſo die Gentili und die Herren da Mare, jenſeits der Berge die Herren von Leca, von Iſtria und Rocca, die von Ornano und von Bozio.

Fünftes Kapitel.

Lange Zeit iſt die Geſchichte der Corsen nichts als das blutige Gemälde von der Tyrannei ihrer Barone und ihren Kämpfen mit einander. Die Küſten wurden öde, die alten Städte Aleria und Mariana verlaſſen; die Strandbewohner flohen aus Furcht vor den Saracenen höher hinauf in die Berge, wo ſie feſte Caſtelle anlegten. In wenigen Ländern möchte es einen ſo grauſamen und ſo rohen Adel gegeben haben, als in Corsica. Mitten in einer barbariſchen und armen Bevölkerung, in einer rauhfelſigen Natur, ungebändigt durch das Gegengewicht bürgerlicher Thätigkeit, ungezügelt durch die Kirche, von der Welt und ihrem mildernden Verkehr abgeſchnitten — man denke ſich dieſe Herren in ihren Felſen hauſen und die einmal auf Bewegung angewieſene Natur in Sinnenluſt und Rauferei austoben laſſen. In andern Ländern ſammelte ſich dem Adel gegenüber alles Geſetzliche, menſchlich ſich Entwickelnde in den Städten, gliederte ſich in Zünfte, Rechte, Gemeinſchaften und ſchloß ſich zu einem Bürgerverbande zuſammen. Unendlich ſchwieriger war dies auf Corsica, wo es weder Handel noch Induſtrie, weder Städte noch einen Bürgerſtand gab. Um ſo merkwürdiger iſt die Erſcheinung,

daß ein Volk von rohen Bauern zu einer demokratiſchen Verfaſſung ſich aufhilft, man möchte ſagen auf patriarchaliſche Weiſe.

Die Barone des Landes, im fortwährenden Kriege mit dem gedrückten Volk der Dörfer und unter ſich um die Herrſchaft ſtreitend, waren am Anfang des elften Jahrhunderts dem Herrn von Cinarca erlegen, welcher ſich zum Tyrannen der Inſel aufzuwerfen gedachte. So ſparſam die Nachrichten ſind, ſo müſſen wir aus ihnen entnehmen, daß die Corsen im innern Lande den Baronen hartnäckigen Widerſtand geleiſtet hatten. In Gefahr dem Cinarca zu erliegen, verſammelte ſich das Volk zu einem Landtage. Dies erſte Volksparlament von dem wir in der corſiſchen Geſchichte hören, wurde in Moroſaglia abgehalten. Hier erwählten die Corsen einen tapfern Mann Sambucuccio von Alando zu ihrem Haupt, und mit ihm beginnt die lange Reihe corſiſcher Helden, welche durch Vaterlandsliebe und heroiſchen Mut groß geweſen ſind.

Sambucuccio ſchlug den Herrn von Cinarca und warf ihn in ſein Lehn zurück. Den Erfolg zu ſichern errichtete er einen Landesbund, eine Eidgenoſſenſchaft, wie unter ähnlichen Verhältniſſen die Bergvölker in der Schweiz, doch ungleich ſpäter thaten. Alles Land von Aleria bis Calvi und bis Brando vereinigte ſich zu einer freien Gemeinde und nahm den Titel Terra del Commune an, welcher ihm bis auf die jüngſte Zeit geblieben iſt. Die Einrichtung dieſer Gemeine ging aus der natürlichen Einteilung des Landes hervor. Denn dieſes wird durch ſein Gebirgsſyſtem in Täler geſondert, ähnlich einem Zellengewebe. In der Regel bilden alle in einem Tal ſtehenden Ortſchaften einen kirchlichen Gemeindebezirk, welcher noch heute wie in älteſten Zeiten pieve (plebs) genannt wird. Jede pieve umfaßte eine gewiſſe Zahl von Communen oder Ortſchaften (paese). Nun wählte zunächſt jede Commune in ihrer Volksverſammlung vor der Kirche einen Ortsvorſtand oder podestà und zwei oder

mehrere Väter der Gemeine (padri del commune), wahrſcheinlich wie es ſpäter Regel war auf ein Jahr. Dieſe Väter ſollten ihrem Begriffe gemäß für das Wol der Communen ſorgen, Frieden ſtiften und die Schwachen beſchirmen. Sie traten zuſammen und ernannten einen caporale, welcher die Befugniß eines Tribuns hatte und ausdrücklich dazu beſtellt war, die Rechte des Volkes zu vertreten. Wiederum kamen die Podeſtà zuſammen und erwählten die „Zwölfmänner," den höchſten geſetzgebenden Rat des Landesbundes.

So dürftig auch dieſe Nachrichten über Sambucuccio und ſeine Einrichtungen ſind, ſo geht doch daraus hervor, daß die Corsen ſchon in ſo früher Zeit und aus eigner Kraft ein demokratiſches Gemeindeweſen zu ſchaffen vermochten. Dieſe Keime bildeten ſich unter allen Stürmen fort, veredelten die rohe Kraft einer eiferartig geſchaffnen Nation, erzeugten eine beiſpielloſe Vaterlandsliebe und heroiſchen Freiheitsſinn, und machten es möglich, daß zu einer Zeit, wo die großen Culturvölker des Feſtlandes in despotiſchen Staatsformen gebannt lagen, Corsica die demokratiſche Verfaſſung des Pasquale Paoli erzeugen konnte, welche entſtand ehe Nordamerika ſich befreite und ehe Frankreich ſeine Revolution begann. Corsica hatte keine Sclaven, keine Leibeigene; jeder Corse war frei, mitbeteiligt am Leben des Volkes durch die Selbſtregierung ſeiner Commune und die Landesverſammlung — und das iſt nebſt dem Rechtsgefühl und der Vaterlandsliebe der Grund der politiſchen Freiheit überhaupt. Die Corsen beſaßen, wie ſchon Diodor es gerühmt hat, Rechtsgefühl, aber die verworrenen Verhältniſſe ihrer Inſel und die Fremdherrſchaft, welcher ſie bei ihrer Lage und Zahl ſich nie entziehen konnten, ließen das Volk nicht zum Glück gedeihen.

Sechstes Kapitel.

Es erging Sambucuccio wie vielen andern Geſetzgebern. Seine Einrichtungen erlitten durch ſeinen Tod einen plötzlichen Stoß. Die Signoren kamen aus ihren Burgen hervor und warfen Krieg und Hader in das Land. Da wandte ſich das Volk an den toscaniſchen Markgrafen Malaspina und ſtellte ſich unter deſſen Schutz. Malaspina kam nach der Inſel, überwand die Barone und ſtellte die Ruhe wieder her. Dies geſchah etwa um das Jahr 1020, und bis zum Jahr 1070 ſcheinen die Malaspina die Rectoren der Terra del Commune geblieben zu ſein, während im übrigen Lande die Signoren herrſchten. Auch der Papſt, welcher ſeine Rechte auf Corsica von den fränkiſchen Königen ableiten wollte, griff in dieſer Zeit in die Angelegenheiten der Inſel ein. Es ſcheint ſogar, daß er ſie als Lehn austeilte und daß Malaspina mit ſeiner Bewilligung Graf von Corsica war. Den nächſten Anlaß ſich ihrer zu bemächtigen nahm er dann von den corsiſchen Bistümern, deren mit der Zeit ſechs eingeſetzt worden waren, Aleria, Ajaccio, Accia, Mariana, Nebbio und Sagona.

Gregor der Siebente ſandte den Biſchof von Piſa, Landulph, nach Corsica, das Volk zu dem Beſchluſſe zu vermögen, ſich der Kirche zu unterwerfen. Als dies geſchehn war ſtellte er und ſodann Urban der Zweite im Jahr 1098 Corsica als ein Lehn für ewige Zeiten unter das Bistum von Piſa, welches zum Erzbistum erhoben worden war. So hatten ſich die Piſaner zu Herren der Inſel gemacht und behaupteten ſie, wenn auch unter fortwährenden Kämpfen und als ein ſehr ungewiſſes Beſitztum beinahe hundert Jahre hindurch.

Ihre Herrſchaft war weiſe und gerecht; ſie wird von allen Geſchichtſchreibern der Corsen gerühmt. Sie beſtrebten ſich das Land zu cultiviren, pflegten ſeinen Anbau, richteten Städte wieder auf, bauten Brücken und Straßen und Türme an den

Küſten, und verpflanzten nach der Inſel ſelbſt ihre Kunſt, wenigſtens in der Architectur der Kirchen. Die beſten alten Kirchengebäude Corsica's ſind piſaniſchen Urſprungs. Alle zwei Jahre ſchickte die Republik Piſa einen Beamten nach der Inſel, welcher unter dem Titel eines Richters (Giudice) Recht und Geſetz handhabte. Die von Sambucuccio eingerichtete Gemeindeverfaſſung blieb beſtehen.

Indeß hatte Genua die piſaniſche Herrſchaft auf dem benachbarten Corsica mit Eiferſucht verfolgt und konnte ſeiner Nebenbulerin eine ſo vorteilhafte Station im Mittelmeer nicht laſſen wollen. Schon als Urban der Zweite die Biſchöfe Corsicas unter die Metropole von Piſa ſtellte, proteſtirten die Genueſen, und mehrmals nötigten ſie die Päpſte jene piſaniſche Inveſtitur wieder zurückzunehmen. Endlich gab Innocenz der Zweite im Jahre 1133 den Forderungen Genua's nach; er teilte die Inveſtitur, indem er dem ebenfalls zum Erzbistum erhobnen Genua die corſiſchen Biſchöfe von Mariana, Accia und Nebbio unterordnete, die Bistümer von Aleria, Ajaccio und Sagona aber den Piſanern ließ. Die Genueſen begnügten ſich mit dieſem Abkommen nicht, ſie trachteten vielmehr nach der ganzen Herrſchaft über die Inſel. Immer im Krieg mit Piſa benutzten ſie eine günſtige Gelegenheit, Bonifazio zu überfallen, als die Einwohner dieſer Stadt bei einer Hochzeit ſich beluſtigten. Honorius der Dritte mußte ihnen den Beſitz des wichtigen Orts im Jahre 1217 beſtätigen. Sie befeſtigten den unbezwinglichen Felſen, machten ihn zum Stützpunkt ihrer Herrſchaft, gaben der Stadt Privilegien und Handelsfreiheiten, und bewogen dadurch viele genueſiſche Familien dorthin überzuſiedeln. Bonifazio wurde die erſte genueſiſche Colonie in Corsica.

Siebentes Kapitel.

Die Inſel zerfiel bald in Factionen. Ein Teil der Einwohner war piſaniſch geſinnt, ein anderer genueſiſch; viele Signoren ſtanden für ſich; und wiederum behauptete die Terra del Commune ihre geſonderte Stellung. Die Piſaner von ihren mächtigen Feinden in Italien angegriffen und in die größeſte Not gebracht, waren doch nicht willens Corsica preis zu geben. Sie ernannten einen Corsen aus der alten Familie Cinarca zu ihrem Lieutenant und Giudice, und übergaben ihm die Verteidigung der Inſel gegen Genua.

Dieſer Mann hieß Sinucello und iſt unter dem Namen Giudice della Rocca berühmt worden. Seine Vaterlandsliebe und ſein Heldenmut, ſeine Weisheit und Gerechtigkeit haben ihm eine Stelle unter den Männern gegeben, welche in barbariſchen Zeiten durch perſönliche Tugend hervorragten. Die Cinarcheſen waren, wie es heißt, von einem der päpſtlichen Markgrafen nach Sardinien vertrieben worden. Einer ihrer Nachkommen war Sinucello. Er war nach Piſa ausgewandert und hatte ſich in Dienſten der Republik hervorgethan. Auf ihn nun hofften die Piſaner. Sie ernannten ihn zum Grafen der Inſel, gaben ihm Schiffe und ſandten ihn im Jahr 1280 nach Corsica. Es gelang ihm mit Hülfe ſeiner Anhänger die genueſiſche Partei unter den Signoren zu überwältigen und die piſaniſche Oberhoheit herzuſtellen. Die Genueſen ſandten vergebens Thomas Spinola mit Truppen ab; er wurde von Giudice aufs Haupt geſchlagen. Viele Jahre währte der Krieg; unermüdlich ſetzte ihn der tapfre Mann im Namen der Republik Piſa fort, auch nachdem dieſe die große Seeſchlacht bei Meloria gegen Genua verloren hatte, in deren Folge die Macht der Piſaner unterging und auch Corsica nicht mehr zu behaupten war.

Die Genueſen bemächtigten ſich jetzt auch der Oſtküſte Corsica's. Sie übertrugen ihrem General Luchetto Doria die

Unterwerfung der Inſel und die Vertreibung Giudice's. Aber auch Doria wurde von ihm geſchlagen, und lange Jahre wußte ſich der Held zu behaupten, im unausgeſetzten Kampf mit den genueſiſchen Truppen und den Signoren des Landes, welches in Anarchie aufgelöſt lag. Die Chroniſten haben die national corsiſche Geſtalt des Giudice, eine Lieblingsfigur, mit vielen Sagen ausgeſtattet und ſeinen Kämpfen einen romantiſchen Charakter gegeben. So wenig das die Geſchichte angehen mag, ſo charakteriſirt es doch die Zeit, die Landesart oder die Menſchen. Giudice hatte ſechs Töchter an die angeſehenſten Männer des Landes verheiratet, ſein erbitterter Feind Giovanninello ebenfalls ſechs gleich wol verſorgte Töchter. Deſſen ſechs Gidame verſchwören ſich gegen Giudice und tödten in einer Nacht ſiebenzig Streiter ſeines Gefolges. Dieſes wird der Grund zu einer Spaltung der ganzen Inſel in zwei Parteien, welche nun wie Guelfen und Ghibellinen ſich befehden und 200 Jahre im Streit mit einander liegen. Giovanninello wurde nach Genua vertrieben; bald wieder zurückgekehrt baute er die Feſtung Calvi, die ſich darauf den Genueſen ergab und die zweite genueſiſche Colonie der Inſel wurde. Von der Gerechtigkeit Giudice's und von ſeiner Milde wiſſen die Chroniſten Manches zu erzählen, wie folgenden Zug. Er hatte einſt viele Genueſen gefangen und verſprach allen denen unter ihnen die Freiheit, welche beweibt wären, nur ſollten ihre Weiber ſelbſt herüberkommen, ſie zu holen. Es kamen die Weiber; einer ſeiner Neffen zwang eine Genueſin ihm eine Nacht zu ſchenken. Giudice ließ ihn auf der Stelle enthaupten und ſchickte ſeinem Verſprechen gemäß die Gefangenen heim. So führt dieſer Mann vorzugsweiſe den Namen „Giudice," weil bei einem barbariſchen Volk und in barbariſchen Zeiten die Richtergewalt alle andere Macht und Tugend in ſich vereinigt.

Im hohen Alter wurde Giudice blind. Er geriet in Zwiſt mit ſeinem Baſtardſohn Salneſe, welcher ihm einen Hinterhalt ſtellte, ihn gefangen nahm und an die Genueſen auslieferte.

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

Als der alte Mann auf das Schiff gebracht werden ſollte, warf er ſich am Meeresſtrand auf die Kniee und verfluchte feierlich ſeinen Sohn und deſſen Nachkommenſchaft. Giudice della Rocca ward zu Genua in den Kerker geworfen und ſtarb dort im Turm Malapaga im Jahre 1312. Der corsiſche Geſchichtſchreiber Filippini ſagt von ihm, daß er einer der merkwürdigſten Menſchen geweſen ſei, welche die Inſel hervorgebracht habe. Er war tapfer und geſchickt in den Waffen, bewundernswürdig raſch im Ausführen ſeiner Unternehmungen, Vollſtrecker der Gerechtigkeit, freigebig gegen die Seinigen und feſt im Unglück — Charakterzüge, welche faſt alle ausgezeichnete Corsen beſeſſen haben. Mit Giudice zerfiel die Herrſchaft der Piſaner in Corsica.

Achtes Kapitel.

Piſa trat die Inſel an Genua ab, und dreißig Jahre nach dem Tode Giudice's fügten ſich auch die Terra del Commune und der größte Teil der Signoren in dieſe Oberhoheit. Das Gemeindeland ſchickte Boten an den genueſiſchen Senat und ſprach ſeine Unterwerfung mit der Bedingung aus, daß die Corsen keine andere Abgabe als zwanzig Soldi für jede Feuerſtelle zahlen durften. Der Senat nahm dies an, und ſo ging im Jahre 1348 der erſte genueſiſche Gouverneur auf die Inſel. Es war Boccanera, ein Mann deſſen Kraft und Einſicht gerühmt wird, und welcher während ſeiner einjährigen Verwaltung dem Lande Ruhe gab. Kaum aber war er von ſeinem Poſten zurückgekehrt, als die Factionen aufs neue ihr Haupt erhoben. Denn die Herrſchaftsrechte Genua's waren nicht unbeſtritten, weil der Papſt Bonifazius der Achte ſchon im Jahre 1296, in Kraft der alten Lehnsrechte des päpſtlichen Stuls, Corsica und Sardinien dem König Jacob von Aragon zuerteilt hatte. Eine neue Macht,

Spanien, in grauen Zeiten an Corsica beteiligt, ſchien ihren Einfluß auf die Inſel geltend machen zu wollen, und ſo fanden diejenigen Corsen an dem Hauſe Aragon einen Rückhalt, welche die Herrſchaft Genua's nicht anerkennen wollten.

Die nächſte Periode zeigt auch die blutigſten Kämpfe der Signoren gegen Genua. Gleich nach dem Tode des Giudice war ſo viel Verwirrung entſtanden und das Volk in ſo große Not geraten, daß der corsiſche Chroniſt ſich verwundert, wie es ſich nicht allgeſammt erhob und auswanderte. Die Barone übten tyranniſche Gewalt, einige auf ihre Fauſt, andere indem ſie an Genua Tribut zahlten. Alle ſuchten zu herrſchen, zu erpreſſen. Die Auflöſung der geſellſchaftlichen Ordnung erzeugte damals eine ſchwärmeriſche Secte von Communiſten, eine merkwürdige Erſcheinung auf dem wilden Corsica, welche zu gleicher Zeit auch in Italien ſichtbar wurde. Dieſe Secte machte ſich unter dem Namen der Giovannali furchtbar. Sie entſtand in dem Ländchen Carbini jenſeits der Berge. Ihre Urheber waren Baſtarde des Guglielmuccio, zwei Brüder Polo und Arrigo, Herren von Attalà. „In ihr, ſo erzählt der Chroniſt, waren die Weiber wie die Männer, und ihr Geſetz enthielt, daß alle Dinge gemein ſein ſollten, ſowol die Weiber als die Kinder als Hab und Gut. Vielleicht wollten ſie jenes goldne Zeitalter erneuern, von dem die Poeten dichteten, daß es zur Zeit des Saturn beſtanden habe. Dieſe Giovannalen übten gewiſſe Büßungen auf ihre Weiſe aus und kamen Nachts in den Kirchen zuſammen um ihre Opfer zu verrichten, wobei ſie denn gemäß gewiſſer abergläubiſcher Vorſtellungen und falſcher Ceremonien, welche ſie verrichteten, die Lichter verbargen und auf die unanſtändigſte Weiſe ſich ergötzten der eine mit dem andern, ſo mit dem Weib wie mit dem Mann, je nachdem ſie Luſt hatten. Polo war derjenige, welcher dies teufliſche Volk leitete, das ſich wunderbar zu vermehren anhob, nicht allein dieſſeits ſondern auch jenſeits der Berge allenthalben."

Der Papſt, damals in Frankreich reſidirend, excommunicirte dieſe Secte; er ſchickte Truppen nach Corsica; die Giovannalen, denen viele Signoren beigetreten waren, erlagen in ihrer Veſte Aleſani. Wo man einen Sectirer antraf, ward er todtgeſchlagen. Gewiß iſt dieſe Erſcheinung merkwürdig; es iſt möglich daß die Idee von Italien herübergebracht wurde, und nicht auffallend, daß ſie unter den zerrütteten Corsen, welche die Gleichheit der Menſchen als etwas Natürliches betrachteten, eine ſo wunderbare Verbreitung fand, wie der Chroniſt ſagt. Niemals ſchlug ſonſt kirchlicher Fanatismus, Schwärmerei oder gar Pfaffenherrſchaft im Volk der Corsen Wurzel, und wenigſtens von dieſen Plagen blieb ihre Inſel verſchont.

Neuntes Kapitel.

Das von den Signoren zur Verzweiflung getriebene Volk wandte ſich nach Boccanera's Abgange hülfeſuchend nach Genua. Die Republik ſandte Tridano della Torre auf die Inſel. Er zwang die Barone und regierte ſieben volle Jahre kräftig und in Frieden.

Hier tritt der zweite bedeutende Mann aus dem Geſchlecht der Cinarca auf, Arrigo della Rocca, jung, kräftig, ungeſtüm, zum Herrſchen geboren, hartnäckig wie Giudice, ebenſo unerſchöpflich in Ratſchlüſſen und gleich gewaltig in Waffen. Schon ſein Vater Guglielmo hatte mit den Genueſen in Kampf gelegen, war aber von ihnen erſchlagen worden. Der Sohn nahm den Kampf auf. Erſt unglücklich verließ er ſein Vaterland und wanderte nach Spanien, dem Hauſe Aragon ſeine Dienſte anzutragen und es aufzuſtacheln, die Rechte in Anſpruch zu nehmen, welche ihm der Papſt zuerkannt hatte. Während Arrigo's Abweſenheit war Tridano umgebracht worden, die Signoren hatten

rebellirt, die Inſel ſich in zwei neue Parteien Caggionacci und Riſtagnacci geſpalten, und der blutigſte Tumult war ausgebrochen.

Da erſchien im Jahre 1392 Arrigo della Rocca ſo gut wie gar nicht gerüſtet und gleichſam auf ſeine eigne Hand in Corsica, und wie er ſich zeigte, lief ihm das Volk zu. Lionello Lomellino und Aluigi Tortorino waren damals Governatoren, in drangvoller Zeit zwei auf einmal. Sie verſammelten einen Landtag in Corte, ratend und anmahnend. Arrigo indeß war ſchnell auf Cinarca marſchirt, hatte die genueſiſchen Truppen geſchlagen, ſtand vor Biguglia der Reſidenz des Gouverneurs, ſtürmte den Ort, verſammelte das Volk und ließ ſich zum Grafen von Corsica ausrufen. Beſtürzt wichen die Gouverneure nach Genua zurück, alles Land in den Händen der Corsen laſſend mit Ausnahme von Calvi, Bonifazio und San Columbano.

Arrigo regierte die Inſel vier Jahr lang unbeſtritten, kraftvoll, gerecht, doch grauſam. Vielen, ſelbſt ſeinen eigenen Verwandten ließ er die Köpfe abſchlagen. Vielleicht erbitterte dieſe Härte, vielleicht war es der corsiſche Factionsgeiſt, der ihm einen Teil des Volkes abwendig machte. Die Herren von Cap Corſo erhoben ſich zuerſt, im Einvernehmen mit Genua; doch zwang ſie Arrigo mit den Waffen und drückte mit eiſernem Arm jede Empörung nieder. Er führte in ſeinem Banner einen Greifen über dem Wappen von Aragon, ein Zeichen, daß er die Inſel in den Schutz von Spanien geſtellt habe.

Genua war in Verlegenheit. So viele Jahre hatte es um Corsica gekämpft und nichts gewonnen. Die Zeitumſtände banden der Republik die Hände, ſo daß ſie Corsica aufgeben zu wollen ſchien. Da vereinigten ſich fünf Nobili zu einer Actiengeſellſchaft und machten dem Senat den Antrag, ihnen die Inſel zu überlaſſen mit allem Vorbehalt der Oberhoheit von Seiten der Republik. Es waren die Herren Magnera, Tortorino, Fiesco, Taruffo, Lomellino. Sie nannten ſich die Geſellſchaft Mahona,

ein jeder von ihnen Gouverneur von Corsica, denn der genueſiſche Senat hatte in den Vertrag gewilligt.

Mit tauſend Mann kamen ſie auf die Inſel, wo ihrer ſchon die mit Arrigo mißvergnügte Partei wartete. Sie richteten wenig aus, wurden vielmehr von dem tapfern Manne ſo ſehr in die Enge getrieben, daß ſie daran dachten ſich gütlich mit ihm zu vergleichen. Arrigo ging auf den Vorſchlag ein, ergriff aber nach kurzer Zeit wiederum die Waffen, weil er ſich getäuſcht ſah, und nach einem blutigen Kampf ſchlug er die Mahona aus der Inſel heraus. Eine Expedition, welche Genua darauf abſchickte, war glücklicher. Sie nötigte Arrigo zum zweiten Mal auszuwandern.

Er ging wieder nach Spanien vom aragoniſchen Könige Unterſtützung zu erlangen. Johann gab ihm bereitwillig zwei Galeeren und einiges Kriegsvolk, und ſo erſchien der kühne Krieger nach zwei Monaten wiederum in Corsica. Er überwand und fing den genueſiſchen Gouverneur Zoaglia und bemächtigte ſich der ganzen Inſel bis auf die feſten Plätze Calvi und Bonifazio. Dies geſchah im Jahre 1394. Die Republik ſchickte neue Befehlshaber und neue Truppen. Was nicht dem Schwerte gelang, gelang endlich dem Gift. Arrigo della Rocca ſtarb plötzlich im Jahre 1401. Zu eben dieſer Zeit erlag Genua dem franzöſiſchen Könige Carl dem Sechsten. Er ernannte Lionello Lomellino zu ſeinem Lehnsgrafen der Inſel. Es iſt derſelbe, welchem Corsica die Gründung ſeiner größten Stadt Baſtia verdankt. Dieſe wurde Sitz der Governatoren, nachdem es vorher das nahegelegene Schloß Biguglia geweſen war.

Zehntes Kapitel.

Die Stelle Arrigo's begann jetzt ein Mann derſelben Art einzunehmen. Bei ſich gleich bleibenden Verhältniſſen des Landes

gleichen einander auch die Charaktere dieſer kühnen Menſchen; ſie bilden bis auf Paoli und Napoleon eine fortlaufende Reihe unermüdlicher, tragiſcher Helden, deren Geſchichte mit Ausnahme des einen Mannes in Mitteln und Schickſalen ſo dieſelbe iſt, wie der Jahrhunderte lange Kampf der Inſel gegen die Herrſchaft der Genueſen ein und derſelbe iſt. Der Beginn der Laufbahn dieſer Männer, welche alle aus der Verbannung hervorkommen, trägt jedesmal den Charakter des Abenteuerlichen.

Vincentello d'Iſtria war ein Neffe Arrigo's, Sohn einer ſeiner Schweſtern und Ghilfuccio's, eines edlen Corſen. Auch er war in ſeiner Jugend an den Hof von Aragon gegangen, hatte dort Dienſte genommen und durch glänzende Waffenthaten ſich ausgezeichnet. Später hatte er mit aragoniſchen Schiffen einen glücklichen Corſarenkrieg gegen die Genueſen geführt und ſeinen Namen auf dem Mittelmeer ſchrecklich gemacht. Er beſchloß eine Landung in ſeiner Heimat zu verſuchen, wo der Graf Lomellino durch eine harte Regierung ſich verhaßt gemacht hatte und Francesco della Rocca, natürlicher Sohn Arrigo's, welcher im Namen Genua's die Terra del Commune als Vicegraf regierte, eine ſtarke Gegenpartei fruchtlos bekämpfte.

Vincentello landete unvermutet in Sagona, marſchirte ſchnell auf Cinarca, nahm Biguglia, verſammelte das Volk und machte ſich zum Grafen Corſica's. Francesco fiel durch Meuchelmord, aber ſeine Schweſter Violanta, ein männliches Weib, griff zu den Waffen, bis ſie von Vincentello überwunden ward. Auch Baſtia ergab ſich. Nun ſchickte Genua ſchleunig Truppen; nach einem Kampf von zwei Jahren wurde Vincentello genötigt, Corſica zu verlaſſen, weil ein Teil der ſelbſtſüchtigen Signoren mit Genua gemeine Sache machte.

Nach kurzer Zeit kehrte er mit aragoniſchen Völkern zurück, und wieder entriß er den Genueſen die ganze Inſel bis auf Calvi und Bonifazio. Als ihm dies gelungen war, machte ſich auch der junge König Alfonſo von Aragon, unternehmungs-

luſtiger als ſeine Vorgänger, mit einer Flotte auf, die vermeintlichen aragoniſchen Rechte an die Inſel mit Waffengewalt durchzuſetzen. Er kam im Jahr 1420 von Sardinien her, legte ſich vor Calvi und zwang dieſe genueſiſche Stadt ſich ihm zu ergeben. Sodann ſegelte er vor Bonifazio. Während die Corsen ſeiner Partei dieſe unbezwingliche Feſtung von der Landſeite beſtürmten, griff ſie die Flotte von der Seeſeite an. Die Belagerung von Bonifazio iſt durch den Heldenmut der Bürger berühmt geworden. Genua treu, meiſt ſelbſt genueſiſcher Abkunft, blieben ſie unerſchütterlich wie ihre Felſen, und weder Hunger noch Peſt, noch Feuer und Schwert beugten ſie in langer Not. Alle Stürme wurden abgeſchlagen. Lange Monate kämpften ſie, auf Entſatz hoffend, und beugten den Stolz der Spanier, bis Alfonſo endlich müde wurde und beſchämt hinweg ging, indem er Vincentello die Fortführung der Belagerung überließ. Aber es kam der genueſiſche Entſatz und befreite die erſchöpfte Stadt am Vorabend ihres Falles.

Vincentello ging zurück, und weil zu der Zeit auch Calvi wieder in genueſiſche Gewalt gefallen war, konnte ſich die Republik noch auf beide Feſtungen ſtützen. Der König Alfonſo machte ſeitdem keinen Verſuch mehr, in den Beſitz Corsica's zu gelangen. Vincentello auf ſeine eigne Mittel beſchränkt, verlor nach und nach den Boden, weil die Ränke Genua's mehr ausrichteten als die Waffen, und der Hader der Signoren eine gemeinſame Erhebung verhinderte.

Die genueſiſche Partei war beſonders auf dem Cap Corso ſtark, wo die Herrn da Mare viel Macht beſaßen. Mit ihrer und der Caporali Hülfe, welche aus Volkstribunen allmälig zu Tyrannen ausgeartet waren und einen neuen Geſchlechteradel gebildet hatten, warf Genua Vincentello zurück und beſchränkte ihn auf ſein Lehn Cinarca. Der tapfere Mann ſtürzte ſich zum Teil durch eigne Schuld; wollüſtig wie er war, entführte er ein junges Mädchen aus Biguglia, was zur Folge hatte, daß die Sippſchaft

derſelben zu den Waffen griff und der Ort in die Hände des Simon da Mare fiel. Der unglückliche Vincentello beſchloß nun, aufs neue die Hülfe Arragons anzugehen, aber Zacharias Spinola nahm die Galeere, welche ihn nach Sicilien bringen ſollte, und brachte den ſchrecklichen Feind gefangen vor den Senat von Genua. Auf der großen Treppe des Gemeinde-Palaſts ſchlug man Vincentello d'Iſtria das Haupt ab, im Jahr 1434. Er war ein glorioſer Menſch geweſen, wie der Chroniſt der Corsen ſagt.

Elftes Kapitel.

Nach dem Tode Vincentello's ſtritten die Signoren um die Herrſchaft. Simon da Mare, Giudice d'Iſtria, Renuccio de Leca, Paolo della Rocca, bald der eine, bald der andre, nannten ſich Graf von Corsica. Von Genua her, wo die Fregoſi und die Adorni die Republik zerſpalten hatten, ſuchten beide Familien Corsica zum Beſitzthum ihres Hauſes zu machen. Dies gab neue Kriege und neues Elend. Das Volk hatte kein Friedensjahr. Alles ſtand fortdauernd in Waffen, griff an oder verteidigte ſich. Die ganze Inſel war nichts als Brand, Empörung und Krieg.

Im Jahr 1443 trug ein Teil der Corsen die Herrſchaft ihres Landes Eugen dem Vierten an, vielleicht daß die Kirche die Parteien bändigen und Ruhe ſtiften möchte. Der Papſt ſchickte ſeine Bevollmächtigten mit Truppen, aber ſie vermehrten nur die Verwirrung. Da ſammelte ſich das Volk zu einem Tage in Moroſaglia und ernannte einen großherzigen Mann Mariano da Gaggio zu ſeinem Generallieutenant. Mariano überwand die verwilderten Caporali, warf ſie aus ihren Felſentürmen, zerſtörte deren viele und erklärte ihre Würde für abgeſchafft. Ihrerſeits riefen die Caporali den Genueſen Adorno ins Land. Das Volk ſtellte ſich nun von neuem unter den Schutz des Papſtes, und

Nicolaus der Fünfte übertrug die Regierung der Inſel dem Lodovico Campo Fregoſo im Jahre 1449. Vergebens lehnte ſich das Volk unter Mariano dagegen auf. Die Verwirrung noch zu mehren, erſchien auch der Vicekönig Jacob Imbiſora, im Namen Aragons Unterwerfung fordernd.

Das verzweifelnde Volk verſammelte ſich hierauf am Lago Benedetto und faßte den verhängnißvollen Beſchluß, ſich unter die Bank des heiligen Georg von Genua zu ſtellen. Dieſe Geſellſchaft war im Jahre 1346 als eine Companie von Capitaliſten geſtiftet worden, welche der Republik Geld darlieh und dafür gewiſſe öffentliche Einkünfte empfing. Auf den Antrag der Corsen trat die genueſiſche Republik Corsica an dieſe Bank ab, und gegen ein Verzichtungsgeld gaben die Fregoſi ihre Titel auf.

So übernahm die Companie des heiligen Georg Corsica im Jahre 1453 unter der Oberhoheit des Senats, als eine Domäne, aus welcher möglichſt große Revenuen zu erzielen ſeien.

Aber es vergingen Jahre, ehe es der Bank glückte, Herrin der Inſel zu werden. Die Signoren jenſeits der Berge leiſteten im Bunde mit Aragon verzweifelten Widerſtand. Mit Strenge verfuhren die Gouverneure der Bank; viele Köpfe fielen, andere Edle wanderten ins Exil und ſammelten ſich um Tomaſino Fregoſo, welcher ſich, ſeitdem ſein Oheim Lodovico Doge geworden war, an die Anſprüche ſeiner Familie lebhaft zu erinnern begann. Er kam, begleitet von den Emigranten, warf die Truppen der Bank über den Haufen und ſetzte ſich in Beſitz eines großen Teils der Inſel, nachdem ihn das Volk zum Grafen ausgerufen hatte.

Da fiel Genua im Jahre 1464 in die Gewalt des Franzesco Sforza von Mailand, und eine Macht, welche mit Corsica niemals etwas zu thun gehabt hatte, betrachtete jetzt die Inſel als ihr Beſitzthum. Die Corsen, denen jeder andere als der genueſiſche Herr genehm war, ſchworen auf dem Tage in Biguglia den Eid in die Hände des mailändiſchen Hauptmanns Antonio Cotta. Aber auf demſelben Tage gab ein Zwiſt die Veranlaſſung ganz

Corsica wieder in Flammen zu ſetzen. Ein paar Bauern aus Nebbio waren mit den Leuten der Signoren von jenſeits der Berge in Zank geraten; der mailändiſche Commandant ſtrafte die Schuldigen ſofort, und die dadurch in ihrem Herrenrecht gekränkten Signoren ritten wütend nach Hauſe, ohne ein Wort zu ſagen. Man rüſtete den Krieg. Dieſen abzuwenden, verſammelte ſich das Volk des Gemeinlandes in der Caſinca und ernannte Sambucuccio d'Alando, einen Abkommen jenes erſten corsiſchen Geſetzgebers, zum Vicar mit der Vollmacht, die Ruhe wiederherzuſtellen. Sambucuccio's Dictatur ſchreckte; man hielt ſich ruhig; eine neue Verſammlung ſandte ihn und andere nach Mailand, die Lage der Dinge dem Herzoge vorzuſtellen und um Abberufung Cotta's zu bitten.

Cotta wurde abgelöſt durch den ſchlimmeren Amelia, welcher einen jahrelangen Krieg hervorrief. In allen dieſen Stürmen hielt jene demokratiſche Terra del Commune, rings von den Signoren umgeben, feſt zuſammen, und ſie ſtellte eigentlich das Volk der Corsen dar. Schon ſeit faſt zweihundert Jahren geſchah nichts Entſcheidendes ohne die Volkstage (veduta).

Als nun der Krieg zwiſchen Corsen und Mailändern im vollen Gange war, erſchien jener Thomas Campo Fregoſo wieder, ſein Glück zu verſuchen. Die Mailänder ſchickten ihn gefangen nach ihrer Stadt. Wunderlicher Weiſe kehrte er von hier zurück mit Diplomen, welche ihm im Wege des Rechts Corsica zuſprachen, im Jahre 1480. Seine wie ſeines Sohns Janus Regierung war ſo grauſam, daß ſie nicht von Dauer ſein konnte, obwol ſie ſich mit dem angeſehenſten Manne der Inſel mit Giampolo da Leca verwandtſchaftlich verbunden hatten.

Das Volk indeß ernannte Renuccio da Leca zu ſeinem Führer; dieſer wandte ſich an den Herrn von Piombino, Appiano den Vierten, und trug ihm Corsica unter der Bedingung an, daß er hinreichende Truppen ſchickte, um die Inſel von allen Tyrannen zu befreien. Wie elend war die Lage des Volks, da

es bald dieſen bald jenen Deſpoten hereinrief, die eigenen Tyrannen noch durch Fremde vermehrend. Dem Herrn von Piombino ſchien es gut ſein Glück auf Corsica zu verſuchen, da er ſchon einen Teil von Elba in ſeiner Gewalt hatte. Er ſchickte ſeinen Bruder Gherardo di Montagnara mit einem kleinen Heer. Gherardo war jung und ſchön, von glänzenden Manieren, von theatraliſchem Anſtande. Er kam mit köſtlichen Gewändern angethan, mit einem prächtigen Gefolge, mit herrlichen Pferden, Hunden, Muſikanten und Gaukelſpielern. Er that, als wollte er die Inſel mit Muſik erobern. Die Corsen, welche kaum das liebe Brod hatten, ſtaunten ihn wie ein fremdes Weſen an, führten ihn auf ihre Volksverſammlung an den Lago Benedetto und machten ihn mit großem Jubel zum Grafen von Corsica, im Jahr 1483. Die Fregoſi verloren jetzt den Mut; ihre Sache aufgebend verkauften ſie nach kurzer Zeit ihre Anſprüche an die genueſiſche Bank für zweitauſend Goldſcudi. Die Bank rüſtete nun energiſch den Krieg gegen Gherardo und Rinuccio. Rinuccio wurde geſchlagen. Das erſchreckte den Herrn von Piombino dermaßen, daß er eilig die Inſel verließ.

Zwölftes Kapitel.

Wiederum erheben ſich nach einander zwei kühne Männer, Genua zu bekämpfen. Giampolo da Leca war, wie wir geſehen haben, mit den Fregoſi in Verwandtſchaft getreten. Obwol dieſe Herren der Bank ihre Titel übertragen hatten, konnten ſie doch den Verluſt ihrer Herrſchaft nicht verſchmerzen. Janus reizte ſeinen Verwandten zur Empörung gegen den Gouverneur Matias Fiesco. Giampolo begann den Krieg. Aber von den Truppen der Bank zurückgedrängt, ſah er ſich genötigt die Waffen niederzulegen und mit Weib und Kind und Freunden nach Sardinien auszuwandern, im Jahre 1487.

Kaum verging ein Jahr, als er wieder erſchien, gerufen von ſeinen Anhängern. Wiederum unglücklich entwich er zum zweiten Mal nach Sardinien. Mit Grauſamkeit beſtraften jetzt die Genueſen die Aufſtändiſchen; die Gährung wuchs; zehn Jahre lang ſchwoll der Haß. So lange ſaß Giampolo in ſeinem Exil, racheſinnend, die Augen immer auf ſeine mit Gewalt erdrückte Heimat gerichtet. Dann kam er wieder. Er hatte nicht Geld noch Waffen, vier Corsen und ſechs Spanier waren ſein alleiniges Heer, und mit demſelben landete er. Das Volk liebte ihn, weil er edel und tapfer, und von großer Schönheit der Geſtalt war. Es liefen ihm die Corsen ſofort zu, die von Cinarca, von Vico, von Niolo und Moroſaglia. Bald hatte er 7000 Mann zu Fuß und 200 zu Pferde, eine Macht, welche der Bank von Genua Schrecken einflößte. Sie ſchickte Ambroſio Negri, einen bewährten Feldhauptmann, auf die Inſel. Negri wußte einen Teil der Partei Giampolo's an ſich zu ziehn und namentlich Renuccio della Rocca, einen kühnen Edeln, zu feſſeln. Giampolo's Macht zerrann, der Reſt wurde am Paß del Sorbo geſchlagen. Nachdem auch ſein Sohn Orlando gefangen war, ſchloß er einen Vertrag, welcher ihm geſtattete, auszuwandern. Mit fünfzig Corsen ging er wieder nach Sardinien, im Jahr 1501, im bittern Schmerz ſein Leben zu vertrauern.

Giampolo's Fall war hauptſächlich die Schuld des Renuccio della Rocca. Dieſer Mann, das Haupt der ſtolzen Familie Cinarca, erkannte, daß die genueſiſche Bank mit Conſequenz den Plan verfolgte, die Macht der Signoren, die beſonders jenſeits der Berge ihren Sitz hatten, auch im letzten Reſt und für immer zu brechen, und daß an ihn ſelber die Reihe kommen werde. Dies erkennend ſtand er plötzlich in Waffen, im Jahr 1502. Der Kampf war kurz und für Genua glücklich, deſſen Gouverneur damals einer der Doria war, welche ſich durch Kraft und Grauſamkeit auszeichneten und denen allein Genua es verdankte, daß der Adel Corsica's endlich gebrochen wurde. Nicolas Doria

zwang Renuccio zu einem Vergleich und legte ihm die Verpflichtung auf, mit Weib und Kindern fortan in Genua zu wohnen.

Noch immer saß Giampolo in Sardinien. Ihn fürchtete Genua vor allen und machte mehrmals Versuche, sich gütlich mit ihm zu vertragen. Sein Sohn Orlando war gerade aus dem Kerker entflohen und nach Rom gegangen, von wo aus er in seinen Vater drang, der stummen Thatlosigkeit sich zu entreißen. Dieser aber verharrte in seinem Schweigen und hörte weder auf die Einflüsterungen seines Sohnes noch auf die von Genua. Da verschwand plötzlich Renuccio aus Genua im Jahre 1504; Weib und Kinder ließ er dem Feind und ging heimlich nach Sardinien Giampolo aufzusuchen, welchen er ehedem ins Elend gestürzt hatte. Doch Giampolo ließ ihn nicht vor sich. Er wehrte auch den Bitten der Corsen, welche alle ihn erwarteten. Seine eigenen Verwandten hatten unterdeß seinen Sohn ermordet. Der Vicekönig hatte die Mörder gefangen und wollte sie hinrichten lassen, um Giampolo ein Zeichen der Freundschaft zu geben. Aber der edle Mann verzieh ihnen und bat um ihre Freilassung.

Renuccio sammelte indeß achtzehn entschloßne Männer und landete in Corsica, nicht zurückgehalten durch das Schicksal seiner Kinder, welche man gleich nach seiner Flucht in einen finstern Turm geworfen hatte. Nicolas Doria säumte nicht ihn zu treffen und im ersten Anlauf zu überwältigen. Um ihn zu erschüttern ließ er seinem ältesten Sohne den Kopf abschlagen und drohte dem jüngsten ein gleiches zu thun, nur die flehentlichen Bitten des Knaben verhinderten die Unthat. Der unglückliche Vater, überall geschlagen, floh nach Sardinien, weiter nach Aragon. Doria aber wütete gegen alle die ihm angehangen; weite Strecken der Insel legte er wüst, die Dörfer niederbrennend und die Einwohner zerstreuend.

Renuccio della Rocca kam wieder im Jahre 1507. Er wollte eher sterben, als die Herrschaft Genua's auch nur von weitem sehn. Der unbeugsame Mann war ganz der Widerspruch zu dem

verſchloſſenen, ſchmerzvollen Giampolo. Mit nur zwanzig Menſchen betrat er ſein Vaterland. Diesmal kam ihm ein anderer Doria entgegen, Andreas, der nachmals große Doge, welcher unter ſeinem Vetter Nicolò gedient hatte. Der corsiſche Geſchichtſchreiber Filippini verſchweigt die Grauſamkeiten nicht, welche Andreas in dieſem kurzen Kampfe beging. Es gelang ihm ſchnell, Renuccio zu erdrücken und ihn zu zwingen mit freiem Geleit ſich ein zweites Mal nach Genua einzuſchiffen. Als der Corse dort ankam wollte ihn das Volk zerreißen; ſchnell barg ihn der franzöſiſche Gouverneur in ſein Caſtell.

Drei Jahre waren vergangen. Plötzlich zeigte ſich Renuccio wieder in Corsica. Aus Genua entflohen hatte er vergebens bei den Fürſten Europa's um Hülfe gebeten, und noch einmal dem Schickſal trotzend, war er mit acht Freunden ausgezogen und in ſeiner Heimat gelandet. Weinend empfingen ihn frühere Vaſallen in Freto, erſchüttert von dem gehäuften Unglück des Mannes und ſeiner beiſpiellos kühnen Seele. Er ſprach zu ihnen und beſchwor ſie noch einmal das Schwert zu ziehn. Sie ſchwiegen und gingen. Einige Tage blieb er in Freto verſteckt. Da kam zufällig Nicolo Pinello, Schützenhauptmann aus Ajaccio auf ſeinem Pferde. Der Anblick deſſelben erbitterte Renuccio ſo ſehr, daß er ihn Nachts überfiel und erſchlug, ſein Pferd nahm und nun öffentlich ſich zeigte. Auf die Kunde von ſeiner Anweſenheit zogen die Truppen aus Ajaccio; ihn einzufangen. Er floh in die Berge, gehetzt wie ein Bandit oder ein wildes Thier. Weil nun die Verfolger die Bauern ſeinetwillen peinigten, zogen dieſe es vor ihrer Not ein Ende zu machen und ihn zu tödten. Man fand Renuccio della Rocca im Monat Mai des Jahres 1511 elend erſchlagen in den Bergen. Er war einer der mannhafteſten vom edlen Hauſe der Cinarca. Man ſagt, ſo erzählt der corsiſche Chroniſt, daß er bis zu ſeinem letzten Ende ſich gleich blieb, in ſeinem Tode aber nicht weniger Heldenmut zeigte als in ſeinem Leben, und das wahrlich zu ſeinem großen Lobe, weil ein

hochherziger Mann niemals den Adel ſeiner Seele verlieren darf, auch wenn das Schickſal ihn zu einem ſchmählichen Tode zwingt.

Giampolo war unterdeß nach Rom gegangen, um bei dem Papſte Leo dem Zehnten Hülfe zu ſuchen, und unglücklich in ſeinem Bemühn, war er im Jahre 1515 dort geſtorben.

Dreizehntes Kapitel.

Mit Giampolo und Renuccio endete der Widerſtand der corsiſchen Signoren. Der Adel der Inſel ſank, ſeine Burgen zerfielen, und kaum ſieht man heute hie und da auf den Felſen Corsica's die ſchwarzen Mauern ragen, welche ehedem die Schlöſſer der Cinarca, der Iſtria, der Leca, der Ornani geweſen waren. Aber Genua hatte, indem es dieſen fürchterlichen Feind zu Boden warf, einen weit ſchrecklicheren ſich auf die Füße geſtellt, dies war das corsiſche Volk ſelbſt.

Uebrigens wanderten, als die Herrſchaft der genueſiſchen Bank mit eiſerner Schwere ſich auf die Inſel legte, viele thatkräftige Männer aus, um in der Fremde Ruhm und Ehre zu erwerben. Sie nahmen Dienſte im Ausland und wurden namhaft als Feldhauptleute und Condottieri. Einige ſtanden im Solde der Medici, andere in dem der Strozzi, oder ſie dienten bei den Venetianern, in Rom, bei den Gonzaga, bei den Franzoſen. Filippini nennt ihrer eine große Schaar, darunter Guglielmo von Caſabianca, Baptiſta von Leca, Bartelemy von Vivario mit dem Beinamen Telamon, Gaſparino Ceccaldi, Sampiero von Baſtelica. Ein Corse Arſano von Baſtia machte beſonderes Glück, da er als Renegat zum König von Algier ſich aufſchwang unter dem Namen Lazzaro. Dies iſt um ſo wunderlicher, als gerade in dieſer Zeit Corsica von den Barbaresken

ſo viel zu leiden hatte, weshalb die Bank die ganze Inſel mit Feuerwachen und Türmen umſtellte und Porto Vecchio an der Südoſtküſte zu einem Fort machte.

Nach den Kriegen mit Giampolo und Renuccio wurde Corsica durch die Bank anfangs milde regiert und erfreute ſich einer guten Ordnung. Sie ſandte jährlich einen Governatore auf die Inſel, welcher in Baſtia reſidirte. Er hatte neben ſich einen Vicar, einen Doctor der Rechte. Ihm gebührte die geſammte Adminiſtration, die oberſte richterliche und militäriſche Gewalt. Wiederum hatte er ſeine Lieutenants in Calvi, Algajola, San Fiorenzo, Ajaccio, Bonifazio, Sartene, Vico, Cervione und Corte. Von ihrem Urteil konnte an den Gouverneur appellirt werden. Alle dieſe Behörden wechſelten jedes Jahr oder nach zwei Jahren. Zum Schutze des Volks gegen ihre Uebergriffe hatte man einen Syndicat eingeſetzt, vor welchem Klage gegen jeden Magiſtrat geführt werden durfte. War die Klage begründet, ſo konnten die Handlungen des Magiſtrats umgeſtoßen, er ſelbſt mit Abſetzung geſtraft werden. Sogar der Gouverneur war den Syndici Rechenſchaft ſchuldig. Sie waren ſechs an der Zahl, drei aus dem Volk, drei aus dem Adel, ſowol Corsen als Genueſen. In beſonderen Fällen erſchienen auch Commiſſarien, welche Unterſuchungen anſtellten.

Außerdem hatte das Volk das wichtige Recht, die Zwölfmänner zu ernennen, und zwar jedesmal beim Wechſel der oberſten Magiſtratur; zwölf nämlich für das Land dieſſeits, ſechs für das Land jenſeits der Berge. Dieſe Zwölfmänner vertraten die Rechte des Volks neben dem Gouverneur, ſo daß ohne ſie nichts auf der Inſel angeordnet, geändert und geſchmälert werden durfte. Aus ihnen ging Einer als Orator oder Geſandter nach Genua, die Rechte des Volks beim Senat zu vertreten.

Die Grundlage der Verfaſſung der Communen mit ihren Gemeindevätern und Podeſtas wurde nicht geändert, noch wurde die Volksverſammlung (veduta oder consulta) abgeſtellt. Der

Governator pflegte ſie in Biguglia zu verſammeln, ſo oft etwas allgemein Wichtiges angeordnet werden ſollte.

Man ſieht, dieſe Einrichtungen waren demokratiſcher Natur, ließen dem Volk Freiheit ſich zu bewegen und Anteil an der Regierung, gaben ihm Halt an ſchützenden Geſetzen und zügelten die Willkür der Beamten. Und ſo konnte ſich Corsica ihrer wol erfreuen, ja im Vergleich mit andern Ländern Europas mochte es hochbevorzugt erſcheinen, wenn jene Geſetze wirklich gehandhabt wurden. Daß aber Genua bald zu einem fluchwürdigen Despotenregiment überging und die Nationalität der unbezähmbaren und culturſcheuen Corsen auszurotten beſchloß, wie Venedig den großen Fehler begehend, ſeine auswärtigen Provinzen durch Tyrannei abzuſtoßen, ſtatt ſie durch Wolthaten an ſich zu feſſeln, das werden wir in den folgenden Kapiteln ſehn. Und bald ſtellte Corsica wider Genua ſeinen tapferſten Mann und einen der hervorragendſten Charaktere jenes Jahrhunderts auf.

Vierzehntes Kapitel.

Sampiero war in Baſtelica geboren, einem Ort der oberhalb Ajaccio in den wildeſten Urbergen liegt; nicht aus alter Familie entſproſſen, ſondern Sohn unbekannter Eltern. Man nennt als ſeinen Vater Guglielmo Enkel Vinciguerra's. Andere nennen die Porri als ſeine Familie.

Gleich anderen jungen Corsen ging Sampiero früh auf das Feſtland, bei fremden Herren Sold zu nehmen. Wir finden ihn im Dienſt des Cardinals Hippolyt von Medici, unter den ſchwarzen Banden zu Florenz, und bald machte er alle Welt durch ſeine Waffenthaten wie durch den Adel und die Gewalt ſeines Charakters von ſich reden. Den Medici war er Schwert und Schild im Kampf gegen die Pazzi. Aus ihren Dienſten als Condottiere

und Bandenhauptmann trat er, für seinen thatenlustigen Geist ein größeres Feld suchend, unter die Fahnen Franz des Ersten von Frankreich. Der König machte ihn zum Obersten des Corsenregiments, welches er gebildet hatte. Bayard wurde sein Freund und Carl von Bourbon ehrte seine ungestüme Tapferkeit und seine kriegerische Einsicht. „An einem Schlachttage, so sagte Bourbon, gilt der Corsenoberst 10,000 Mann.“ In vielen Schlachten, vor mancher Feste zeichnete sich Sampiero aus, und sein Ruf war gleich groß beim Feinde wie beim Freunde.

Ganz dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien hingegeben, hatte er doch Auge und Ohr für sein Vaterland, von dem oft Stimmen zu ihm drangen, welche ihm das Herz bewegten. Er kam im Jahr 1547 nach Corsica, ein Weib aus seiner Heimat zu nehmen, und er nahm es aus einem der ältesten Häuser jenseits der Berge, dem Hause der Ornani. Obwol er selber ohne Ahnen war, galt doch dem Francesco Ornano Sampiero's Ruhm und Manneskraft als ein nicht zu verachtendes Adelsdiplom; der stolze Corse gab ihm sein einziges Kind, die schöne Vannina, und mit ihrer Hand das Erbe der Familie.

Kaum sah der Gouverneur der genuesischen Bank Sampiero, in welchem er den grimmigsten Feind ahnte, in seinem Bereich zu Bastia, als er wider alles Recht ihn überfallen und in den Turm werfen ließ. Franz Ornano eilte zum französischen Gesandten nach Genua. Auf der Stelle reclamirte dieser den französischen Feldhauptmann. Sampiero wurde freigelassen. Der ihm angethane Schimpf war noch ein persönlicher Antrieb mehr, den langgenährten Haß gegen Genua und den heißen Wunsch sein Vaterland zu befreien, zur That zu fördern. Die politischen Verhältnisse, der Krieg zwischen Frankreich und Carl dem Fünften gaben bald Gelegenheit dazu.

Heinrich der Zweite, Gemal der Catharina von Medici, tief verwickelt in die italienischen Angelegenheiten, im heftigen Kriege mit dem Kaiser und verbündet mit den Türken, welche eine

Flotte ins weſtliche Mittelmeer abzuſenden im Begriff ſtanden, ging auf den Plan einer Unternehmung gegen Corsica ein. Ein doppelter Zweck ſchien damit erreichbar; einmal wurde in Corsica Genua bedroht, und weil dieſe Republik, ſeitdem ſie Andreas Doria vom Franzoſenjoch befreit hatte, mit Carl dem Fünften enge verbunden war, auch der Kaiſer ſelbſt bekriegt; endlich gab die Inſel eine treffliche Poſition im Mittelmeer, einen Anlehnungspunkt für die vereinigte franzöſiſche und türkiſche Flotte. So bekam der Marſchall Thermes in Italien, wo ſeine Truppen Siena beſetzt hielten, den Befehl ſich an die Eroberung von Corsica zu machen.

Sampiero war über dieſe Wendung der Dinge glücklich; er begehrte nichts als der Befreier ſeines Landes zu ſein, er ſtellte Thermes die unausbleiblichen Erfolge der Unternehmung dringend vor, und ſie wurde ſchnell ins Werk geſetzt. Ihr Erfolg war auch unzweifelhaft. Die Franzoſen durften nur landen, um das corsiſche Volk augenblicklich in Waffen zu rufen. Der Haß gegen die Herrſchaft der genueſiſchen Kaufleute war ſeit dem Falle Renuccio's bis aufs äußerſte geſtiegen. Er hatte ſeinen Grund nicht allein in dem unzerſtörbaren Freiheitsgefühle der Nation, er hatte ihn auch in materiellen Dingen. Denn ſobald die Bank ihrer Gewalt ſicher geworden zu ſein ſchien, mißbrauchte ſie dieſelbe despotiſch. Man hatte den Corsen alle ihre Rechte genommen, den Syndicat, die Zwölfmänner, die alte Gemeindeobrigkeit. Das Recht war feil, der Mord frei, wenigſtens wurde der Mörder in Genua beſchützt und mit Freibriefen verſehn. Alle Schrecken der Blutrache wurzelten deshalb feſt und unaustilgbar. Die Schriftſteller ſtimmen darin überein, daß die Demoraliſation der Rechtspflege die tiefſte Wunde war, welche die Bank von Genua den Corsen ſchlug.

Sampiero hatte einen Corsen Altobello de' Gentili auf die Inſel geſchickt, das Volk zu erhorchen; ſeine Briefe und die Hoffnung auf ihn entzündeten eine wilde Freude. Man zitterte der

Ankunft der Expedition entgegen. Thermes und der Admiral Paulin, deſſen Geſchwader ſich bei Elba mit der Türkenflotte unter Dragut vereinigt hatte, ſegelten gegen Corsica im Auguſt 1553. Mit ihnen war auch der tapfere Piero Strozzi und ſeine Companie, doch nicht auf lange, mit ihnen die Hoffnung der Corsen Sampiero, Johann Ornano, Rafael Gentili, Altobello, andere Emigranten, alle racheglühend und voll Begierde ſich im Blut der Genueſen zu baden.

Sie landeten an der Renella bei Baſtia. Sampiero zeigte ſich kaum auf den Mauern der Stadt, welche man mit Sturmleitern erſtiegen hatte, als das Volk die Tore aufriß. Baſtia ergab ſich. Ohne Säumen ging man an die Eroberung der anderen feſten Plätze und des Innern. Paulin legte ſich vor Calvi, der Türke Dragut vor Bonifazio, Thermes marſchirte auf San Fiorenzo, Sampiero auf Corte, die wichtige Veſte im Innern. Auch hier zeigte er ſich kaum, als das Volk ihm die Tore öffnete. Die Genueſen flohen überall, alles Land wurde wie im Triumf erobert, nur Ajaccio, Bonifazio und Calvi trotzten auf ihre Lage. Nicht Paulin zur See noch Sampiero zu Lande konnten Calvi erſchüttern. Man hob die Belagerung auf und Sampiero eilte vor Ajaccio zu erſcheinen. Lamba Doria rüſtete ſich hier zur äußerſten Verteidigung, aber das Volk that dem Befreier die Stadt auf. Man plünderte die Häuſer der Genueſen; doch ſo heilig zeigte ſich auch hier das corſiſche Naturgeſetz der Großmut und der Gaſtfreundſchaft ſelbſt gegen Feinde, daß viele Genueſen Schutz bei ihren Haſſern fanden, in deren Dörfer ſie gingen das Gaſtrecht anzuflehen. Franz Ornano nahm Lamba Doria ſelbſt in ſein eignes Haus auf.

Fünfzehntes Kapitel.

Unterdeß ſtürmte der Türke Boniſazio, rings umher alles Land verwüſtend, und erbittert über den Heldenmut der Boniſaziner, welche ſich ihrer Vorfahren zur Zeit Alfonſo's von Aragon würdig zeigten. Tag und Nacht, trotz Hunger und Ermüdung, ſtanden ſie auf den Mauern, jeden Sturm zurückwerfend, Männer und Weiber gleich heldenmütig. Auch Sampiero erſchien vor Boniſazio. Die unabläſſig beſtürmte Stadt wankte nicht, im mannhaften Kampf auf Entſatz hoffend. Denn ein Bote, Cattacciolo, Bürger von Boniſazio, wurde von Genua her erwartet. Der Bote kam den nahen Entſatz anzukündigen, und er fiel in die Hände der Franzoſen. Sie machten ihn zum Verräter, ſo daß er gefälſchte Briefe in die Stadt trug, welche dem Commandanten die Hoffnung auf Entſatz benahmen. Deshalb übergab dieſer die unbezwungene Stadt unter der Bedingung, daß ſie nicht geplündert werden, und die Beſatzung in allen Ehren ſich nach Genua einſchiffen dürfe. Die tapferen Verteidiger waren kaum aus den Mauern gerückt, als der barbariſche Türke dem Eide Hohn ſprechend, über ſie herfiel und ſie zuſammenzuhauen begann. Sampiero rettete mit Mühe, was von den Boniſazinern noch zu retten war. Mit dieſer Rache nicht zufrieden, forderte Dragut die Plünderung der Stadt, und da man ihm dieſe nicht zugeſtand, ein hohes Abſtandsgeld, welches Thermes nicht zahlen konnte, aber zu zahlen verſprach. Erbittert ſetzte ſich Dragut zu Schiff und ging nach Aſien unter Segel. Genueſiſches Gold hatte ihn gewonnen.

Nach dem Falle Boniſazio's war den Genueſen kein Fleck Landes mehr in Corsica geblieben, als das „immergetreue" Calvi. Es war daher keine Zeit zu verlieren, wenn man die Inſel wiedergewinnen wollte. Der Kaiſer hatte Hülfe zugeſagt, er ſtellte Genua einige tauſend Deutſche und Spanier zur Verfügung, auch Cosmus von Medici gab ein Hülfscorps. So war

ein bedeutendes Heer beiſammen; um den Erfolg außer Frage zu ſtellen übertrug man den Oberbefehl dem berühmteſten Feldherrn, Andreas Doria ſelbſt, das Untercommando dem Agoſtino Spinola.

Andreas Doria war damals 86 Jahre alt. So dringend erſchien die Lage der Dinge, daß der Greis die Aufforderung nicht ausſchlug. In der Kathedrale von Genua empfing er das Banner der Unternehmung von Senatoren, Protectoren der Bank, Clerus und Volk.

Am 20. November 1553 landete Doria im Golf von S. Fiorenzo, und in kurzer Zeit wandte ſich das Blatt zu Gunſten Genua's. S. Fiorenzo, welches der Marſchall Thermes ſtark befeſtigt hatte, fiel, Baſtia ergab ſich, die Franzoſen wichen überall. Damals hatte ſich Sampiero mit Thermes überworfen und war eine kurze Zeit an den Hof von Frankreich entfernt worden; aber nachdem er ſeine Verleumder beſiegt hatte, ſtand er glänzender und als die Seele des Krieges da, welchem der untüchtige Thermes nicht gewachſen war. Er war unerſchöpflich im Widerſtand, im Angriff, im kleinen Kriege. Er ſchlug Spinola empfindlich auf dem Golofelde, aber eine Wunde die er in der Schlacht empfing, machte ihn für eine Weile unthätig, in welcher Spinola die Corsen bei Moroſaglia ſchlug. Jetzt ließ Sampiero ſeiner Wunde nicht Zeit zum Heilen, er erſchien wieder im Feld und überwand Spanier und Deutſche in der Schlacht am Col di Tenda, im Jahre 1554.

Der Krieg wurde mit gleich großer Wut noch fünf Jahre lang fortgeführt. Corsica ſchien des Schutzes von Frankreich für immer ſicher und ſich überhaupt als einen ſelbſtändig organiſirten Teil Frankreichs zu betrachten. Franz der Zweite hatte Jordan Orſini bereits zu ſeinem Vicekönig ernannt, und dieſer in der Volksverſammlung im Namen ſeines Königs die Einverleibung der Inſel in Frankreich feierlich erklärt. So ſchien das Schickſal Corsica's ſchon damals an die franzöſiſche Monarchie gebunden

und die Inſel aus dem Bereich der italieniſchen Staaten, in welchen ſie durch Natur gehört, ausgeſchieden zu ſein. Aber kaum hatte der König jene feierliche Zuſage gegeben, als der Friedensſchluß von Chateau Cambreſis, im Jahre 1559, alle Hoffnungen der Corsen zertrümmerte.

Frankreich ſchloß mit Philipp von Spanien und mit deſſen Verbündeten Frieden und verpflichtete ſich Corsica den Genueſen herauszugeben. Und ſo lieferten die Franzoſen alle noch von ihnen beſetzten Plätze in die Hände Genua's und ſchifften ihre Truppen ein. Ein verzweifelter Krieg von ſechs Jahren war nutzlos geführt, ſo viel Ströme Bluts waren der Politik zum Spiele vergoſſen worden; die Corsen ſahen ſich durch ein Blatt Papier, ein Friedensdocument, in ihr altes Elend zurückgeſchleudert, und der Rache Genua's wehrlos Preis gegeben. Dieſer Treubruch und dieſer Schlag preßte dem Lande einen Schrei der Verzweiflung aus, aber er ward nicht beachtet.

Sechzehntes Kapitel.

Von hier ab zeigte ſich Sampiero in ſeiner ganzen Größe; denn nur derjenige Mann iſt wahrhaft groß, welcher durch das Schickſal ungebeugt aus dem Unglück doppelt ſtark zu erſtehn vermag. Geächtet war er hinweggegangen. Der Friede hatte ihm das Schwert genommen, die ganz verheerte Inſel konnte einen Kampf für ſich ſelbſt nicht mehr wagen, ſie bedurfte der Erholung, der neue Krieg einer neuen Stütze an einer auswärtigen Macht. Alſo durchwanderte der unermüdliche Mann vier Jahre lang die Welt, die entfernteſten Mächte Europas um Hülfe anzugehen. Er eilte nach Frankreich zu Catharina, hoffend ſie alter Dienſte, die er dem Hauſe Medici geleiſtet hatte, noch eingedenk zu finden; er ging nach Navarra; zum Herzoge von

Florenz; zu den Fregoſi; von einem Hofe Italiens zum andern; er ſchiffte nach Algier zu Barbaroſſa; nach Conſtantinopel zum Sultan Soliman. Seine achtunggebietende Erſcheinung, die Kraft ſeiner Worte, ſein durchdringender Verſtand, ſeine glühende Vaterlandsliebe flößten allen Bewunderung ein, den Chriſten wie den Barbaren; aber man vertröſtete ihn mit Hoffnungen und mit Ausſichten.

Während Sampiero die Welt durchwanderte, die Fürſten zu einer Unternehmung für Corsica anrufend, hatte Genua ihn nicht aus den Augen verloren; es erſchrak vor den möglichen Erfolgen ſeiner Bemühungen. Dem fürchterlichen Mann für immer die Hand zu lähmen mußte man auf irgend eine Weiſe verſuchen. Gift und Meuchelmord, ſo ſagt man, hatten fehlgeſchlagen. Man beſchloß daher das Naturgefühl des Vaters und des Gatten mit der Leidenſchaft zum Vaterlande in Krieg zu bringen. Man wollte ſein Herz erſchlagen.

Sampiero's Weib Vannina lebte in ihrem Hauſe zu Marſeille im Schutze Frankreichs. Ihren jüngſten Sohn Anton Francesco hatte ſie bei ſich, der ältere, Alfonſo, war am Hofe Catharina's. Die Genueſen umgaben ſie mit ihren Spähern. Es kam ihnen darauf an, Sampiero's Weib und Kind nach Genua zu locken. Zu dieſem Zwecke bedienten ſie ſich des Michel Angelo Ombrone, eines Prieſters, welcher Lehrer der jungen Söhne Sampiero's geweſen war und deſſen Vertrauen im höchſten Maße genoß; ferner eines gewandten Agenten Agoſto Bazzicalupa. Vannina war eine bewegliche Natur, empfänglich für Einflüſterungen, ſtolz auf den alten Namen der Ornani. Man hatte ihr das Loos vorgeſtellt, welches die Kinder ihres geächteten Gatten erwarten mußte. Mit ihres Vaters Acht beladen, des Lehns der berühmten Ahnen beraubt, arm, nicht einmal ihres Lebens ſicher: was ſollte einſt aus ihnen werden? Man zeigte ihrer Phantaſie dieſe ihre geliebten Kinder in dem Elend der Fremde, das Brod der Gnade eſſend, oder, was ſchlimmer war, wenn ſie den Spuren

des Vaters folgten, als Banditen in den Bergen herumgehetzt endlich gefangen und an die Galeeren geſchmiedet.

Vannina ward erſchüttert, der Gedanke nach Genua zu gehen, ihr immer weniger ſchrecklich und weniger befremdlich. Dort, ſo ſagten ihr Ombrone und Bazzicalupa, wird man euren Kindern das Lehen Ornano wieder zuerkennen, und eurer milden Seele wird es gelingen, auch Sampiero mit der Republik zu verſöhnen. Des armen Weibes Herz erlag. Das natürliche Gefühl gab den Ausſchlag, und das begriff nichts von dieſem großen, rauhen, fürchterlichen Charakter des Mannes, welcher nur lebte, weil er ſein Vaterland liebte und ſeine Unterdrücker haßte, und der mit ſeinem eignen Selbſt dies verzehrende Feuer ſeiner Leidenſchaft nährte, alle andere Habe Scheit auf Scheit hineinwerfend. Alſo rang das verblendete Herz Vannina den Entſchluß ab nach Genua zu gehen. Eines Tages, ſo ſagte ſie ſich, werden wir glücklich, friedlich und verſöhnt ſein.

Indeß war Sampiero in Algier, wo der kühne Renegat Barbaroſſa König des Landes, ihm mit glänzenden Ehren entgegengekommen war, als ein Schiff von Marſeille die Nachricht brachte: Vannina, ſein Weib, von Genueſen umringt, gehe damit um, mit ihrem Kinde nach Genua zu entweichen. Wie Sampiero die Möglichkeit dieſer Flucht zu begreifen anfing, wollte er ſich augenblicks ins Schiff werfen und nach Marſeille eilen; dann gebot er ſeinem Freunde Antonio von San Fiorenzo auf der Stelle abzureiſen und zu hindern, wenn es möglich ſei. Er ſelbſt blieb, unterhandelte mit Barbaroſſa wegen eines Zuges gegen Genua, und ging dann zu Schiff nach Conſtantinopel, auch dort mit dem Sultan es zu verſuchen, dann erſt nach Marſeille zurückzukehren, nach ſeinem Weibe zu ſehn.

Antonio war fortgeeilt. In das Haus Vannina's ſtürzend fand er es ausgeräumt und leer. Sie war nebſt ihrem Kinde auf einem genueſiſchen Schiffe hinweg, mit Michel Angelo Ombrone und Bazzicalupa, heimlich, Tags zuvor. In Haſt raffte

Antonio Freunde, Corsen, Bewaffnete zuſammen, warf ſich in eine Brigantine und ſegelte mit allen Segeln in der Richtung, welche die Flüchtigen mußten genommen haben. In der Höhe von Antibes ſah er das genueſiſche Fahrzeug vor ſich. Er gab ein Zeichen, daß man halten ſolle. Vannina bat in ſchrecklicher Angſt, wie ſie die Verfolger ahnte und ihrer gewiß war, ſie ans Land zu ſetzen, und ſie wußte nicht, was ſie thun und wollen dürfe. Aber Antonio erreichte ſie an der Küſte, und im Namen Sampiero's und des Königs von Frankreich nahm er die Flüchtige an ſich.

Der edle Mann brachte ſie in das Haus des Biſchofs von Antibes, die ganz in Schmerz vergehende Frau durch den Troſt der Religion aufzurichten. Schreckliche Gedanken, die er verſchwieg, machten das ratſam. Aber dem Biſchof bangte vor einer Verantwortung, die er nicht auf ſich laden mochte; er gab Vannina in die Hände des Parlaments von Aix. Daſſelbe erklärte ſich bereit, ſie gegen jedermann in ſeinen Schutz zu nehmen. Doch Vannina begehrte nichts und lehnte den Schutz ab. Sie ſei, ſo ſagte ſie, ihres Mannes Weib, und was Sampiero über ſie verhängen werde, das wolle ſie über ſich ergehen laſſen. Die Erkenntniß ihrer Schuld laſtete ſchwer auf ihrem Herzen, und ſie legte ſich reuevolle Ergebung auf.

Nun kam Sampiero aus der Türkei, wo Soliman den berühmten Corsen mit Bewunderung eine Zeit lang am Hofe gehalten hatte, nach Marſeille, ſich ſelbſt und dem was ihm das Herz bewegte zurückgegeben. Antonio trat ihm entgegen, beſtätigte was geſchehen war, und ſuchte den ausbrechenden Grimm ſeines Freundes niederzuhalten. Einer von Sampiero's Verwandten, Pier Giovanni von Calvi, ließ die unvorſichtige Aeußerung fallen, daß er Vannina's Flucht lange geahnt habe. Und du verſchwiegſt, was du ahnteſt? rief Sampiero, und augenblicks erſtach er ihn mit dem Dolch. Er warf ſich aufs Pferd und jagte nach Aix, wo auf dem Schloß Zaiſi ſein Weib

ihm entgegen zitterte, Antonio ihm nach, voll fürchterlicher Angſt, ob er vielleicht Schreckliches noch abwenden könne.

Unter den Fenſtern des Schloſſes wartete Sampiero bis es Morgen wurde. Dann ging er zu ſeinem Weibe, und führte ſie nach Marſeille. In ſeiner verſchloſſenen Seele konnte niemand leſen. Als er mit ihr in ſein Haus eintrat, welches ausgeräumt und wüſte ſtand, fiel ihm die ganze Gewalt des ihm angethanen Schimpfes und Verrats krampfhaft auf das Herz, und indem der Gedanke noch einmal durch ſeine Seele drang, daß es ſein Weib war, welches dem verhaßten Landesfeinde ſich und ſein Kind in die Hände gegeben hatte, ergriff ihn beſinnungslos der Dämon, und mit der eignen Hand gab er ſeinem Weibe den Tod.

Sampiero, ſo ſagt der corſiſche Geſchichtſchreiber, liebte ſein Weib leidenſchaftlich, aber als Corſe, das heißt bis zur allerletzten Vendetta.

Prachtvoll ließ er die Todte in der Kirche des heiligen Franciscus beſtatten, dann ging er, dem Hofe von Paris unter die Augen zu treten. Es war im Jahr 1562.

Siebenzehntes Kapitel.

In Frankreich empfing man Sampiero mit Kälte, die Höflinge ziſchelten, vermieden ihn, höhnten ihn aus der Tugendmaske heraus. Sampiero war nicht der Mann, ſich durch Höflinge ſchrecken zu laſſen, noch war der Hof Catharina's von Medici das Tribunal, vor welchem eine ungeheure That gerichtet werden durfte, die einer der bedeutendſten Menſchen ſeiner Zeit auf ſich geladen hatte. Catharina und Heinrich vergaßen den Gattenmord, aber ſie wollten für Corſica nichts mehr thun, als ſeine Befreiung gerne ſehen.

Nachdem Sampiero als Diplomat alles verſucht hatte, was ihm möglich geweſen war, und ſich keine Ausſicht auf fremde Unterſtützung zeigte, beſchloß er als Mann zu handeln und ſeiner wie ſeines Volkes Kraft allein zu vertrauen. Er ſchrieb an ſeine Freunde in Corsica, daß er kommen werde, ſein Vaterland zu befreien oder zu ſterben. „Es iſt unſere Sache, ſo ſagte er, eine letzte Anſtrengung zu verſuchen, um das Glück und den Ruhm einer vollſtändigen Freiheit zu erlangen. Wir haben an die Cabinette von Frankreich, von Navarra und Conſtantinopel gepocht. Wenn wir die Waffen nur an dem Tage ergreifen, wo wir im Kampfe durch die Hülfe Frankreichs oder Toscana's unterſtützt ſein werden, ſo wird die Unterdrückung noch lange Zeit das Loos des Landes ſein. Und überhaupt, was würde der Preis für eine Nationalität von fremdem Urſprunge ſein? Um ſich dem Joche der Perſer zu entziehn und ihre Unabhängigkeit zu retten, ſah man die Griechen zu ihren Nachbarn nach Hülfe gehen? Die italieniſchen Republiken bieten uns neue Beiſpiele von dem, was der ſtarke Wille eines Volks vermag, wenn es mit ihm die Liebe zum Vaterlande vereint. Doria vermochte ſein Land von dem Druck einer übermütigen Ariſtokratie zu befreien, und wir ſollen warten, um uns zu erheben, bis die Soldaten des Königs von Navarra kommen in unſern Reihen zu kämpfen?"

Am 12. Juli 1564 landete Sampiero im Golf von Valinco mit zwei Schiffen und einer Schaar von zwanzig Corsen und von fünf und zwanzig Franzoſen. Er verſenkte die Galeere, auf welcher er gefahren war. Als man ihn fragte, warum er das thäte und wo er Rettung ſuchen wolle, wenn die Genueſen ihn überraſchten, antwortete er: in meinem Schwert. Mit ſeinem Häuflein warf er ſich auf das Schloß von Iſtria, nahm dieſes und ſtürmte fort auf Corte. Hier zogen ihm die Genueſen entgegen mit weit überlegner Macht, da Sampiero's Schaar nur erſt hundert Mann zählte. Aber ſo groß war der Schrecken, den

ſein bloßer Name einflößte, daß ſie ihn kaum kommen ſahen, als ſie ohne das Schwert zu ziehen davonflohn. Corte that Sampiero die Tore auf, und ſo hatte er den erſten Stützpunkt gewonnen. Das Gemeindeland zögerte nicht mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen.

Vorwärts zog Sampiero auf Vescovato, die reichſte Landſchaft der Inſel, an den Abhängen der Berge gelegen, welche ſich zur ſchönen Küſtenebne von Mariana niederſenken. Bei ſeinem Nahen verſammelte ſich das Volk, für die Erndten bang, in Angſt vor dem Kriegsgewitter und in Bewegung geſetzt durch den Archidiaconus Filippini, den Geſchichtſchreiber der Corsen. Filippini riet dringend, ſich ſtill zu halten und Sampiero nicht zu ſehen, was er auch thäte. Als nun Sampiero in Vescovato einzog, fand er den Ort bedenklich ſtill und das Volk in den Häuſern, bis es endlich der Neugierde oder der Sympathie nachgab und hervorkam. Er redete es an und warf ihm vor, was es verdiente, Mangel an Vaterlandsliebe. Seine Worte machten tiefen Eindruck. Man bot ihm Gaſtfreundſchaft; aber er ſtrafte das Volk von Vescovato mit Verachtung derſelben und übernachtete unter freiem Himmel.

Der Ort wurde nichtsdeſtoweniger der Schauplatz einer blutigen Schlacht. Denn Nicola Negri führte die Genueſen gegen ihn zum Sturm. Es war ein mörderiſcher Kampf, um ſo mehr, als er bei der verhältnißmäßig geringen Zahl der Streitenden den Charakter des Einzelkampfes haben mußte. Auch Corsen kämpften gegen Corsen, weil eine Schaar von ihnen im Dienſte Genua's geblieben war. Als dieſe herandrang, warf ſie Sampiero zurück, indem er ihnen zurief, es ſei eine Schmach das Vaterland zu beſtreiten. Der Sieg neigte ſich ſchon auf die Seite Genua's, da einer der tapferſten Corsencapitäne Bruſchino gefallen war; aber Sampiero ſtellte die Reihen wieder her, und es gelang ihm, die Genueſen zu werfen, welche in Flucht aufgelöst gegen Baſtia ſich zerſtreuten.

Der Sieg von Vescovato vergrößerte die Streitkräfte Sampiero's; ein zweiter bei Caccia, in welchem Negri blieb, brachte das ganze innere Land unter Waffen. Nun hoffte Sampiero auf ernſtlichen Beiſtand von Toscana und ſelbſt von den Türken, denn indem er mit ſo wenigen Mitteln Spanier und Genueſen überwunden hatte, zeigte er, was die Freiheitsliebe der Corsen vermögen würde, wenn man ſie noch unterſtützte.

Nach Negri's Tode hatten die Genueſen ihren beſten Führer auf die Inſel geſandt, Stefan Doria, würdig dieſes Namens durch ſeine Tapferkeit, ſeine Einſicht und ſeine Härte. Ein Heer von 4000 erkauften Deutſchen und Italienern folgte ihm. Der Krieg entbrannte mit neuer Wut. Mehrere Niederlagen erlitten die Corsen, mehre noch die Genueſen, welche noch einmal nach Baſtia zurückgeworfen wurden. Doria hatte einen Ueberfall auf Baſtelica gemacht, dieſen Geburtsort Sampiero's in Aſche gelegt, und ſein Haus dem Erdboden gleich machen laſſen. Was galt Sampiero Haus, Habe und Gut, ihm welcher ſein Weib dem Vaterlande geopfert hatte? Aber immer bleibt die Politik Genua's bemerkenswert, den Patriotismus der Corsen mit ihren perſönlichen Gefühlen in tragiſchen Streit zu bringen. Was ſie vergebens bei Sampiero verſucht hatten, gelang ihnen bei Achill von Campocaſſo, einem Manne von ungewöhnlichem Heldenmut, aus einem hochangeſehenen Hauſe alter Caporali. Man fing ſeine Mutter. Der Sohn ſchwankte nicht einen Augenblick, er warf ſein Schwert fort und eilte in das Lager Genua's, die Mutter von der Tortur zu retten. Aber weil ihm der Feind zumutete, Sampiero's Mörder zu werden, entwich er, und hielt ſich ſtill daheim. Immer mehr ſtand Sampiero von ſtarken Freunden verlaſſen da, ſeitdem Bruſchino gefallen, Campocaſſo zum Feinde gegangen, und auch Napoleon von Santa Lucia geſchlagen worden war, der erſte Corse, welcher den Namen Napoleon durch Waffenthaten ausgezeichnet hat.

Wenn der ganze Haß von Corse und Genueſe in zwei

Namen ſich nennen läßt, ſo ſind es die von Sampiero und Doria. Beide waren zugleich die Repräſentanten ihrer Nationalität. Stefan Doria übertraf alle ſeine Vorgänger an Grauſamkeit. Er hatte geſchworen, das corsiſche Volk zu vertilgen, und dies ſind ſeine ausgeſprochenen Grundſätze: „Als die Athener nach ſiebenmonatlichem Widerſtande ſich der Hauptſtadt von Melos, der Verbündeten Sparta's bemächtigten, ließen ſie alle Einwohner über vierzehn Jahre ſterben und ſchickten dann eine Colonie, um die Stadt neu zu bevölkern und in Gehorſam zu halten. Warum ahmen wir dies Beiſpiel nicht nach? Etwa weil die Corsen weniger ſtrafbar ſind als die Rebellen jenes Landſtriches? Durch dieſe ſchrecklichen Strafgerichte wollten die Athener zur Eroberung des Peloponneſes, des ganzen Griechenlands, Afrika's, Italiens und Siciliens gelangen. Indem ſie alle ihre Feinde über die Klinge ſpringen ließen, ſtellten ſie die Achtung und den Schrecken ihrer Waffen wieder her. Man wird ſagen, daß wir mit dem Völkerrecht alle Geſetze der Menſchlichkeit und der Civiliſation verletzen. Was thut es? wenn ſie uns nur fürchten, das iſt alles wornach ich frage. Ich mache mir mehr aus dem Urteil Genua's als aus dem der Nachwelt, mit dem man mich vergebens ſchreckt. Dies leere Wort Nachwelt hemmt nur Menſchen, welche ſchwach und unentſchloſſen ſind. Unſer Intereſſe iſt es, den Kreis unſerer Eroberung auszudehnen und den Inſurgenten alles zu nehmen, was den Krieg ernähren kann. Nun, ich ſehe nur zwei Wege, Vernichtung der Erndten, Niederbrennen der Dörfer und Umſtürzen der Türme, wo ſie ſich verſchanzen, wenn ſie anders nicht kämpfen können."

Dieſe Ratſchläge Doria's ſprechen den bis zur Verzweiflung geſteigerten Haß Genua's gegen das unzähmbare Volk der Corsen aus und belehren uns auch über das unſägliche Elend, welches dieſe zu leiden hatten. Doria verwüſtete die halbe Inſel, ohne doch Sampiero überwinden zu können. Dieſer hatte in Bozio eine Volksverſammlung gehalten, die allgemeine Sache neu zu

befeſtigen, die Zwölfmänner und andere volkstümliche Behörden neu zu ordnen und endlich eine Erhebung in Maſſe möglich zu machen. Sampiero war nicht bloß ein Kriegshauptmann, ſein Blick reichte weit. Er wollte ſeinem Lande mit der Unabhängigkeit eine freie republikaniſche Verfaſſung geben, geſtützt auf die alten Einrichtungen des Sambucuccio von Alando. Er wollte aus der Lage der Inſel, aus ihren Forſten und Produkten alle die Vorteile ziehen, welche ſie befähigten eine Seemacht zu werden; in Verbindung mit Frankreich wollte er Corsica frei, mächtig und herrſchend machen, wie einſt Rhodus und Tyrus es waren. Er ſelbſt ſtrebte nicht nach dem Titel eines Grafen von Corsica; er war der erſte Vater des Vaterlandes, und die Zeiten der Signoren waren vorüber.

Er ſandte indeß Boten nach dem Feſtland, die Höfe, namentlich Frankreich um Unterſtützung anzugehen; doch man überließ die Corsen ihrem Schickſale. Anton Padovano kam von Frankreich mit leeren Händen zurück; er brachte nur mit ſich Alfonſo den jungen Sohn Sampiero's, 10000 Thaler Geld und dreizehn Fahnen, worauf geſchrieben ſtand: Pugna pro Patria. Gleichwol erhoben die Corsen ein Freudengeſchrei; die Fahnen welche Sampiero an die Capitäne verteilte, gaben Anlaß zu gefährlicher Eiferſucht.

Hier ſind Briefe, welche Sampiero ſchrieb:

An Catharina von Frankreich. Unſere Angelegenheiten ſind bis ſo weit ſehr gut gegangen. Ich kann Ew. Majeſtät verſichern, daß wir ohne die geheime und offene Unterſtützung, welche den Genueſen von Seiten des katholiſchen Königs von Spanien zugekommen iſt, anfangs in 22 Galeeren und 4 Schiffen mit einer großen Zahl Spanier, unſere Feinde ſo in die Enge gebracht hätten, daß ſie heute ohne feſte Stellung ſein würden. Nichtsdeſtoweniger und komme was da wolle, wir geben nie den einmal gefaßten Entſchluß auf, eher zu ſterben, als uns in welcher Weiſe es ſei der Herrſchaft der Republik zu unter-

werfen. Ich bitte folglich Ew. Majeſtät in dieſen Umſtänden meine Ergebenheit an Ihre Perſon und die meines Vaterlandes an Frankreich nicht zu vergeſſen. Wenn der katholiſche König ſich den Genueſen ſo geneigt zeigte, die ſchon ohnehin an ſich ſo mächtig gegen uns ſind, die wir von aller Welt verlaſſen da ſtehn, wird Ew. Majeſtät zugeben, daß wir unter den Händen unſerer grauſamen Feinde umkommen?

An den Herzog von Parma. Sollten wir der Ottomaniſchen Pforte tributbar werden, mit Gefahr alle Fürſten der Chriſtenheit zu beleidigen, ſo ſteht unſer Entſchluß unwiderruflich feſt: hundertmal lieber die Türken als die Herrſchaft der Genueſen. Frankreich ſelbſt hat den Friedensſchluß nicht reſpectirt, welcher doch, ſo ſagte man, die Garantie unſerer Rechte und das Ende unſerer Leiden ſein ſollte. Wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie mit den Angelegenheiten der Inſel zu behelligen, ſo geſchieht es damit Ew. Hoheit im Notfalle ſie beim Hofe zu Rom gegen die Angriffe unſerer Feinde verteidigen könne. Ich will, daß meine Worte wenigſtens ein feierlicher Proteſt gegen die grauſame Indifferenz der katholiſchen Fürſten bleiben und eine Berufung an die göttliche Gerechtigkeit.

Achtzehntes Kapitel.

Noch einmal gingen Geſandte nach Frankreich ab. Es waren ihrer fünf; die Genueſen fingen ſie an der Küſte auf. Der Krieg nahm den Charakter ſchonungsloſer Vendetta von beiden Seiten an. Doria richtete nichts aus. Zu wiederholten Malen hatte ihn Sampiero aufs Haupt geſchlagen, endlich in den Päſſen von Luminauda beinahe vernichtet, und nur einem ſo kühnen Heerführer als Jener war, glückte es zu entrinnen. Blutig, erſchöpft und verzweifelnd kam er in San Fiorenzo an, und bald darauf

verließ er die Insel. Die Republik ersetzte ihn durch Vivaldi, dann durch den ränkevollen Fornari. Aber sie machte sich keine Hoffnung mehr, Sampiero mit offener Gewalt zu vernichten. Gegen diesen Mann, welcher als Proscribirter mit ein Paar Proscribirten auf die Insel gekommen war, hatte sie nach und nach ihre ganze Macht ins Feld geschickt, ihre und eine spanische Flotte, ihre Söldner, Deutsche, 15000 Mann Spanier, ihre größten Generale Doria, Centurione und Spinola; und sie, welche die Pisaner und Venedig überwunden hatte, vermochte nicht ein armes und von aller Welt verlassenes Volk zu bändigen, das in den Krieg zog, hungernd, zerlumpt, unbeschuht, schlecht bewaffnet, und welches, wenn es nach Hause kam, nichts fand, als die Asche seiner Dörfer.

Deshalb war man zu dem Entschlusse gekommen, Sampiero zu ermorden.

Zwistigkeiten zwischen ihm und den Nachkommen der alten Signoren hatte man schon lange gesät. Einige wie Hercules von Istria waren von ihm abgefallen, weil der genuesische Lohn ihre Habsucht reizte, oder ihr Stolz sich gegen den Gedanken empörte, den Befehlen eines Mannes zu gehorchen, welcher aus dem Staube emporgekommen war. Andere hatten eine Blutschuld zu rächen. Dies waren die Ornani, drei Brüder Antonio, Francesco und Michel Angelo, Vettern der Vannina. Genua hatte sie durch Gold und die Aussicht auf das Lehn Ornano gewonnen, welches den Kindern der Vannina gebührte. Die Ornani gewannen ihrerseits einen Mönch Ambrosius von Bastelica und Sampiero's eigenen Waffenmeister Vittolo, und so schmiedeten sie einen Anschlag den Helden in einem Hinterhalt umzubringen. Der Gouverneur Fornari übertrug die Ausführung dem Rafael Giustiniani.

Sampiero war in Vico, als der Mönch ihm falsche Briefe brachte, welche ihn dringend aufforderten, nach Rocca zu kommen, wo eine Rebellion gegen die Volkssache ausgebrochen sei.

Augenblicks ſchickte er Vittolo mit zwanzig Pferden nach Cavro voraus und ſelber kam er nach. Mit ihm waren ſein Sohn Alfonſo, Andrea de' Gentili, Anton Pietro von Corte, Battiſta da Pietra. Vittolo benachrichtigte unterdeß die Ornani und Giuſtiniani, daß Sampiero durch das Bergtal von Cavro ziehen werde, worauf dieſe mit vielem Volk zu Fuß und zu Pferde aufbrachen und ſich in den Hinterhalt legten. Als Sampiero mit ſeiner kleinen Schaar ahnungslos durch den Paß zog, ſah er ſich plötzlich von allen Seiten angegriffen und die Berge dunkel von Bewaffneten. Da erkannte er, daß ſeine Stunde gekommen ſei. Er befahl ſeinem Sohne, ihn den Vater zu verlaſſen, zu fliehen und ſich dem Vaterlande zu erhalten. Der Sohn gehorchte und entfloh. Während nun die Seinen tapfer kämpfend erlagen — es war Morgengrauen — ſtürzte ſich Sampiero in das Gewühl ſich durchzuhauen, wenn es möglich war. Die Ornani drangen auf ihn ein, gefolgt von genueſiſchen Soldaten. Er kämpfte verzweifelt; Antonio Ornano verwundete er mit einem Piſtolenſchuß am Halſe; ſein Gewehr verſagte, denn Vittolo hatte, als er es lud, zuerſt die Kugel und dann das Pulver hineingethan. Sampiero's Geſicht war von Blut überſtrömt; mit der Linken ſich die Augen von ihm befreiend, wehrte ſich die Rechte mit dem Schwert. Da ſchoß ihn Vittolo von hinten her durch den Rücken; er fiel; die Ornani ſtürzten ſich wütend auf den Sterbenden. Sein Haupt brachten ſie dem Gouverneur. Es war am 17. Januar des Jahres 1567.

Neun und ſechzig Jahre hatte Sampiero erreicht, ungeſchwächt durch Alter und Mühſal, durch Charaktergröße und Vaterlandsliebe der Unſterblichkeit wert. Er erlag wie Viriathus nur dem Meuchelmorde. Durch ſein erhebendes Beiſpiel hat er gezeigt, was der edle Mann vermag, wenn er einer großen Leidenſchaft unerſchütterlich treu bleibt.

Sampiero war von hoher Geſtalt, von finſterm und kriegeriſchem Anſehn, von ſtolzem Weſen, dunkelbärtig, von ſchwarzen

und krauſen Haaren. Sein Blick durchdringend, ſeine Rede kurz, feſt und gewaltig. Obwol ein Sohn der Natur und ohne Erziehung beſaß er doch einen feinen Verſtand und ein vortreffliches Urteil. Seine Feinde warfen ihm vor, daß er nach der Königskrone ſeiner Inſel ſtrebte, doch er ſtrebte nur nach ihrer Freiheit. Er lebte ſchlicht wie ein Hirte, trug den wollenen Kittel ſeines Landes und ſchlief auf nackter Erde. Er hatte mit den am meiſten ſchwelgeriſchen Höfen der Welt verkehrt, mit Florenz und Verſailles, doch nichts von der Falſchheit ihrer Grundſätze und der Verderbniß ihrer Sitten gelernt. Der rauhe Mann konnte ſein Weib ermorden, weil ſie ſich und ihr Kind dem Landesfeinde verraten hatte, aber er wußte nichts von jenen Verbrechen, welche die Natur verkehren und ihre Schändung zu einer verfeinerten Lebensphiloſophie ſtempeln. Er war einfach, rauh und groß, ein Menſch vom Gepräge urſprünglichſter Natur.

Neunzehntes Kapitel.

Als Sampiero gefallen war, frohlockte Genua mit Glockengeläute und Freudenlichtern. Aber auf das corsiſche Land fiel ein ſchrecklicher Schmerz. Sie kamen zuſammen in Orezza; 3000 Männer in Waffen, viele weinend, alle traurig ſtanden ſie auf dem Kirchenplatz. Das Schweigen unterbrach Lionardo von Caſanova, der Freund und Waffenbruder Sampiero's, dem Gefallenen die Leichenrede zu halten.

Dieſen Mann hatte eben ein beiſpielloſes Schickſal betroffen. Er war in die Gefangenſchaft der Genueſen gefallen, welche ihn in den Turm von Baſtia geworfen hatten. Sein Sohn Antonio hatte Tag und Nacht darauf geſonnen, wie er ſeinen Vater erretten könne. In die Kleider eines Weibes gehüllt, welches dem Gefangenen die Speiſe zu bringen pflegte, war er in den Kerker

gedrungen. Er hatte ſeinen Vater beſchworen, zu entweichen und ihn zurückzulaſſen; denn ſollte auch er, der Jüngling, ſterben, ſo werde doch ſein Tod ihn ehren, der Freiheit aber den Arm und die Einſicht ſeines Vaters erhalten. Dies gebiete die Liebe zum Vaterlande. Lange ſchwankte der Vater in dem fürchterlichen Kampf, dann erkannte er, daß er ſo handeln müſſe, wie ſein Sohn geſagt hatte, riß ſich von ihm los, und entkam. Die Kerkermeiſter fanden den Jüngling. Er gab ſich ihnen ſtolz und glücklich. Sie führten ihn vor den Gouverneur, und auf deſſen Befehl wurde er am Fenſter von ſeines Vaters Burg Fiziani gehenkt.

Lionardo erhob ſich wie ein heiliger Mann vor dem verſammelten Volk und hielt Sampiero die Leichenrede.

„Die Sclaven weinen, die freien Männer rächen ſich. Keine kleinmütigen Lamente! Unſere Berge ſollen nur von Kriegsgeſchrei widerhallen. Zeigen wir durch die Kraft unſers Handelns, daß er nicht ganz geſtorben iſt. Hat er uns nicht das Beiſpiel ſeines Lebens hinterlaſſen? Seht, das haben uns die Fornari und die Vittoli nicht rauben können. Das iſt ihren Anſchlägen und den meuchelmörderiſchen Kugeln entgangen. Warum ſchrie er ſeinem Sohne zu: rette dich! Ohne Zweifel, damit dem Vaterlande ein Held, den Kriegern ein Haupt, den Genueſen ein furchtbarer Feind zurückbleibe. Ja, Sampiero hat an ſeine Mörder den Schimpf ſeines Todes und an den jungen Alfonſo die Pflicht der Rache geheftet. Laßt uns dieſes edle Werk vollenden helfen. Schließen wir unſre Reihen! Der Geiſt des Vaters lebt in dem Sohne fort. Ich kenne den Jüngling. Er iſt des Namens den er trägt und des Vertrauens des Landes würdig. Er hat von ſeiner Jugend nichts als die Glut. Die Reife des Urteils eilt bisweilen der Zahl der Jahre voraus. Dieſes Geſchenk hat ihm der Himmel nicht verſagt. Seit langer Zeit teilte er die Gefahren und die Mühen ſeines Vaters. Alle Welt weiß, daß er des rauhen Waffenhandwerks Meiſter iſt. Die Krieger

begehren unter ſeinen Befehlen zu marſchiren. Ihr könnt euch der Sicherheit ihres Tactes vertrauen, er täuſcht nie. Die Maſſen ahnen die Menſchen. Sie vergreifen ſich ſelten in der Wahl derjenigen, welche ſie für fähig halten ſie zu führen. Und ferner, welche glänzendere Huldigung gibt es für das Andenken Sampiero's als die Wahl ſeines Sohnes? Diejenigen, welche mich hören, haben ihr Herz zu hoch geſtellt, um nicht für die Furcht unzugänglich zu ſein.

„Gibt es unter uns Menſchen, welche niedrig genug ſind die ſchimpfliche Sicherheit der Sclaverei den Stürmen und Gefahren der Freiheit vorzuziehen, ſo mögen ſie gehen und ſich von dem Reſt des Volkes ſcheiden. Sie mögen uns ſagen, wie ſie heißen. Nachdem wir ihre Namen auf eine Schandſäule gegraben, welche wir an dem Orte, wo Sampiero gemeuchelmordet ward, errichten werden, wollen wir ſie mit Schmach bedeckt hinwegſchicken, den Hof Fornari's neben Vittolo und Michel Angelo zu vermehren. Sonſt mögen ſie wiſſen, daß die Kämpfe und die Waffen, welche der rühmlichſte Teil für freie und tapfere Männer ſind, auch das Sicherſte ſind für die Schwachen. Wenn ſie noch ſchwanken, möchte ich ihnen ſagen: auf der einen Seite ſtehn der Ruhm für unſere Fahne, die Freiheit für uns, die Unabhängigkeit für das Land; auf der anderen die Galeere, die Schande, die Verachtung und alle anderen Uebel der Sclaverei. Wählet!"

Das Volk ernannte durch Zuruf Alfonſo d'Ornano zum Haupt und General der Corsen. Siebzehn Jahre war Alfonſo alt, aber er war Sampiero's Sohn. Noch zwei Jahre hielt der Jüngling, in mancher Schlacht ſiegreich, den Genueſen Stand.

Indeß hatte der lange Krieg beide Teile erſchöpft. Genua wollte den Frieden; die Inſel, damals in die Parteien der Roſſi und der Negri geſpalten, befand ſich in einer verzweifelten Lage und dem Frieden geneigt. Die Republik, welche ſchon im Jahre 1561 Corsica der Bank des heiligen Georg wieder abgenommen hatte, rief nun den verhaßten Fornari ab und

ſchickte Georg Doria auf die Inſel, den einzigen dieſes Namens, welchem die Corſen ein freundliches Andenken bewahrt haben. Die erſte Handlung dieſes weiſen Mannes war die Verkündigung einer allgemeinen Amneſtie. Viele Landſchaften unterwarfen ſich, viele Capitäne legten die Waffen ab. Dem Biſchofe von Sagona gelang es, auch den jungen Alfonſo zum Vertrage zu ſtimmen, welcher zwiſchen ihm und Genua auf folgende Bedingungen geſchloſſen wurde: vollſtändige Amneſtie für Alfonſo und ſeine Anhänger; Freiheit ſich nach dem Feſtlande einzuſchiffen für Männer und Weiber; Freiheit über ihre Güter zu verfügen durch Verkauf oder Adminiſtration; Rückgabe des Lehns Ornano an Alfonſo; Ueberweiſung der Pieve Vico an die Partiſanen Alfonſo's bis zu ihrer Einſchiffung; eine Friſt von 40 Tagen zur Ordnung ihrer Angelegenheiten; Freiheit für jeden Mann ein Pferd und einige Hunde mitzunehmen; Erlaß der Schulden für die, welche Schuldner des Fiscus ſind; für alle übrigen eine Friſt von fünf Jahren in Betracht der großen Landesnot; Freilaſſung einiger Eingekerkerter.

Alfonſo verließ ſein Vaterland mit 300 Begleitern, im Jahre 1569; er wanderte nach Frankreich aus, wo der König Carl der Neunte ihn mit Ehren aufnahm und zum Oberſten des Corſenregiments machte, welches er bildete. Viele Corſen gingen nach Venedig, viele nahm der Papſt in ſeinen Dienſt, und gründete aus ihnen ſeine berühmte Corſengarde.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Nach der Beendigung der Kriege Sampiero's legte ſich erſt das ganze Elend der Inſel blos. Sie war einer Wüſte gleich geworden, das Volk decimirt durch den Krieg, durch gezwungene oder freiwillige Auswanderung, gänzlich verarmt und verwildert. Mehrmals trat die Peſt auf, die Leiden voll zu machen, und Hungersnot zwang die Einwohner ſich wie Thiere von Eicheln und Kraut zu nähren. Obenein ſtreiften die Corsaren an den Küſten, überfielen die Dörfer und ſchleppten die Menſchen in die Sclaverei. In ſolchem Zuſtande übernahm Georg Doria die Inſel als Gouverneur, und ſo lange er ſie verwaltete, erfreute ſie ſich ſeiner Sorge, ſeiner Milde und der gewiſſenhaften Achtung des Friedensvertrages, welcher die Rechte der Terra del Commune garantirt hatte.

Kaum war Doria von ſeinem Poſten abgelöst, als Genua in die alte Bahn wieder einlenkte. So blind ſind in der Regel Gewalthaber, daß ſie weder die Vergangenheit noch die Zukunft ſehen. Mit der Zeit verdrängte man die Corsen aus allen weltlichen und geiſtlichen Aemtern, beſetzte auch die geringſte Stelle mit Genueſen, unterdrückte die Statuten und führte ein parteiiſches Regiment ein. Man betrachtete die Inſel lediglich als eine Domäne; verarmte genueſiſche Nobili ließen ſich dort Aemter

erteilen, um ihre Finanzen wieder emporzubringen. Verſchuldet wie das corsiſche Volk war, fiel es Wucherern, meiſtens Geiſtlichen, in die Hände, um die Auflagen aufzubringen. Der Gouverneur ſelbſt war anzuſehn wie ein Satrap; bei ſeiner Ankunft in Baſtia empfing er ein Scepter als Symbol ſeiner Macht; ſeine Beſoldung auf Landeskoſten war nicht klein, außer ihr mußte das Land ſeine Tafel mit Naturallieferungen verſorgen. Ihm gebührten 25 Procent von den Strafgeldern, Confiscationen und Priſen der Contrebande. Im Verhältniſſe hat man ſeine Lieutenants zu ſchätzen. Er brachte mit ſich auf die Inſel einen Fiscaladvokaten, einen Ceremonienmeiſter, einen Generalſecretär und gewöhnlichen Secretär, einen Hafencommandanten, einen Cavalleriecapitän, Polizeicapitän und Oberkertermeiſter. Alle dieſe Beamte waren Vampyre, wie genueſiſche Schriftſteller ſelber es bekennen. Die Auflagen wurden immer drückender, die Erwerbszweige ſtockten; der Handel war nichtig, weil das Geſetz alle Erzeugniſſe des Landes nur in den Hafen von Genua auszuführen zwang.

Nach den Berichten aller Schriftſteller, welche von dieſer Periode geſchrieben haben, war die Lage Corsica's von allen Ländern der Welt die unſeligſte. Dem Hunger, der Peſt, der Verwüſtung durch den Krieg erlegen, von Barbaresken unabläſſig geplagt, vom Genueſen um Recht und Freiheit gebracht, bedrückt, ausgeſogen, bei feiler Juſtiz noch von den Parteien, den Schwarzen und den Roten innerlich zerriſſen, triefend von der Blutrache, das ganze Land eine einzige Wunde — das iſt das Bild Corsica's, einer durch alle Elemente der Natur geſegneten Inſel. Filippini zählt zu ſeiner Zeit 61 zum Landbau wol geeignete Orte, welche verlaſſen ſtanden, Haus und Kirche noch aufrecht, ein Anblick, wie er ſagt, zum Weinen. Das corsiſche Volk hätte ſich gänzlich auflöſen müſſen, und wäre in Horden zerfallen, wenn nicht das Allgemeingefühl des Vaterlandes ſo wunderbar ſtark ſeiner ſich bemächtigt hätte. Der

corsiſche Geſchichtſchreiber ſagt: „Wenn man die Vaterlandsliebe in irgend einer Zeit, und irgendwo in der Welt auf Menſchen eine Gewalt ausüben ſah, ſo muß man wahrlich ſagen, daß ſie auf der Inſel Corsica mächtiger geweſen ſei, als irgendwo; ich bin hocherſtaunt, daß dieſe Vaterlandsliebe die Corsen in jeder Zeit an dem freiwilligen Entſchluſſe zur ewigen Auswanderung verhindert hat. Denn verfolgt man von den erſten Bewohnern bis auf den heutigen Tag ihre Geſchichte, ſo ſieht man, daß dies Volk in ſo vielen Jahrhunderten niemals, alles zuſammengezählt, auch nur hundert Jahre Ruhe und Erholung hatte; und daß ſie alſo trotzdem niemals ſich entſchloſſen haben hinwegzugehn, um den unſäglichen Ruin in Folge ſo vieler grauſamſter Kriege zu vermeiden, welche verbunden waren mit Hungersnot, Brand, Feindſchaften, Meuchelmord, Hader, Gewalt von ſo verſchiedenen fremden Nationen, Raub an ihrer Habe, den ſo häufigen Einfällen der grauſamen Barbaren, der Corsaren, und endlich mit ſo ungezählten endloſen anderen Leiden." In einem Zeitraum von nur dreißig Jahren wurden in Corsica damals 28000 Meuchelmorde verübt.

„Ein großes Unglück, ſo ſagt der Geſchichtſchreiber, iſt für Corsica die große Menge der verfluchten Radflinten. Die genueſiſche Regierung zog nämlich eine beträchtliche Abgabe aus den Patenten, welche deren Gebrauch geſtatteten. Es gibt, erzählt Filippini, mehr als 7000 Patente, und außerdem haben viele Gewehre auch ohne Patente und beſonders in den Bergen, wo man nichts anderes ſieht als Schaaren von zwanzig und dreißig und mehr Archibuſen-Männern. Dieſe Patente bringen jedes Jahr 7000 Lire von dem elenden Corsica auf. Jeder neue Gouverneur ſchafft die Patente ſeines Vorgängers ab um ſie dann neu zu beſtätigen. Aber das Kaufen derſelben iſt das ſchlimmere. Denn man findet keinen noch ſo armen Menſchen, der nicht ſein Gewehr hätte, mindeſtens im Wert von fünf und ſechs Scudi, außer der Ausgabe für die Munition; wer nichts

hat, verkauft ſeinen Weinberg, ſeine Caſtanien, oder anderes Beſitztum um eine Flinte zu kaufen, als wenn man ohne ſie nicht leben könnte. Wahrlich es iſt zum Verwundern, denn der größte Teil jener Leute hat keinen Rock auf dem Leibe im Wert von einem halben Scudo, und im Hauſe nichts zu eſſen, und doch hält er ſich für beſchimpft, wenn er neben Andern ohne Flinte erſcheint. Daraus entſpringt, daß Weinberge und Aecker nicht mehr in Cultur ſind und als Buſchwald liegen bleiben, und die Menſchen gezwungen werden ſich dem Straßenraub und dem Frevel zu ergeben. Wo ſie dazu nicht Gelegenheit haben, ziehn ſie es mit Gewalt herbei, um den Ochſen, die Kuh und anderes Vieh derer zu rauben, welche ihre Geſchäfte verrichten, um ihre arme Familie zu erhalten. Daraus folgt ſolches Elend, daß der Ackerbau aus Corsica verbannt iſt, die einzige wenige Habe die man zum Unterhalt hatte, und die einzige Kunſt, welche die Inſulaner ernährte. Und heute hindern diejenigen, welche ſo übler Weiſe leben auch die andern, ſo gut zu handeln als ſie wollen möchten. Doch hier endigt das Uebel nicht; denn außerdem hört man alle Tage von Meuchelmord bald in dieſem Dorf, bald in jenem, wegen der Leichtigkeit mit welcher ſie vermöge der Archibuſen Schaden thun. Als man ſolche Waffen noch nicht gebrauchte, trafen ſich Blutsfeinde auf den Straßen, und wenn auch der andere um drei oder vier im Vorteil war, wagte er doch nicht den Angriff. Wenn aber heute einer Groll auf den andern hat, ſo wirft er ſich, da er doch mit anderer Waffenart nicht wagen würde ihm ins Geſicht zu ſehn, in einen Buſch, und ohne irgend ein Bedenken mordet er ihn wie man auf ein Thier ſchießt, ohne daß man nachher ſich darum kümmert. Denn die Gerechtigkeit darf ihre Schuld nicht thun. Außerdem ſind die Corsen mit dieſen Flinten ſo geſchickt geworden, daß Gott uns nur vor Kriegsgefahr wahren möge, denn diejenigen, denen ſie feind ſind, mögen ſich wol vorſehen, weil bis auf die Kinder von acht bis zehn Jahren welche die Flinte kaum tragen und den

Hahn in Ruhe laſſen können, ſie den ganzen Tag vor dem Ziele liegen; und iſt es nur ſo groß als ein Scudo, ſo treffen ſie es ſicher."

Filippini, der Zeitgenoſſe Sampiero's, ſah die Flinten einführen, welche bis zum Jahre 1553, wie er ſagt, auf der Inſel unbekannt waren. Der Marſchall Thermes, alſo die Franzoſen ſelbſt brachten die erſten Flinten nach Corsica. Das war ein lächerliches Weſen, ſagt Filippini, denn die Corsen wußten ſie weder zu laden noch abzuſchießen, und ſchoßen ſie, ſo hatten ſie nicht geringere Furcht als die Wilden. Was der Geſchichtſchreiber von den Folgen der Einführung der Flinten in Corsica geſagt hat, gilt nach dreihundert Jahren ebenſo wie damals, und ein heute ſchreibender Chroniſt könnte an dem was Filippini ſagt nicht ein Jota ändern.

Mitten in dieſem Elend iſt die plötzliche Erſcheinung einer Griechencolonie auf dem ſo ſchrecklich verwüſteten Lande verwunderſam. Das corsiſche Volk zu entnationaliſiren, fremde, feindliche Elemente in daſſelbe hineinzuwerfen war ein lange gehegtes Streben der Genueſen. Vielleicht hatte dieſe Politik einen nicht unbedeutenden Anteil an dem Plan eine Griechencolonie in Corsica anzuſiedeln, welcher im Jahre 1676 ausgeführt wurde. Es hatten nämlich Mainoten vom Golf von Kolokythia, des unerträglichen Jochs der Türken müde, gleich jenen alten Phokäern die das Perſerjoch nicht hatten tragen wollen, den Entſchluß gefaßt, mit Weib und Kind und Hab und Gut auszuwandern und ſich eine neue Heimat zu gründen. Nach langem Suchen war ihr Abgeſandter Johannes Stefanopulos auch nach Genua gekommen und hatte dem Senat die Wünſche ſeiner Landsleute vorgetragen. Die Republik hörte ſie mit Freuden an und ſchlug den Griechen das Ländchen Paomia vor, einen Küſtenſtrich am weſtlichen Rande Corsica's zwiſchen den Golfen von Porto und von Sagona. Stefanopulos überzeugte ſich von der günſtigen Beſchaffenheit des Landes und hierauf ſchloſſen die

Mainoten mit dem genueſiſchen Senat einen Vertrag, wonach ihnen Paomia, Ruvida und Salogna als Colonieland abgetreten wurde, mit Zuſchuß des Nötigſten für den Anfang, mit Gewähr ihrer heimiſchen Religion und Gemeindeverfaſſung, wogegen ſie Genua Treue ſchworen und ſich einem genueſiſchen Regens, welcher in die Colonie geſchickt werden ſollte, unterzuordnen hatten. Man ſah im März 1676 dieſe Griechen, 730 an der Zahl, auf ihren Fahrzeugen in Genua landen, wo ſie zwei Monate blieben, dann von ihrer neuen Heimat Beſitz nahmen. Genua hatte an dieſen tapfern Männern eine treue Schaar gewonnen, gleichſam einen bleibenden Wehrpoſten in Feindesland. Und nimmer konnten die Griechen mit den Corsen gemeine Sache machen. Dieſe betrachteten die Fremdlinge, neue Phokäer, mit Verwunderung. Vielleicht verachteten ſie Männer, welche ihr Vaterland nicht liebten, weil ſie es verlaſſen hatten; ſicher empörte ſie der Gedanke, daß man dieſe Eindringlinge ohne Weiteres in ihr Eigentum geſetzt hatte. Den armen Griechen ſollte es in ihrer neuen Heimat nimmer wol werden.

Zweites Kapitel.

Ein halbes Jahrhundert hindurch lag die Inſel in Erſchöpfung, während der Haß gegen Genua ſich von dem allgemeinen und beſondern Elende nährte und endlich alles andere Empfinden verſchlang. Dieſes Volk lebte von ſeinem Haſſe; er allein ließ es nicht untergehn.

Vieles war unterdeß zuſammengekommen, um die Empörung zum Ausbruche zu treiben. Den Einſichtigen, den Zwölfmännern, welche in der Form noch beſtanden, dünkte der Mißbrauch mit dem Verkauf der Gewehrpatente vor allem die Quelle der innern Uebel zu ſein. Innerhalb dreißig Jahren waren, wie geſagt iſt, 28000 Meuchelmorde verübt worden. Die Zwölf wandten ſich

mit dringenden Vorstellungen an den Senat der Republik und verlangten die Aufhebung jener Patente. Der Senat gab nach. Er verbot Waffen zu verkaufen und übertrug Commissarien, die Insel zu entwaffnen. Weil aber mit dem Verkauf der Patente eine jährliche Revenue für den Fiscus verloren ging, wurde eine Auflage von zwölf Soldi auf jede Feuerstelle des Landes gelegt. Das Volk zahlte murrend; und nichtsdestoweniger dauerte der Verkauf der Patente heimlich wie öffentlich fort.

Eine andere Einrichtung reizte den Groll der Corsen im Jahre 1724. Damals teilte man das Land in zwei Gouvernemente, indem man den Lieutenant von Ajaccio ebenfalls zum Gouverneur machte; eine doppelte Last und eine doppelte Despotie. Beide hatten die ganz unverantwortliche Befugniß ohne Form und Procedur zu den Galeeren wie zum Tode zu verurteilen, aus informirtem Gewissen (ex informata conscientia). Willkür, Rechtlosigkeit, Mord waren die Folge.

Unterdeß ließ auch der besondere Anlaß zum Ausbruch der Empörung nicht auf sich warten. In einem Städtchen Liguriens war ein Soldat, ein Corse, schimpflich bestraft worden. Ein Haufe höhnenden Volks umstand den Mann, welcher auf einem hölzernen Pferde zur Schau saß. Dessen Waffengefährten fielen über die Spötter her und tödteten einige. Die Behörde ließ ihnen die Köpfe herunterschlagen. Als die Nachricht von diesem Vorfall nach Corsica kam, setzte sie den Nationalstolz in Flammen. Wie nun auch der Tag erschien, an dem jene Abgabe eingenommen werden sollte, fiel in Corsica der Funke ins Pulver.

Der Lieutenant von Corte war mit seinem Einnehmer in die Pieve von Bozio gegangen, das Volk war auf dem Felde. Nur ein armer Greis, Cardone, erwartete den Beamten und gab ihm seine Taxe. Es war ein Geldstück darunter, welchem der Wert von einem halben Soldo fehlte. Der Lieutenant weigerte die Annahme. Der Greis bat vergebens auf seine bittre Armut Rücksicht zu nehmen. Zurückgewiesen und mit Execution bedroht,

wenn er nicht folgenden Tags die fehlenden zwei Pfennige einbrächte, ging der alte Mann von dannen, ſolche Härte in ſich erwägend und vor ſich hin beſprechend. Ihm begegneten Andere, blieben ſtehn, hörten, ſammelten ſich am Wege. Der Alte hob an zu klagen, dann von ſich zum Lande fortgehend riß er ſeine Zuhörer zur Wut hin, mit Beredſamkeit ihnen die Not des Volks und die Tyrannei der Genueſen vorſtellend und am Schluſſe ausrufend: Jetzt iſt es Zeit mit unſern Unterdrückern ein Ende zu machen. Alſobald zerſtreute ſich der Haufe, das Wort des Alten lief durch das Land und erweckte allenthalben das alte Rachegeſchrei: libertà, popolo. Man hörte von Ort zu Ort das Muſchelhorn blaſen und die Lärmglocke läuten. So hatte ein ſchwacher Greis den Aufſtand gepredigt und ein halber Sous war die beſondere Veranlaſſung zu einem vierzig Jahre dauernden Kriege geworden. Unwiderruflich feſt wurde es beſchloſſen, keine Steuer mehr, welche ſie auch wäre, zu zahlen. Das geſchah im October 1729.

Auf die Kunde von der Bewegung des Volks in Bozio ſandte der Gouverneur Felix Pinelli hundert Mann dort hin. Sie übernachteten in Poggio de Tavagna. Einer der Einwohner, Pompiliani faßte den Plan, ſie zu entwaffnen. Man führte ihn aus und ließ die Wehrloſen nach Baſtia zurückgehen. Sofort war Pompiliani erklärtes Haupt der Inſurgenten. Dieſe bewaffneten ſich mit Aexten und Winzermeſſern, ſtürzten ſich auf das Fort von Aleria, erſtürmten daſſelbe, hieben die Beſatzung nieder, nahmen Waffen und Munition und zogen ohne Säumen gegen Baſtia. Mehr als 5000 Menſchen lagerten ſich vor dieſer Stadt, in deren Citadelle ſich Pinelli einſchloß. Um Zeit zu gewinnen ſchickte er den Biſchof von Mariana in das Lager der Aufſtändiſchen, gütlich mit ihnen zu unterhandeln. Sie forderten Abſtellung aller Beſchwerden des corſiſchen Volks. Der Biſchof aber bewog ſie einen Waffenſtillſtand von vierundzwanzig Tagen anzunehmen, in die Berge zurückzukehren und abzuwarten,

bis der Senat von Genua auf ihre Forderungen werde geantwortet haben. Solches geſchah. Dieſe Friſt benutzte Pinelli, Verſtärkungen an ſich zu ziehn, umliegende Forts zu befeſtigen und Zwietracht auszuſtreuen. Da ſich nun das Volk hingehalten und getäuſcht ſah, ſtieg es zu zehn Tauſenden angewachſen wieder die Berge herab und lagerte vor Baſtia. Der Aufſtand war nicht mehr zu hemmen, vergebens ſchickte Genua ſeine Commiſſäre, zu unterhandeln.

Eine Volksverſammlung war in Furiani abgehalten worden. Pompiliani, in erſter Not zum Führer erwählt, hatte ſich untüchtig gezeigt, er wurde beſeitigt und an ſeine Stelle ſetzte man zwei gewiegte Männer Andrea Colonna Ceccaldi aus Vescovato und Don Luis Giafferi von Talaſani, und erklärte beide zu Generalen des Volks. Von neuem wurde Baſtia angegriffen, und wieder ging der Biſchof ins Lager des Volks, es zu beſchwichtigen. Man ſchloß Waffenſtillſtand auf vier Monate. Beide Teile benutzten ihn ſich zu rüſten; auch Complotte nach alter Art wurden von dem genueſiſchen Commiſſär Camillo Doria geſchmiedet, aber ein Mordanſchlag auf Ceccaldi's Leben ſchlug fehl. Dieſer hatte mit Giafferi das Innere des Landes durchzogen, die Familienkriege geſchlichtet, das Recht wieder hergeſtellt, dann im Februar 1731 eine legislative Verſammlung in Corte eröffnet. Es wurden hier Geſetze erlaſſen, Anordnungen zur allgemeinen Erhebung getroffen, Milizen und Obrigkeiten organiſirt. Mit feierlichem Schwur verband man ſich, nimmer mehr das Joch Genua's zu tragen. Es war das ganze Volk von dieſſeits wie von jenſeits der Berge, welches in einem einzigen Gefühl ſich erhob. Auch die Stimme der Religion wurde befragt. Die Geiſtlichkeit der Inſel trat in Orezza zuſammen, und faßte einmütig den Schluß, daß wenn die Republik das Recht weigere, der Krieg Notwehr ſei und das Volk ledig ſeines Untertaneneides.

Drittes Kapitel.

Man hatte den Canonicus Orticoni nach dem Feſtlande geſendet, den Schutz der fremden Mächte anzugehen, Giafferi nach Toscana, Waffen und Munition zu verſchaffen, welche fehlten. Indeß war der Waffenſtillſtand abgelaufen. Genua, das in nichts willigte, forderte unbedingte Unterwerfung und Auslieferung der beiden Häupter. Wie nun der Krieg auf allen Punkten ſich entzündete, die Corsen aber, nachdem ſie mehre feſte Orte hinweggenommen hatten, Baſtia, Ajaccio und Calvi enge umſchloſſen hielten, erkannte die Republik die große Gefahr und wandte ſich an den Kaiſer Carl den Sechsten um Hülfe.

Der Kaiſer bewilligte der Republik 8000 Mann deutſcher Truppen, indem er wie ein Kaufherr mit Kaufherren einen Contract ſchloß. Es begann damals die Zeit, wo deutſche Fürſten das Blut ihrer Landeskinder um Geld verkauften, fremder Deſpotie dienſtbar zu ſein. Aber es war auch die Zeit, in welcher die Völker erwachten. Ein neuer Geiſt, der Volksgeiſt, ging durch die Welt. Das arme Volk der Corsen hat den bleibenden Ruhm, dieſe Periode eröffnet zu haben.

Der Kaiſer verhandelte übrigens die 8000 Deutſchen unter ſehr günſtigen Bedingungen. Die Republik verpflichtete ſich, ſie zu unterhalten, monatlich 30000 Gulden zu zahlen und für jeden Erſchlagenen oder Ueberläufer hundert Gulden zu erſetzen. Daher geſchah es, daß die Corsen ſo oft ſie einen Deutſchen erſchlugen, ausriefen: Genua, hundert Gulden!

Die verkauften Söldner kamen am 10. Auguſt 1731 nach Corsica, erſt 4000 Mann, denn die andere Hälfte hatte der genueſiſche Senat zurückgelegt, in der Hoffnung auszureichen. Sie ſtanden unter dem Befehl des Generals Wachtendonk. Kaum ausgeſchifft, zwangen ſie die Corsen, von der Belagerung Baſtia's abzuſtehen.

Mit Bangigkeit ſahen die Corsen den Kaiſer ſelbſt als ihren

Unterdrücker einſchreiten. Ihnen fehlte das Nötigſte. Baarhaupt und baarfuß liefen ſie in die Schlacht. An wen ſollten ſie ſich wenden, ihrerſeits Hülfe zu finden? Sie konnten auf Niemand rechnen, als auf ihre verbannten Landsleute. In einer Volksverſammlung beſchloßen ſie daher dieſe hereinzurufen, wo ſie immer auf dem Feſtlande ſeien, und ſie richteten an ſie folgende Aufforderung:

Landsleute! unſere Bemühungen um Abſtellung unſerer rechtlichen Beſchwerden ſind fruchtlos geblieben, wir haben uns entſchloſſen unſere Freiheit durch die Waffen zu erringen. Es gibt kein Schwanken mehr. Entweder kommen wir aus dem Zuſtand von Erniedrigung und ſchimpflicher Proſtitution heraus, oder wir wiſſen zu ſterben und unſere Leiden wie unſere Ketten im Blut zu ertränken. Wenn ſich kein Fürſt findet, welcher von der Erzählung unſeres Unglücks gerührt unſere Klagen hört und uns gegen unſere Unterdrücker verteidigt, ſo gibt es einen allmächtigen Gott, und wir ſtehn bewaffnet im Namen und für die Verteidigung des Vaterlandes. Eilt herbei, alle ihr Kinder Corsicas, welche der Zufall von unſeren Küſten entfernen mochte, neben euern Brüdern zu kämpfen, zu ſiegen oder zu ſterben. Laßt euch durch nichts zurückhalten, nehmt die Waffen und kommt. Das Vaterland ruft euch und bietet euch ein Grab und die Unſterblichkeit. —

Sie kamen; von Toscana, von Rom, von Neapel, von Marſeille. Es verging kein Tag, an dem nicht der eine oder der andere landete, und wer nicht kämpfen konnte, ſchickte was er vermochte, Geld und Waffen. Einer dieſer ins Vaterland zurückeilenden Corſen, Feliciano Leoni aus der Balagna, bisher Capitän im Dienſte Neapels, landete eines Tags bei San Fiorenzo in demſelben Augenblick, als ſein alter Vater Geronimo mit einem Trupp vorbeizog, den Turm von Nonza anzugreifen. Weinend umarmten ſich Vater und Sohn. Dann ſagte der Alte: mein Sohn, gut daß du gekommen biſt, gehe du an meiner Statt

und wirf die Genueſen aus dem Turm. Der Sohn führte den Trupp auf der Stelle weiter; der Vater blieb und wartete auf den Ausgang. Leoni nahm Nonza, aber den jungen Sieger ſtreckte eine Kugel nieder. Ein Bote eilte die Trauerkunde dem Vater zu bringen. Der alte Mann ſah ihn herankommen und fragte ihn, wie die Sachen ſtünden. Traurig, rief der Bote, denn dein Sohn iſt gefallen. — Nonza iſt genommen? — Es iſt genommen. — Nun denn, rief der Greis, es lebe das Vaterland! —

Unterdeß verwüſtete Camillo Doria die Inſel und zerſtörte ihre Dörfer, der General Wachtendonk aber zog in das Innere, die Provinz Balagna zu unterdrücken. Hier jedoch umzingelten ihn die Corsen bei S. Pellegrino in den Bergen, nachdem ſie ihm viel Volk erſchlagen hatten. Der kaiſerliche General konnte nicht rückwärts nicht vorwärts und war verloren. Stimmen wurden laut, dieſe Fremden alle niederzuhauen. Aber der weiſe Giafferi wollte den Zorn des Kaiſers nicht auf ſein armes Vaterland heraufbeſchwören und entließ Wachtendonk mit ſeinem Heer ungekränkt nach Baſtia, indem er nur dies ausbedang, daß der General die Beſchwerden der Corsen bei Carl dem Sechsten vermitteln ſolle. Wachtendonk verſprach es; er ſtaunte über die Großmut dieſer Menſchen, welche er als eine wilde Horde von Rebellen zu bändigen gekommen war. Man hatte einen Waffenſtillſtand von zwei Monaten geſchloſſen. Die Beſchwerden der Corsen waren formulirt und nach Wien geſchickt worden, ehe aber die Antwort eintraf, war der Waffenſtillſtand abgelaufen und der Krieg begann aufs Neue.

Die zweite Hälfte der kaiſerlichen Hülfsſchaar, neue 4000 Mann kamen herüber; mehrmals ſiegten die kühnen Corsen und zumal am 2. Februar 1732 ſchlugen und vernichteten ſie die Deutſchen unter Doria und de Vins in der blutigen Schlacht bei Calenzana. Hierauf bat die erſchreckte Republik den Kaiſer zum drittenmal um 4000 Mann Truppen. Die Welt aber

begann lebhafte Sympathie für das kühne Volk zu offenbaren, welches in der bitterſten Verlaſſenheit einzig aus ſeiner Vaterlandsliebe die Mittel nahm, zwei ſo furchtbaren Feinden glorreich zu widerſtehen.

Das neue kaiſerliche Heer führte Ludwig Prinz von Würtemberg, ein berühmter Feldherr. Sofort verkündete er eine Amneſtie unter der Bedingung, daß das Volk die Waffen niederlege und ſich Genua unterwerfe. Aber auf dieſe Bedingung wollten die Corsen nicht unterhandeln. Daher rückten Würtemberg, der Prinz von Culmbach, die Generale Wachtendonk, Schmettau und Waldſtein nach einem gemeinſamen Operationsplan in das Land, während die Corsen ſich in die Berge zogen, den Feind durch den Guerillakrieg aufzureiben. Plötzlich kamen die Antworten des kaiſerlichen Hofes auf die Beſchwerden der corsiſchen Nation, und Befehle an den Prinzen von Würtemberg möglichſt gütlich mit dem Volk ſich zu vergleichen, weil man erkenne, daß es in ſeinen Rechten gekränkt ſei.

Am 11. Mai 1732 wurde hierauf zu Corte ein Friede geſchloſſen, unter folgenden Bedingungen: allgemeine Amneſtie; Verzicht auf jede Entſchädigung der Kriegskoſten; Erlaß aller ſchuldigen Steuern; Zulaſſung der Corsen zu allen civilen und geiſtlichen Aemtern; das Recht Collegien zu gründen und die Lehrfreiheit; Wiederherſtellung der Zwölfmänner und der Sechsmänner mit allen Privilegien eines Oratore; das Recht der Vertheidigung für Angeklagte; Errichtung einer Behörde, welche die Vergehen aller öffentlichen Beamten darzulegen habe.

Dieſer für die Corsen günſtige Vertrag ſollte die perſönliche Gewähr des Kaiſers haben. Demnach verließen die meiſten deutſchen Truppen die Inſel, nachdem mehr als 3000 Deutſche ihr Grab auf Corsica gefunden hatten. Nur Wachtendonk blieb noch zurück, den Vollzug des Vertrages zu verwirklichen.

Viertes Kapitel.

Man erwartete die kaiſerliche Ratification. Aber ehe ſie eintraf, ließ ſich der genueſiſche Senat zu einer widerrechtlichen Handlung fortreißen, welche das corsiſche Volk aufs neue empören mußte. Ceccaldi, Giafferi, der Abbé Aitelli und Raffaelli, die Häupter der Corsen, welche das Friedensdocument im Namen ihrer Nation unterzeichnet hatten, wurden plötzlich feſtgenommen und unter dem Vorwand hochverräteriſcher Abſichten nach Genua geſchleppt. Ein Schrei der Empörung erhob ſich auf der Inſel; man eilte zu Wachtendonk und machte ſeine Ehre für dieſe Gewaltthat verantwortlich, man ſchrieb an den Prinzen von Würtemberg, an den Kaiſer ſelbſt und forderte den vertragsmäßigen Schutz. Dies hatte die Folge, daß der Kaiſer den Friedensvertrag vollzog und die Eingekerkerten reclamirte. Alle vier wurden in Freiheit geſetzt, aber der Senat ſuchte ihnen die Verpflichtung abzunötigen niemals mehr in ihr Vaterland zurückzukehren. Ceccaldi begab ſich nach Spanien, wo er Dienſte nahm; Raffaelli nach Rom; Aitelli und Giafferi gingen nach Livorno in der Nähe ihres Vaterlandes die Zuſtände zu beobachten, welche nicht auf die Dauer haltbar waren.

Am 15. Juni 1733 hatte auch Wachtendonk mit den letzten Deutſchen die Inſel verlaſſen, welche nun im Beſitz des rechtmäßig vollzogenen Friedensinſtruments ſich Genua wieder gegenüber fand. Die beiden Todfeinde ſahen ſich kaum ins Geſicht, als ſie zu den Waffen griffen. Nichts anders mehr als Kampf auf Leben und Tod war zwiſchen Corsen und Genueſen möglich. In ſo langen Jahrhunderten war der Haß Natur geworden. Der Genueſe kam racheatmend und ränkevoll: der Corse unverſöhnt, mißtrauiſch, ſtolz auf ſeine erprobte Kraft und im Bewußtſein ſeiner nationalen Selbſtändigkeit. Ein paar Verhaftungen und Mordanſchläge, und das Volk ſtand auf und ſammelte ſich in Roſtino um Hyacint Paoli einen entſchloßnen und tapfern Bürger

aus Moroſaglia. Er war ein Mann von bedeutenden Gaben, Redner, Dichter und Staatsmann; denn in der Schule des Unglücks und der Kämpfe waren nun dem rohen Corsenvolk Männer gereift, welche Europa in Erſtaunen ſetzen ſollten. Das Volk von Roſtino ernannte Hyacint und Caſtineta zu Generalen.

Nicht ſobald war die Bewegung ausgebrochen und der Kampf mit Genua wieder aufgenommen worden, als der tapfere Giafferi ſich ins Schiff warf und in Corsica landete. In Corte, welches man erſtürmt hatte, wurde die erſte Volksverſammlung gehalten. Hier erklärte man einſtimmig Genua den Krieg, und man faßte den Beſchluß ſich unter den Schutz des katholiſchen Königs von Spanien zu ſtellen, deſſen Banner man auch in Corte aufpflanzte. Orticoni wurde an den Hof von Madrid geſandt, dieſen Wunſch des Volkes vorzutragen.

Don Luis Giafferi war aufs neue zum General der Corsen ernannt worden, und dieſem geſchickten Heerführer war es während des Jahres 1734 gelungen, den Genueſen alles Land bis auf die feſten Seeplätze zu entreißen. Darauf hatte er im Januar 1735 eine Generalverſammlung in Corte vereinigt. Er forderte hier Hyacint Paoli zu ſeinem Collegen, und nachdem dies bewilligt worden war, trug man dem Advocaten Sebaſtiano Coſta auf, die Statuten der neuen Regierung zu entwerfen. Dieſe denkwürdige Verſammlung ſprach die Selbſtändigkeit und die ewige Trennung Corsica's von Genua aus und verkündigte als Grundlagen der Landesverfaſſung: Selbſtregierung des Volks in ſeinem Parlament; eine Junta von Sechsmännern, vom Parlament ernannt und alle drei Monate erneuert; ein Civilkörper von Viermännern, beauftragt mit der Rechtspflege, mit den Finanzen und den Handelsintereſſen. Als alleinige Quelle der Geſetze wurde das Volk erklärt. Ein Geſetzbuch ſollte von der oberſten Junta verfaßt werden.

Dies waren die Grundzüge der Conſtitution, welche Coſta entwarf, und die ſich im Jahr 1735, mitten in der Barbarei

damaliger europäiſcher Staatsverfaſſungen, ein Volk gab von dem das Gerücht dann und wann die dunkle Kunde auf das Feſtland Europa's brachte, daß es ſchrecklich wild und barbariſch ſei. Hier zeigt ſich, daß die Erzieherin der Völker zur Freiheit nicht immer die Wiſſenſchaft iſt, noch der Reichtum und der Glanz der politiſchen Ereigniſſe, öfter vielleicht die Armut, das Unglück und die Liebe zum Vaterland. Ein kleines Volk ohne Literatur und ohne Induſtrie hatte an politiſcher Weisheit und Menſchlichkeit alle Culturvölker Europa's durch eigene Kraft überflügelt; ſeine Staatseinrichtung war nicht auf dem Boden der philoſophiſchen Syſteme, ſondern auf dem der materiellen Bedürfniſſe erwachſen.

Giafferi, Ceccaldi und Hyacint Paoli waren alle drei an die Spitze der Nation geſtellt worden. Unterdeß war auch Orticoni von ſeiner ſpaniſchen Sendung zurückgekehrt und hatte die Antwort gebracht, daß der katholiſche König es ablehne, Corsica in ſeinen beſondern Schutz zu nehmen, daß er aber erkläre, Genua nie mit Truppen unterſtützen zu wollen. Weil nun die Corsen auf keine andere fürſtliche Protection zu rechnen hatten, thaten ſie in ihrer Verlaſſenheit was italieniſche Republiken im Mittelalter bisweilen gethan haben: ſie ſtellten ſich durch Volksbeſchluß unter den Schutz der heiligen Jungfrau, deren Bild in die Fahnen des Landes aufgenommen wurde, und ſie erwählten Jeſus Chriſtus zu ihrem Gonfaloniere oder Bannerträger.

Indeß bot Genua, welchem der Kaiſer wegen ſeiner Verwicklungen in die polniſchen Angelegenheiten keine Hülfe leiſten konnte, ſeine äußerſte Kraft auf, die Corsen zu bezwingen. Nach einander ſandte die Republik Felix Pinelli, den ehemaligen grauſamen Landpfleger, und ihren tapferſten General Paul Battiſta Rivarola mit allen Truppen, welche aufgebracht werden konnten. Und allerdings war die Lage der Corsen verzweifelt. Denn es fehlte ihnen an allem Nötigen, weil das Land gänzlich erſchöpft war und die genueſiſchen Kreuzer jede Zufuhr hinderten. So

groß war ihre Bedrängniß, daß ſie bereits einen Friedensantrag machten, welchen Genua jedoch verwarf. Die ganze Inſel war blokirt, jeder Verkehr ſtockte, das Pulver ging aus, Waffen, namentlich Geſchütze fehlten. Als nun die Not aufs Höchſte geſtiegen war, ereignete es ſich eines Tags, daß zwei fremde Schiffe im Golf von Iſola Roſſa vor Anker gingen und eine große Zahl von Lebensmitteln und Kriegsbedarf ausluden, Geſchenke für die Corsen von unbekannten myſteriöſen Gebern. Die Capitäne der Schiffe verſchmähten jede Entſchädigung, ſie baten nur um corsiſchen Wein, um ihn auf das Wol der tapfern Nation zu trinken. Dann gingen ſie unter den lauten Segenswünſchen des Volks wieder in See. Dieſes kleine Zeichen fremder Teilnahme verſetzte die Corsen in wahre Trunkenheit. In allen Dörfern läutete man vor Freuden die Glocken. Man ſagte ſich, daß die göttliche Vorſehung dem armen Lande ihre Rettungsengel ſende, man hoffte nun, daß irgend eine fremde Macht ihm ihren Schutz werde angedeihen laſſen. Der Eindruck dieſes Ereigniſſes war ſo groß, daß Genua fürchtete, was die Corsen hofften, und augenblicklich um Frieden unterhandelte. Aber man lehnte ihn ab.

Jene Schiffe hatten großherzige Engländer ausgerüſtet, Freunde der Freiheit und Bewunderer des corsiſchen Heldenmuts. Bald ſollte durch die Erhebung Nordamerika's ihr Patriotismus mit ihrem Edelſinn in Kampf geraten. Die engländiſche Munition verhalf den Corsen zur Erſtürmung von Aleria, wo ſie vier Kanonen erbeuteten. Sie griffen nun Calvi und Baſtia an. Aber ihre Lage wurde mit jedem Augenblicke verzweifelter. Man hatte alle Mittel ausgegeben und keine fremde Macht trat ein. In jenen Tagen bemächtigte ſich der Corsen eine tief religiöſe Stimmung. Sie glichen den Juden unter den Makkabäern, als ſie auf einen Meſſias hofften.

Fünftes Kapitel.

Da ſteuerte am 12. März 1736 in der Morgenfrühe ein Schiff mit brittiſcher Flagge nach der Küſte von Aleria. Das herzuſtrömende Volk begrüßte daſſelbe mit Jauchzen, weil es vermutete, es ſei mit Munition beladen. Das Fahrzeug warf die Anker aus, und bald darauf ſah man die angeſehenſten Männer der Inſel ſich an Bord begeben und einem rätſelhaften Fremden aufwarten, der ſich auf dem Schiff befand. Dieſer Fremde war von feierlichem Weſen und theatraliſch gekleidet. Er war angethan mit einem langen Kaftan von ſcharlachroter Seide, mit mauriſchen Pantalons und gelben Schuhen; ein ſpaniſcher Hut mit einer Feder bedeckte ſein Haupt, im Gürtel von gelber Seide ſteckten reich ausgelegte Piſtolen; ein Schleppſäbel hing an ſeiner Seite; in der rechten Hand hielt er einen Scepterſtab. Hinter ihm her ſtiegen ans Land in ehrfürchtiger Haltung ſechszehn Herren ſeines Gefolges, elf Italiener, zwei franzöſiſche Officiere und drei Mauren. So betrat dieſer rätſelhafte Mann Corsica mit der Miene eines Königs und mit dem Willen es zu ſein.

Die Corsen umringten die geheimnißvolle Perſon mit Staunen. Man war überzeugt, daß er, wenn nicht ein fremder Prinz, ſo doch der Abgeſandte eines wolwollenden Monarchen ſei. Auch lud das Schiff alsbald vor den Augen der Menge ſeinen Inhalt aus, 10 Kanonen, 4000 Flinten, 3000 Paar Schuh, 700 Säcke Getreide, eine große Maſſe Munition, einige Fäßchen voll Zechinen und eine nicht geringe Summe von Geldmünzen aus der Berberei. Es ſchien daß die Häupter der Inſel um die Ankunft und um die Perſon des Fremden wußten. Man ſah Xaverius Matra ihn mit der Achtung begrüßen, welche einem Könige gebührt. Man führte ihn im Triumf nach Cervione.

Dieſer ſeltſame Ankömmling war ein Deutſcher, der weſt-

phäliſche Baron Theodor von Neuhoff, von allen Abenteurern ſeiner Zeit der genialſte und der glücklichſte. Er hatte in ſeiner Jugend am Hof der Herzogin von Orleans als Page gedient, war dann in ſpaniſche Dienſte gegangen und wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Sein glänzender Geiſt hatte ihn mit allen bedeutenden Perſönlichkeiten der Zeit in Berührung gebracht, mit Alberoni zumal, mit Ripperda und Law, in deſſen Finanzſpeculationen er ſich vertieft hatte. Neuhoff hatte alles erlebt, alles geſehn, alles gedacht, verſucht, genoſſen und gelitten. Seiner Natur gemäß hatte er alle möglichen Geſtalten, in welchen das Glück erſcheinen kann, durchlaufen und war bei der zufälligen Vorſtellung angelangt, daß es für einen kräftigen Geiſt wünſchenswert ſein müſſe, König zu ſein. Und dies dachte er nicht in der Hirnverrückung des Don Quijote, welcher in die Welt hineinreitend ſich vorſtellte, daß der Lohn ſeiner künftigen Thaten zum mindeſten das Kaiſertum Trebiſonde ſein werde; ſondern der Zufall warf ihm den beſtimmten Gedanken an eine Königskrone in ſeinen ganz klaren Verſtand, und ſo beſchloß er König zu ſein, auf natürlichem Wege es zu werden, und er wurde es.

In Europa umherſtreifend war Neuhoff gerade in dem Augenblick nach Genua gekommen, als Giafferi, Ceccaldi, Aitelli und Raffaelli gefangen eingebracht wurden. Es ſcheint, daß er hier zum erſten Mal auf die Corsen aufmerkſam wurde, deren Tapferkeit ihm imponirte; er knüpfte Verbindungen mit ſolchen Corsen an, welche in Genua waren, beſonders mit Männern aus der Provinz Balagna, und indem er Einſicht in die Zuſtände der Inſel gewann, reifte in ihm der Gedanke, in dieſem romantiſchen Lande eine Rolle zu ſpielen. Sofort ging er nach Livorno, wo ſich der mit den Angelegenheiten ſeiner Nation beauftragte Orticoni befand. Er ſetzte ſich mit dieſem Manne in Verbindung und ſeinem Genie gelang es, ihm Bewunderung und Vertrauen in die großartigen Verſprechungen einzuflößen,

welche er machte. Denn mit allen Höfen vertraut, wie er ſagte, verſprach er dem Corsen in Jahresfriſt alle die Mittel herbeizuſchaffen, welche nötig ſeien, die Genueſen für immer zu vertreiben. Er verlangte als Belohnung nichts mehr als dies, daß die Corsen ihn zu ihrem Könige krönten. Orticoni, hingeriſſen von dem ungewöhnlichen Geiſte des Mannes, von der Unerſchöpflichkeit ſeiner Berechnungen, von der Gewandtheit ſeiner diplomatiſchen, ökonomiſchen und politiſchen Ideen, und erkennend, daß Neuhoff ſeinem Lande wirkliche Dienſte zu leiſten vermöge, wandte ſich anfragend an die Generale der Inſel. Sie gaben ihm in ihrer verzweifelten Lage die Vollmacht, mit Neuhoff zu unterhandeln. Orticoni ſchloß alſo mit dem Baron den Vertrag, daß ihn die Corsen zu ihrem Könige ausrufen ſollten, ſobald er ſie in den Stand ſetze, ſich von Genua völlig zu befreien.

Wie nun Theodor dieſer Ausſicht gewiß war, begann er mit einer ſo großen Energie an ihrer Verwirklichung zu arbeiten, daß ſie allein hinreicht, von ſeinem Genie Zeugniß zu geben. Er ſetzte ſich mit dem engliſchen Conſul in Livorno und mit ſolchen Kaufleuten in Verbindung, welche mit der Berberei Handel trieben, er verſchaffte ſich dahin Empfehlungsbriefe, er ging nach Afrika, und nachdem er hier, wie in Europa durch ſeine Agenten, Himmel und Erde in Bewegung gebracht hatte, gelang es ihm ſich in den Beſitz aller der Hülfsmittel zu ſetzen, mit welchen er dann plötzlich in Corsica landete.

Er erſchien hier in der Zeit der höchſten Not. Indem er den Häuptern der Inſel die Kriegsvorräte übergab, erklärte er, daß ſie nur der kleinſte Teil von dem ſeien, was nachfolgen werde. Er ſtellte ihnen vor, daß ſeine Verbindungen mit den Höfen Europa's, ſchon jetzt mächtig, mit dem Augenblick eine andere Grundlage bekommen müßten, wo die Genueſen geſchlagen ſein würden und wo er als ein Fürſt mit Fürſten zu unterhandeln vermöchte. Er begehrte die Krone. Hyacint Paoli, Giafferi und der gelehrte Coſta, Männer von dem poſitivſten Verſtande,

von dem Wirklichſten erfüllt, was handelnden Menſchen je auferlegt werden kann, von der Aufgabe ihr Volk zu befreien und zu conſtituiren, gingen trotzdem auf dies Begehren ein. Die Verpflichtung gegen den Mann und ſeine Dienſte, die den Volksgeiſt aufſchwingende Neuheit des Ereigniſſes, die Ausſichten auf weitere Hülfe, endlich die Verzweiflung forderten es. Theodor von Neuhoff, deſignirter König der Corsen, bezog ſeine Wohnung in dem biſchöflichen Hauſe von Cervione, und am 15. April verſammelte ſich das Volk im Convent von Aleſani, um über die Einſetzung des Königtums Beſchluß zu faſſen. Je zwei Vertreter der Communen des Landes, Abgeordnete der Geiſtlichkeit und der Klöſter kamen zuſammen; mehr als 2000 Menſchen aus dem Volk umlagerten den Convent. Man legte dem Parlament folgende Conſtitution vor: Die Krone des Königreichs Corsica wird der Familie des Baron Theodor von Neuhoff erblich übertragen; der König hat neben ſich einen Rat von 24 vom Volk gewählten Männern, ohne deren und des Parlaments Zuſtimmung er keinen Entſchluß faſſen, noch irgend welche Auflage erheben darf. Alle Aemter gebühren den Corsen; die Geſetzgebung bleibt beim Volk und ſeinem Parlament.

Dieſe Conſtitutionsartikel las der Doctor Gaffori dem verſammelten Volke vor, welches ſie durch Zuruf annahm; dann unterzeichnete ſie der Baron vor den Vertretern der Nation und ſchwor auf das heilige Evangelium der Verfaſſung treu zu bleiben. Nach dieſem Akt wurde er in die Kirche geführt, wo nach einem feierlichen Hochamt die Generale ihm eine Krone auf das Haupt ſetzten. Die Corsen waren arm; ſie hatten keine Krone von Gold; ſie flochten eine von Lorbeer- und von Eichenzweigen und ſetzten ſie auf das Haupt ihres erſten und letzten Königs. So wurde Theodor von Neuhoff, welcher ſich bereits Grande von Spanien, Lord von Großbritannien, Pair von Frankreich, Graf des heiligen Reichs, Fürſt des römiſchen Reichs nannte, König der Corsen, ſeines Namens Theodor der Erſte.

Erklärt ſich dieſes ſeltſame Ereigniß, wie aus früheren Erſcheinungen der corſiſchen Geſchichte, ſo aus der damaligen Lage der Corſen, ſo bleibt es doch immer ſtaunenswürdig. Denn ſo groß war die Liebe zur Freiheit bei dieſem Volk, daß es um jene zu erringen und das Vaterland zu retten, einen fremden Abenteurer zu ſeinem Könige machte, weil er ihm Hoffnungen auf die Freiheit gab, und daß ſeine tapferen Generale, die Häupter des Landes, ohne Zögern und Neid ihrer Gewalt ſich ruhig entkleideten.

Sechstes Kapitel.

Im Beſitz des königlichen Titels wollte Theodor auch einen königlichen Hof um ſich ſehen, und war deshalb nicht ſparſam mit Austeilung von Würden. Er ernannte Don Luis Giafferi und Hyacint Paoli zu ſeinen erſten Miniſtern und verlieh ihnen den Grafentitel. Xaverius Matra wurde Marquis und Großmarſchall des Palaſts, Giacomo Caſtagnetta Graf und Commandant von Roſtino, Arrighi Graf und Generalinſpector der königlichen Truppen. Noch andere ernannte Theodor zu Baronen, Markgrafen, Generallieutenants, königlichen Gardecapitänen und ſetzte ſie zu Commandanten verſchiedener Landesteile ein. Der Advocat Coſta, nunmehr Graf Coſta, wurde Großkanzler des Reichs, und der Doctor Gaffori, nunmehr Marquis Gaffori, Secretär des Cabinets ſeiner Majeſtät des conſtitutionellen Königs.

So lachenswerth alle dieſe pomphaften Einrichtungen auf dem Grunde des corſiſchen Elends auch erſcheinen mußten, ſo nahm der König Theodor es doch ernſt mit ſeiner Aufgabe. In kurzer Zeit hatte er die Ruhe im Lande wiederhergeſtellt, die Familienkriege geſchlichtet, ein wolgeordnetes und in Companieen geteiltes Heer aufgebracht, mit welchem er dann gleich im April

1736 Porto Vecchio und Sartene den Genueſen entriß. Der Senat von Genua hatte das Rätſelhafte, was vor ſeinen Augen geſchah, erſt voll Furcht angeſtaunt, es möchten Abſichten einer fremden Macht dahinter verborgen ſein; als ſich aber der Baron Theodor enthüllte, waren die Genueſen eilig ihn durch Pamphlete lächerlich zu machen und als einen tiefverſchuldeten Glücksritter zu brandmarken. Der König Theodor antwortete auf die genueſiſchen Manifeſte mit deutſcher Grobheit und deutſchem Witz. Er marſchirte dann in Perſon gegen Baſtia, kämpfte heldenmütig vor den Mauern, und da er die Stadt nicht nehmen konnte, ſchloß er ſie ein, ſtreifte zu gleicher Zeit in das Innere der Inſel, vernichtete genueſiſche Heerhaufen und ſtrafte abgefallene Orte mit rückſichtsloſer Strenge. Die Genueſen waren bald auf ihre feſten Plätze am Meer beſchränkt. In ihrer Verlegenheit hatten ſie damals zu einem abſcheulichen Mittel gegriffen, um ſich zu verſtärken. Sie hatten Banditen, Galeerenſclaven und Mörder zu einer Bande vereinigt, deren Zahl auf 1500 Mann ſich belief, hatten dieſen Auswurf der Geſellſchaft bewaffnet und gegen Corsica losgelaſſen. Dieſe Schaaren machten Streifzüge in das Land und verübten zahlloſe Gräuel. Man nannte ſie Vittoli nach dem Meuchelmörder Sampiero's, oder Oriundi.

Indeß war König Theodor nicht müde geworden, für die Hebung des Landes Sorge zu tragen. Er hatte Waffenfabriken, Salinen, Zeugwirkereien angelegt, die Induſtrie zu beleben, durch Handelsvorteile Fremde herbeizulocken, durch Ausrüſtung von Kaperſchiffen den genueſiſchen Kreuzern die Wage zu halten geſucht. Das corſiſche Nationalbanner war grün und gelb und enthielt den Spruch: In te Domine speravi. Theodor hatte endlich auch Geld ſchlagen laſſen, Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Dieſe Münzen zeigten auf dem Avers ein lorbeerbekränztes Schild, darüber eine Krone mit den Chiffern T. R., auf dem Revers: pro bono et libertate. Man bezahlte dieſe Münzen auf dem Feſtland aus Neugierde um den dreißigfachen

Wert. Aber alle dieſe Dinge halfen wenig, die Not ſtieg, die verſprochene Hülfe kam nicht, das Volk murrte. Der König kündigte ſtets das Erſcheinen einer befreundeten Flotte an; ſie blieb aus, weil die Zuſage eine Unwahrheit war. Als nun die Stimmen des Landes bedenklicher wurden, verſammelte Theodor am 2. September das Parlament in Caſacconi; hier erklärte er, daß er die Krone niederlegen werde, wenn bis zum Ende des October die angekündigte Hülfe nicht erſchienen ſei, oder daß er dann ſelber auf den Continent gehen werde ſie zu beſchleunigen. Er war in derſelben verzweifelten Lage, wie der Sage nach Columbus, als das angekündigte Land nicht erſcheinen wollte.

Sobald das Parlament, welches auf des Königs Vorſchlag einen neuen Finanzplan, eine Vermögensſteuer genehmigt hatte, auseinander gegangen war, ſtieg Theodor zu Pferde, ſein Reich auch jenſeits der Berge kennen zu lernen. Im dortigen Lande, dem Hauptſitze der alten Signoren Corsica's, hatten ſich die ariſtokratiſchen Gelüſte noch erhalten. Luca Ornano empfing den Monarchen mit den angeſehenſten Herren jener Gegenden und führte ihn im feſtlichen Geleit nach Sartene. Hier kam Theodor auf den Gedanken einen neuen Ritterorden zu ſtiften; der Einfall war zugleich politiſch, wie wir überhaupt ſehen, daß der deutſche Baron und Corſenkönig nicht minder klug ſich zu benehmen wußte, als andere Emporkömmlinge von größeren Dimenſionen ihrer Herrſchaft vor und nach ihm. Der neue Orden hieß: von der Befreiung (della Liberazione). Der König war ſein Großmeiſter und ernannte die Cavaliere. Man ſagt, daß der Orden in weniger als zwei Monaten mehr denn vierhundert Mitglieder zählte, und daß mehr als ein Viertel davon Ausländer waren, welche um der Seltſamkeit oder um der tapfern Corſen willen die Ehre der Mitgliedſchaft nachſuchten. Dieſe war teuer; denn im Statut war feſtgeſetzt, daß jeder Cavalier bei ſeinem Eintritt 1000 Scudi zahlen ſolle, von welchen er zeitlebens eine Leibrente von zehn Procent zu beziehen hatte.

Dies war der beſte Zweck des Ordens, nämlich daß er eine Anleihe Ehrenhalber und eine Finanzſpeculation war. In Sartene verlieh der König auf den Wunſch der Edeln des Landes jenſeits der Berge mit verſchwenderiſcher Hand Titel von Grafen, Baronen und Freiherren, mit welchen getröſtet die Nachkommen der Ornani, der Iſtria, der Rocca und Leca nach Hauſe gingen.

Während der König die Inſel mit Cavalieren und Grafen erfüllte, als wäre das arme Corsica über Nacht ein reiches Kaiſertum geworden, drückten ihn in der Stille die bitterſten Regentenſorgen. Denn ſich die Wahrheit zu geſtehn, ſo war ſein Königreich doch nur ein gemaltes, und mit Luſterſcheinungen hatte er ſich umgeben. Jene angekündigte Flotte wollte ſich nimmer zeigen, weil auch ſie eine gemalte Flotte war. Dieſe Chimäre verſetzte den König in größere Beſorgniß, als es eine wirkliche Flotte von hundert wol gerüſteten feindlichen Schiffen würde gethan haben. Er fing an ſich mißbehaglich zu fühlen. Bereits gab es eine unzufriedene Partei im Lande, welche ſich organiſirt hatte, unter dem Namen der Indifferenten. Aitelli und Rafaelli hatten ſie gebildet, Hyacint Paoli ſelbſt war auf ihre Seite getreten. Schon hatten die königlichen Truppen mit den Indifferenten einen Zuſammenſtoß gehabt und waren geſchlagen worden. Das Königtum Theodors ſchien zerplatzen zu wollen wie eine Seifenblaſe; Giafferi allein beſchwor den Sturm noch für eine Weile.

Unter ſolchen Umſtänden hielt der König es für wolgethan, dem Unwetter aus dem Wege zu gehn und die Inſel zu verlaſſen; nicht heimlich ſondern als Fürſt, welcher auf das Feſtland eilt, in eigner Perſon die zögernde Hülfe herbeizuholen. Er berief einen Tag nach Sartene, erklärte daß und warum er abreiſen wolle, ordnete die Reichsregentſchaft, ernannte Giafferi, Hyacint und Luca Ornano zu ſeinen Verweſern, ſetzte 27 Freiherren und Grafen zu Statthaltern der Provinzen ein, erließ ein Manifeſt und begab ſich von zahlloſer Menge begleitet am

11. November 1736 nach Aleria, wo er ſich unter franzöſiſcher Flagge einſchiffte, mit ſich nehmend den Grafen Coſta ſeinen Großkanzler und einige Officiere ſeines Hauſes. Ein genueſiſcher Kreuzer hätte den König noch im Angeſicht ſeines Landes aufgehoben und nach Genua eingeliefert, wenn ihn nicht die Flagge Frankreichs ſchützte. In Livorno landete er in der Kleidung eines Abbé, um incognito zu bleiben, dann reiſte er nach Florenz, nach Rom, nach Neapel, und indem er hier ſeinen Großkanzler und ſeine Officiere zurückließ, ſchiffte er ſich nach Amſterdam ein, von wo, wie er ſagte, ſeine Untertanen bald gute Nachrichten von ihm hören ſollten.

Siebentes Kapitel.

Die Corsen glaubten nicht an die Rückkehr ihres Königs, noch an die Hülfe, die er zu ſenden ihnen verſprochen hatte. Von der Not gedrängt, hatte das arme Volk, trunken von Freiheitsliebe, ſelbſt die Lächerlichkeit hingenommen, welche dem Königtum eines Abenteurers anhaftet. In ſeiner Verzweiflung hatte es nach einem Phantom, nach einem Strohhalme gegriffen; und was hätte es nicht aus Haß gegen Genua und aus Freiheitsdrang gethan? Nunmehr ſah man ſich dem Ziel um nichts näher gerückt. Viele zeigten ihren Unwillen. In dieſer Lage verſuchten die Regenten mit Rivarola Unterhandlungen anzuknüpfen, welche indeſſen nicht zu Stande kamen, weil der Genueſe unbedingte Unterwerfung und Auslieferung der Waffen verlangte. Man berief das Volk, ſeine Meinung zu hören. Es beharrte darauf, daß man dem Könige, welchem man Treue geſchworen habe, treu bleiben und keinen andern Souverän als ihn anerkennen müſſe.

Theodor unterdeß hatte einen Teil Europa's durchreiſt, neue

Verbindungen angeknüpft, Geld aufgebracht, Cavaliere ernannt, Polen und Deutſche geworben; und obwol ihn ſeine Gläubiger zu Amſterdam in den Schuldturm geſetzt, war es dem Genie des wunderbaren Menſchen dennoch geglückt, Hülfsmittel zuſammen zu bringen, welche er dann nach Corsica abgehen ließ. Von Zeit zu Zeit kam ein Schiff mit Kriegsbedarf, und eine Proclamation, welche die Corsen zur Standhaftigkeit ermunterte.

Dies und die Furcht, es möchte dem raſtlos thätigen Manne endlich doch gelingen eine Macht des Feſtlandes für ſich zu gewinnen, ängſtigte die Republik Genua. Der Senat hatte einen Preis von zweitauſend Genuinen auf den Kopf des Corsenkönigs geſetzt und die Agenten der Republik verfolgten ſeine Schritte bei allen Höfen. Selber in Geldverlegenheit nahm Genua von der Bank drei Millionen auf und mietete drei Regimenter Schweizer. Der kleine Krieg nahm ſeinen Fortgang. Mit äußerſter Grauſamkeit wurde er geführt, da man ſich daran gewöhnt hatte keinen Pardon mehr zu geben. Kein Ende abſehend, entſchloß ſich die Republik die Hülfe Frankreichs anzurufen. Sie hatte bisher gezaudert eine fremde Macht anzugehen, weil ihr Schatz erſchöpft war und frühere Erfahrungen ſie nicht ermunterten.

Das Cabinet von Frankreich nahm die Gelegenheit bereitwillig auf, wenigſtens zu verhindern, daß ein anderer Staat ſeinen Einfluß auf eine Inſel geltend machte, deren Lage an den Grenzen Frankreichs von ſo großer Wichtigkeit war. Deshalb ſchloß der Cardinal Fleury am 12. Juli 1737 einen Vertrag mit Genua, in Kraft deſſen Frankreich verſprach, ein Heer nach Corsica zu ſchicken zu dem Zweck die „Rebellen“ der Republik zu unterwerfen. Manifeſte gingen ab dieſen Entſchluß dem corſiſchen Volke kund zu thun. Sie erregten große Beſtürzung und tiefen Schmerz, um ſo mehr als eine Macht die Corsen bekriegen zu wollen erklärte, welche in früheren Zeiten in weit anderen Verhältniſſen zu ihnen geſtanden hatte. Das corſiſche Volk beantwortete dieſe Manifeſte mit der Erklärung, nimmermehr unter

die Herrſchaft Genua's zurückkehren zu wollen und mit einem verzweifelten Anruf an das Mitleiden des franzöſiſchen Königs.

Fünf Regimenter Franzoſen landeten unter dem Befehl des Grafen Boiſſieux in Corsica im Februar 1738. Der General hatte gemeſſene Befehle, friedliche Unterhandlungen zu verſuchen, und Genua hoffte, daß das bloße Erſcheinen der Franzoſen hinreichen würde, die Corsen zu entwaffnen. Aber dieſe blieben feſt. Das ganze Land hatte ſich beim Nahen der Franzoſen wie ein Mann erhoben; Feuerzeichen auf den Bergen, die Muſchelhörner in den Dörfern, die Glocken in den Klöſtern riefen die Bevölkerung zu den Waffen. Alles was ſie tragen konnte ſammelte ſich, ein jeder Mann verſehen mit Brod auf acht Tage. Jedes Dorf bildete ſeine Schaar, jede Pieve ihr Bataillon, jede Provinz ihr Lager. So ſtand man gerüſtet und wartend. Boiſſieux nun knüpfte Unterhandlungen an, und ſechs Monate lang dauerten dieſe, bis von Verſailles die Erklärung kam, daß die Corsen ſich unbedingt der Herrſchaft Genua's unterwerfen ſollten. Das Volk antwortete in einem Manifeſt an Ludwig den Fünfzehnten, daß es ihn nochmals anflehe einen Blick des Mitleids auf es zu werfen und des Anteils gedenk zu ſein, welchen ſeine erlauchten Ahnen an Corsica genommen, und es erklärte, daß es lieber ſeinen letzten Blutstropfen vergießen als unter die mörderiſche Herrſchaft Genua's zurückkehren wolle. Indeß gab man in der bittern Not die verlangten Geißeln und erklärte ſich bereit, dem franzöſiſchen Könige zu vertrauen und ſeines Entſcheides zu harren.

Auf dieſem Punkt ſtanden die Dinge, als eines Tags der Baron Droſte, Neffe Theodors, in Aleria landete, eine Menge Munition und die Nachricht mit ſich bringend, daß der König der Corsen mit nächſtem wiedererſcheinen werde. Der rätſelhafte Mann landete wirklich in Aleria am 15. September, trefflicher und königlicher ausgerüſtet als er zum erſten Mal gekommen war. Drei Schiffe brachte er mit ſich, das eine von 64, das

andere von 60, das dritte von 55 Kanonen, außerdem Bombardierſchaluppen und eine kleine Flottille von Transportſchiffen. Sie waren beladen mit beträchtlichen Kriegsvorräten, mit 27 Kanonen, 7000 Bajonetflinten, 1000 großen Musketen, 2000 Piſtolen, mit 24,000 Pfunden von grobem, 100,000 Pfunden von feinem Pulver, 200,000 Pfunden Blei, 400,000 Feuerſteinen, 50,000 Pfunden Eiſen, 2000 Lanzen, 2000 Granaten und Bomben. Alle dieſe Artikel hatte derſelbe Mann aufgebracht, welchen ſeine Gläubiger in Amſterdam in den Schuldturm geworfen hatten. Seiner Ueberredungsgabe war es gelungen, die Holländer für Corsica zu intereſſiren und ihnen eine Verbindung mit dieſer Inſel wünſchenswert zu machen. Eine Companie von Capitaliſten, die reichen Häuſer Boom, Tronchain und Neuville hatten ſich zuſammengethan und dem Corsenkönige Schiffe, Geld und Kriegsbedürfniſſe hergeliehen. So war Theodor unter holländiſcher Flagge in ſeinem Königreich gelandet. Aber er fand die Angelegenheiten in einer Wendung, welche alle ſeine Hoffnungen niederſchlug; er mußte die Ironie erfahren, daß er nur König war als Glücksritter und daß er dies nicht mehr ſein konnte, als er in königlicher Weiſe und mit reellen Mitteln kam, ſeinen Titel zu verwirklichen. Er fand das Land widerſtrebend und in voller Unterhandlung mit Frankreich. Das Volk zwar führte ihn im Triumf wieder nach Cervione, wo man ihn einſt gekrönt hatte, aber die Generale, ſeine eigenen Grafen, ließen ihn wiſſen, daß die eingetretenen Umſtände ſie zwängen, nichts mehr mit ihm gemein zu haben, ſondern mit Frankreich zu unterhandeln. Boiſſieux hatte gleich nach Theodors Landung eine Proclamation erlaſſen, welche jeden zum Rebellen und Hochverräter erklärte, der dem geächteten Baron Gehör geben würde; und ſo ſah ſich der König von denen verlaſſen, welche er kurz vorher zu Grafen, Markgrafen, Baronen und Cavalieren erhoben hatte. Die Holländer, in ihren Erwartungen getäuſcht und von franzöſiſchen und genueſiſchen Schiffen bedroht, ent-

ſchloſſen ſich kurz und gingen voll Unwillen unter Segel nach Neapel. Theodor ſah ſich deshalb gezwungen gleichfalls hinwegzugehn, und voll Gram ſchiffte er ſich nach dem Feſtlande ein.

Achtes Kapitel.

In den letzten Tagen des October kam die entſcheidende Friedensacte von Verſailles, in Form eines Edicts, welches der Doge und Senat Genua's erließ und Frankreich und der Kaiſer unterzeichnet hatten. Es enthielt einige Zugeſtändniſſe und den ausdrücklichen Befehl zur Unterwerfung unter Genua. Fünfzehn Tage gab Boiſſieux den Corsen dazu Zeit. Sie verſammelten ſich ſofort im Convent zu Orezza zur Beratung, und erklärten in einem Manifeſt: „Wir werden den Mut nicht verlieren, und uns mit dem männlichen Entſchluß zu ſterben waffnend, werden wir es vorziehn mit Ruhm, die Waffen in der Hand zu enden, als elende müßige Zuſchauer der Leiden unſres Vaterlandes zu ſein, und als in Ketten zu leben und die Sclaverei auf unſre Nachkommen zu vererben. Wir denken und wir ſagen mit den Makkabäern: melius est mori in bello, quam videre mala gentis nostrae.“

Schon hatten die Feindſeligkeiten begonnen. Boiſſieux hatte 400 Mann nach Borgo geſchickt, die dortige Bevölkerung noch vor der geſetzten Friſt zu entwaffnen. Eben tagte das Volk in Orezza. Auf die Nachricht von dem Einrücken der Franzoſen in Borgo, erhob ſich der alte Ruf: libertà, popolo. Sie ſtürzten nach Borgo, fielen auf die Franzoſen, ſchloſſen ſie ein. Der Commandant des Corps ſchickte Boten zu Boiſſieux, welcher ſogleich mit 2000 Mann herbeimarſchirte, die Bedrohten zu retten. Die Corsen aber warfen ſie von den Bergen, zerſchlugen ihre Bataillone, trieben ſie vor ſich her in die Mauern von Baſtia.

Hierauf ſandte Boiſſieux Depeſchen nach Frankreich, Verſtärkung zu fordern, und ſelber todkrank begehrte er ſeine Entlaſſung. Er, ein Neffe des berühmten Villars, ſtarb in Baſtia am 2. Februar 1739. Sein Nachfolger war der Marquis von Maillebois, welcher mit beträchtlicher Macht im Frühjahr auf Corsica landete.

Maillebois ſtreng und gerecht, raſch und ſicher im Handeln, war ganz der Mann, ſeine Aufgabe durchzuführen. Nachdem die Friſt abgelaufen war, welche er den Corsen geſetzt hatte, ließ er ſeine Truppen in verſchiedenen Richtungen vorrücken. Hyacint Paoli, in der Balagna angegriffen, wich zurück; mehr Politiker als Kriegsmann verzweifelte er am Widerſtand und unterwarf ſich. Dies hatte zur Folge, daß auch Giafferi ein Gleiches that. Maillebois empfing hierauf die Häupter der Corsen in Moroſaglia und ſtellte ihnen vor, daß die Ruhe des Landes ihre Auswanderung gebiete. Sie fügten ſich, und ſo verließen im Sommer 1739 zweiundzwanzig angeſehene Männer ihr Vaterland. Unter ihnen befanden ſich Hyacint Paoli mit ſeinem vierzehnjährigen Sohn Pasquale, Giafferi mit ſeinem Sohn, Caſtineta und Pasqualini.

Das Land dieſſeits der Berge war unterworfen; aber jenſeits behaupteten ſich noch zwei tapfere Verwandte des Königs Theodor, ſeine Neffen, der Baron von Droſte und Friedrich von Neuhoff, welche beſonders an den Männern von Zicavo einen Anhalt fanden. Nach mutigem Kampf und nachdem Friedrich einige Zeit in den Bergen und Buſchwäldern als Guerilla umhergeirrt war, erhielten ſie ehrenvolle Päſſe ins Ausland.

Maillebois regierte jetzt die Inſel; er hemmte den genueſiſchen Gouverneur in ſeinen Abſichten, und hielt mit Kraft Ordnung und ein gerechtes Regiment. Alle diejenigen Corsen, welche die Rache Genua's fürchteten und Luſt hatten unter franzöſiſcher Fahne zu dienen, vereinigte er zu einem Regiment, das den Namen Royal-Corse führte. Dann riefen ihn die Ereigniſſe auf dem Feſtland nach Frankreich zurück. Er verließ Corsica im

Jahr 1741, und bald folgte ihm auch der Reſt der franzöſiſchen Truppen nach.

Kaum hatten dieſe die Inſel geräumt, als der Genueſenhaß wieder in lichten Flammen aufſchlug. Er war ein Erbteil der Geſchichte des Landes, eine nationale Eigenſchaft geworden. Der Gouverneur Domenico Spinola machte den Verſuch die alte Auflage der due seini einzutreiben. Augenblicks Aufſtand des Volks, Kampf und Niederlage der Genueſen. Der kleine Krieg breitete ſich über das Land aus.

Da erſchien plötzlich im Januar 1743 der verſchollene König Theodor wieder. Er landete mit drei engliſchen Kriegsſchiffen, wie ehedem wol verſehn mit beträchtlichem Kriegsmaterial, in Isola Rossa. Von ſeinem Reich verjagt hatte er den Wunſch wieder König zu ſein nicht aufgegeben; er war nach England gegangen und ſeinem Eifer glückte hier noch einmal, was ihm in Amſterdam geglückt war. Nun ankerte er an der corſiſchen Küſte, teilte die Munitionen und die Waffen aus und ſchickte Proclamationen ins Land, welche in der Sprache eines gekränkten und entrüſteten Königs die Verräter ſtraften und die Treuen aufforderten ſich um ſeine Perſon zu ſchaaren. Das Volk ſchwieg; was er hörte überzeugte den unglücklichen Herrſcher, daß der Traum ſeines Reichs für immer zerronnen ſei. Mit kummervollem Herzen ließ er die Anker lichten und ſegelte davon, ſein Inſelkönigreich nie mehr wieder zu ſehn. Er zog ſich nach England zurück.

Corſen und Genueſen waren unterdeß zu einem neuen Vertrage geneigt. Man ſchloß ihn auf Bedingungen, welche dem Lande ſonſt ſchon begehrte doch immer wieder verletzte Rechte zurückgaben. Hierauf ſchien ſich die Ruhe in zwei Friedensjahren zu befeſtigen, wenn gleich die Inſel durch die Blutrache zerriſſen wurde. Um dieſe Uebel abzuſtellen ernannte das Volk Gaffori, Venturini und Alerius Matra zu Protectoren des Vaterlandes, und dieſe Triumvirn erſchienen für jetzt als die nationalen

Häupter. Aber Andere, verbannte, unternehmungsluſtige Männer, erkannten, daß die fortlodernde Glut nur bedeckt ſei, und ſie entſchloſſen ſich zu einem neuen Angriff auf die genueſiſche Herrſchaft.

Im Dienſt des Königs von Sardinien ſtand damals der Graf Domenico Rivarola, ein Genueſe von Geburt aus Baſtia, welcher aber mit der Republik tödtlich verfeindet war. Er ſammelte mehre Corſen um ſich, ſtellte dem Könige Carl Emanuel den günſtigen Erfolg einer Unternehmung zu Gunſten Corsica's vor, erhielt Schiffe und eroberte mit engländiſcher Unterſtützung Baſtia. Die Corſen erklärten ſich für ihn, und der Krieg wurde wieder allgemein. Nun zog Giampietro Gaffori, ein Mann von bewundernswürdigem Heldenmut, auf Corte und beſtürmte die auf einem ſchroffen Felſen gelegene Citadelle. Der genueſiſche Commandant ſah den Fall derſelben voraus, wenn die Corſen fortfuhren nachdrücklich zu feuern und noch eine Breſche zu ſchießen. Er ergriff den jungen gefangenen Sohn Gaffori's und ließ ihn an die Mauer der Citadelle binden, um den Vater vom Feuern abzuhalten. Als die Corſen Gaffori's Sohn dort ſchweben ſahen, ſchwiegen ihre Kanonen und kein Schuß fiel. Giampietro Gaffori ſchauderte, dann rief er nach einer tiefen Stille plötzlich: Feuer! und mit verdoppelter Wut begann das Geſchütz gegen die Mauer zu feuern. Das Caſtell fiel; der Knabe war unverſehrt; der heroiſche Vater ſchloß ihn weinend in ſeine Arme.

Nach dem Falle Corte's erhob ſich alles Land im Innern der Inſel, und eine Volksverſammlung ſprach am 10. Auguſt 1746 aufs neue die Unabhängigkeit Corsica's aus. Gaffori, Venturini und Matra wurden zu Generalen und Protectoren der Nation erklärt; man erließ eine Aufforderung an alle überſeeiſchen Corſen in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Hoffnung auf Sardinien zerrann übrigens bald, denn ſeine Hülfe war unzureichend, Baſtia fiel wieder in die Hände der Genueſen, und

Rivarola mußte ſich nach Turin entfernen. Der genueſiſche Senat aber nahm nochmals zu Frankreich ſeine Zuflucht.

Zweitauſend Franzoſen gingen im Jahre 1748 unter dem Befehl des General Curſay nach Corsica. Ihr Erſcheinen machte die unglückliche Nation tief beſtürzt. Weil nun auch der Aachener Friede jede Hoffnung auf die ſardiniſche Unterſtützung vernichtet hatte, verſtanden ſich die Corsen dazu die Vermittlung des Königs von Frankreich anzunehmen. Curſay ſelbſt war ein Mann von dem edelſten Weſen, menſchenfreundlich, wolwollend und gerecht; die Corsen hatten ihn kaum kennen gelernt als ſie ihn liebten und ihre Sache vertrauend in ſeine Hände gaben. So kam im Juli 1751 ein Vertrag zu Stande, welcher ihnen günſtig war, ihnen mehr Rechte gewährte als ſie bisher erhalten hatten und vor allem ihre Nationalität ſchirmte. Aber Curſay war um dieſes Vertrages willen den Genueſen verhaßt geworden; er geriet mit der Republik in Feindſchaft; es fanden blutige Auftritte ſtatt und der Liebling des Volkes hätte in einem Tumult in Ajaccio ſein Leben verloren, wäre nicht der tapfere Gaffori zu ſeiner Hülfe herbeigeeilt. Nun verläumdeten ihn die Genueſen bei ſeinem Hof, nannten ihn die Urſache fortdauernder Unruhen, einen Intriguanten und Pflichtvergeſſenen und gaben zu verſtehn, daß er in Corsica nach dem Königtum ſtrebe. Frankreich rief den edlen Mann zurück; er wurde als Gefangener des Staats in den Turm zu Antibes gebracht, wo er verbleiben ſollte bis ſein Proceß entſchieden ſei.

Das Schickſal Curſay's ſetzte die Corsen in Wut; alles Volk dieſſeits und jenſeits der Berge griff zu den Waffen. In Orezzo wurde Giampietro Gaffori zum alleinigen General und Gouverneur der Nation ernannt.

Gaffori wurde jetzt der Schrecken Genua's. In dieſem unbezwinglichen Heldengeiſt ſchien Sampiero wieder aufgelebt zu ſein. Kaum war er an die Spitze ſeines Volkes geſtellt, ſo ſammelte er deſſen Kräfte, organiſirte ſie geſchickt, warf ſich mit

Schnelligkeit auf den Feind, ſchlug ihn allenthalben und entriß ihm die ganze Inſel bis auf die feſten Küſtenplätze. Damals war Grimaldi Gouverneur; ränkevoll und liſtig wie einſt Fornari, erſah er keine andere Rettung als in der Ermordung des gewaltigen Mannes. Er entwarf einen Anſchlag auf ſein Leben. Gaffori hatte nach corsiſcher Weiſe Todfeinde, Rächer, Männer aus Corte, mit Namen Romei. Dieſe gewann der Gouverneur, und damit die That noch abſcheulicher werde, ließ ſich auch der eigene Bruder Gaffori's Anton-Francesco gewinnen. Dieſe Verſchworenen lockten Gaffori in einen Hinterhalt und ermordeten ihn, am 3. October 1753. Die Strafe ereilte nur den unnatürlichen Bruder; denn wenige Tage nach der vollbrachten Unthat gefangen, wurde er mit dem Rade gerichtet, während die Romei ſich zum Gouverneur gerettet hatten. Man erzählt, daß Giampietro's durch ihren Heldenſinn längſt bekanntes Weib nach dem Tode ihres Gatten ihren zwölfjährigen Sohn an den Altar führte und ihn ſchwören ließ, den Mord ſeines Vaters zu rächen. Das corsiſche Volk hatte ſeinen edelſten Patrioten verloren. Giampietro Gaffori, ein Doctor der Rechte und gelehrter Mann, in einem vorgeſchrittenen Jahrhundert gebildet, großmütig, von ungewöhnlichem Seelenadel, für ſein Volk alles zu opfern bereit, war würdig in der Geſchichte ſeines Landes neben Sampiero geprieſen zu werden. Ein Volk aber, welches ſolche Männer fort und fort aufzuſtellen hatte, mußte unbezwinglich ſein. Gaffori war todt; und Pasquale Paoli ſtand da.

Die Nation kam wie einſt nach dem Falle Sampiero's zu einem Tage zuſammen, um ihren Helden durch Todtenehren zu feiern. Dann beſchloß ſie einſtimmig den Krieg gegen Genua und erklärte alle für des Todes ſchuldig, welche es wagen würden von Unterhandlung mit dem Erbfeinde zu reden. Fünf Männer ſtellte man an die Spitze der Regierung, Clemens Paoli, Hyacints älteſten Sohn, Thomas Santucci, Simon Pietro Frediani und den Doctor Grimaldi.

Zwei Jahre leiteten die Fünf die Angelegenheiten des Landes und den Krieg gegen die Republik, aber es machte ſich das Bedürfniß fühlbar die Kräfte der Nation in einer einzigen ſtarken Hand zu vereinigen, und deshalb berief man einen Mann, welcher beſtimmt war nicht allein der Ruhm ſeines Volks, ſondern auch eine der ſchönſten Zierden der Menſchheit zu werden.

Neuntes Kapitel.

Pasquale Paoli war der jüngſte Sohn Hyacints. Im Alter von vierzehn Jahren hatte ihn der Vater mit ſich in die Verbannung nach Neapel genommen. Hier verſprachen die Anlagen des Knaben einen Mann, welcher dereinſt ſeinem Lande große Dienſte leiſten möchte. Mit Sorgfalt ließ ihn ſein hochgebildeter Vater erziehn und ihn den Unterricht der berühmteſten Männer der Stadt genießen. Neapel war damals und durch das ganze achtzehnte Jahrhundert ein Vereinigungspunkt jener großen italieniſchen Philoſophenſchule der Humanität, der Geſchichte und der Staatsökonomie, welche Männer zählte wie Vico, Giannone, Filangieri, Galiani, Genoveſi. Der Letztere namentlich, der große Nationalökonom, war Pasquale's Lehrer und legte Zeugniß von dem Genie ſeines Schülers ab. Aus dieſer Schule ging Paoli hervor. einer der größten praktiſchen Humanitätsphiloſophen des achtzehnten Jahrhunderts, welche ihre Grundſätze als Geſetzgeber und Ordner der Staatsgeſellſchaft zu verwirklichen geſucht haben.

Als die in Corsica eingeſetzte Fünfregierung den Bedürfniſſen nicht entſprach, war Clemens Paoli es ſelbſt, welcher die Wünſche der Corsen auf ſeinen Bruder Pasquale lenkte. Pasquale war damals Officier in Dienſten Neapels, durch Tapferkeit im calabreſiſchen Kriege bereits namhaft geworden und allen

wert durch den Adel ſeiner Perſon und ſeinen gebildeten Geiſt. Sein Bruder Clemens ſchrieb ihm eines Tags, daß er nach ſeiner Inſel zurückkehren ſolle, weil es der Wille ſeiner Landsleute ſei, ihn als General der Nation an ihre Spitze zu ſtellen. Pasquale ſchwankte. Gehe, mein Sohn, ſo ſagte der alte Hyacint zu ihm, thue deine Pflicht und ſei der Befreier deines Vaterlandes.

Am 29. April 1755 landete der junge Paoli in Aleria, auf derſelben Stelle, wo neunzehn Jahre früher Theodor gelandet war. In ſo wenig Jahren welch ein anderes Gepräge ſchienen die Dinge bekommen zu haben. Ein junger Sohn des Landes war es, weder durch Thaten ausgezeichnet, noch durch Einfluß von Verbindungen und verheißende Hoffnung auf fremde Hülfe; kein Projectmacher, nicht imponirend durch theatraliſches Schaugepränge; er kam mit leeren Händen, zaghaft beſcheiden, und brachte nichts mit ſich als ſeine Liebe zum Vaterland, ſeine Willenskraft und ſeine humaniſtiſche Philoſophie, mit welcher er ein ganz verwildertes, vom Familienhaß, dem Banditenweſen und der Blutrache zerfleiſchtes Naturvolk befreien und zu einer ſittlichen Staatsgeſellſchaft umbilden wollte. Dies Problem war in der Weltgeſchichte unerhört, und wie es vor den Augen Europa's gelingen wollte in einer Zeit, wo ähnliche Verſuche an den Culturvölkern ſcheiterten, wurde der Beweis gegeben, daß die rohe Einfalt der Natur für die demokratiſche Freiheit empfänglicher ſei, als die verfeinerte Verderbtheit der Cultur es ſein kann.

Pasquale war damals 29 Jahre alt, von kräftig edler Geſtalt, von achtunggebietendem Weſen; ſeine anſpruchloſe Weiſe, die Feſtigkeit und Milde ſeines Antlitzes, die woltönende Stimme, die ſchlichte und doch überredende Sprache und der klarſte Verſtand erweckten ihm ſofort Vertrauen. Man ahnte den Mann des Volks und den großen Bürger. Als ſich nun die Nation, in Sant' Antonio della Caſabianca verſammelt, dahin erklärt hatte, daß Pasquale Paoli ihr alleiniger General ſein ſolle, lehnte er zuerſt die Berufung ab, ſeine Jugend und Unerfahrung

vorſtellend; doch nicht einmal darauf ging das Volk ein, daß man ihm einen Collegen zur Seite ſtelle. Am 15. Juli 1755 übernahm er die oberſte Regierung ſeines Vaterlandes.

Er fand ſein Volk in dieſem Zuſtande: die Genueſen auf ihre Feſtungen beſchränkt den Krieg rüſtend; den größten Teil der Inſel frei; das Volk verwildert, der Geſetze ungewöhnt, von Parteien und der Blutrache zerriſſen; Ackerbau, Induſtrie, Wiſſenſchaften vernachläſſigt oder nicht vorhanden; alles ungeordneter roher Stoff, doch voll von geſunden Keimen, welche frühere Jahrhunderte gepflanzt, ſpätere nicht erſtickt, ſondern gefördert hatten. Er fand endlich ein Volk vor, deſſen edelſte Eigenſchaften Vaterlandsliebe und Freiheitsſinn faſt bis zur raſenden Leidenſchaft geſteigert waren.

Gleich die erſten Maßregeln Paoli's gingen an die Wurzel des Uebels. Es wurde ein Geſetz erlaſſen, welches die Vendetta mit der Schandſäule und mit dem Tod durch Henkershand beſtrafte. Nicht allein Furcht, auch Ehrgefühl ſollten helfen, wie moraliſche Belehrung. Prediger, Miſſionäre gegen die Blutrache, zogen umher und predigten auf den Feldern, daß man ſeinen Feinden verzeihen müſſe. Paoli ſelbſt durchreiste das Land, haßentbrannte Familien zu verſöhnen. Einer ſeiner Verwandten hatte dem Geſetz zum Trotz Blutrache geübt; er ſchwankte keinen Augenblick; er ließ ihn hinrichten. Dieſe Feſtigkeit und der Anblick einer unparteiiſchen Gerechtigkeit machten tiefen Eindruck.

Mitten in ſolcher Thätigkeit überraſchte Paoli die Nachricht, daß Emanuel Matra ſeine Anhänger um ſich verſammelt, die Waffen erhoben habe und gegen ihn marſchire. Matra, aus einem Hauſe alter Caporali von jenſeits der Berge, war durch Ehrgeiz und Neid zu dieſem Entſchluß getrieben worden. Er hatte ſich ſelbſt Rechnung gemacht, die höchſte Stelle in der Nation zu bekleiden; ſeinem Nebenbuler ſie zu entreißen war er aufgeſtanden. Seine Macht war drohend. Paoli wollte das Vaterland vor einem innern Kriege bewahren, er bot ſeinem Gegner an,

die Waffen ruhen zu laſſen und einer Volksverſammlung die Entſcheidung anheim zu geben, wer von ihnen General der Nation ſein ſolle. Der trotzige Matra verwarf dieſen Vorſchlag, er pochte auf ſeine Tapferkeit, ſeine Kriegserfahrung, ſogar auf die Unterſtützung durch Genua. In mehren Treffen überwand er die Heerhaufen Paoli's, dann zurückgeworfen erſchien er im Anfang des Jahres 1756 mit genueſiſcher Hülfe wieder, und mit großer Kühnheit überfiel er Paoli in Bozio. Pasquale warf ſich ſchnell in das Kloſter und verſchanzte ſich daſelbſt. Die Gefahr war groß, der Sturm auf das Kloſter wütend; ſchon brannten die Thüren, die Flamme ergriff bereits das Innere des Gebäudes. Paoli gab ſich verloren. Da ließen ſich von den Bergen Muſchelhörner hören und herab kam ſein Bruder Clemens, Thomas Carnoni, Pasquale's bisheriger Todfeind, welchen die eigne Mutter bewaffnet hatte um den Gegner zu retten, und eine Schaar Tapferer. Nun wurde der Kampf verzweifelt. Man ſagt, daß Matra, als die Seinigen todt oder geflohen waren, mit einer beiſpielloſen Wildheit kämpfte und ſelbſt dann zu kämpfen fortfuhr, als ihn ein Schuß bereits in die Kniee geworfen hatte, bis ihn ein zweiter todt niederſtreckte. An der Leiche des Feindes weinte Paoli vor Kummer, einen Mann von ſolcher Heldenkraft unter Verrätern todt und ſeinem Vaterlande verloren zu ſehn. Die Gefahr war nun beſeitigt und die Partei Matra's vernichtet; ihrer wenige nur hatten ſich nach Baſtia zu den Genueſen geflüchtet, um bei günſtiger Zeit wieder zu erſcheinen.

Es zeigte ſich übrigens, daß Genua ſchon erſchöpft war. Dieſe einſt ſo mächtige Republik war am Vorabende ihres Falls. Geängſtigt durch die Fortſchritte der Corſen, deren nationale Regierung ſich von Tag zu Tage mehr befeſtigte, machte ſie zwar Verſuche ſie mit Waffengewalt zu erdrücken, aber dieſe hatten nicht mehr den Nachdruck wie in der Zeit der Doria und der Spinola. Die Republik nahm mehrmals Schweizer und Deutſche

in Sold und griff Paoli's Hauptquartier in der Nähe Baſtia's an, doch ohne Erfolg. Hierauf wandte ſie ſich wieder an Frankreich. Um zu hindern, daß nicht die Engländer einen Küſtenplatz in Corsica beſetzten, ſchickte das franzöſiſche Cabinet im Jahre 1756 Beſatzungen nach den feſten Städten der Inſel. Doch hielten ſich die Franzoſen neutral und thaten nichts mehr als dieſe Orte beſetzen, welche ſie endlich im Jahre 1759 wieder räumten.

Genua verzagte. Es ſah die Corsen zu einem geordneten Staate zuſammenwachſen und das Land in kurzer Zeit wunderbar emporblühen. Die Finanzen waren geregelt, der Ackerbau rührte ſich, Fabriken, ſelbſt Pulvermühlen waren in Gang gekommen, eine neue Stadt Isola Rossa entſtand vor den Augen des Feindes; Paoli hatte ſelbſt eine Flotte aufgeſtellt; die corsiſchen Kreuzer machten das Meer für genueſiſche Schiffe unſicher. Ganz Corsica, vom Familienhader gereinigt, war wol bewehrt und wol gerüſtet; immer enger waren die letzten feſten Städte umſchloſſen, welche die Republik noch beſaß. Solche Entwicklung hatte das corsiſche Volk unter einer weiſen Regierung und aus eigner Kraft genommen, daß es keiner fremden Hülfe mehr bedurfte. Genua ließ ſich nun herbei, Friedensanträge zu machen; aber die Corsen erklärten nur dann auf ſolche eingehen zu wollen, wenn die Genueſen ihre Inſel gänzlich würden geräumt haben.

Noch einmal verſuchte die Republik den Krieg. Sie wandte ſich wieder an die Matra, an Antonio und Alerius, welcher ehedem neben Gaffori Regent der Nation geweſen war. Einer nach dem andern, zum genueſiſchen Marſchall ernannt und mit Truppen verſehn, erregte Empörung und wurde nach kurzem Kampfe überwältigt. Da erkannte der genueſiſche Senat, daß die Corsen nicht mehr zu überwinden ſeien, es ſei denn durch einen ernſtlichen Angriff von Seiten Frankreichs, und er ſchloß am 7. Auguſt 1764 zu Compiegne einen Vertrag mit dem franzöſiſchen Könige, wonach dieſer ſich aufs neue verpflichtete

während vier Jahre die Küſtenſtädte der Inſel beſetzt zu halten. Sechs Bataillone Franzoſen landeten hierauf in Corsica unter dem Befehl des Grafen Marbeuf, welcher den Corsen ankündigte, daß er zwiſchen ihnen und der Republik vollkommne Neutralität beobachten werde, da ſein vertragsmäßiger Zweck nur die Beſetzung der Küſtenplätze ſei. Aber den Corsen war dieſe Beſetzung, welche ſie nicht hindern konnten, feindlich, und eine Neutralität nichtig, welche ihnen verwehrte, die vorgerückten Belagerungen zu Ende zu führen. Sie beklagten ſich durch Proteſte, aber ſie hoben die Belagerung von San Fiorenzo auf, welches dem Fall ſchon nahe war.

So blieben die Angelegenheiten vier Jahre lang: die Genueſen unthätig; die Franzoſen, in keiner Weiſe von ihnen abhängig, im Beſitz der feſten Plätze und freundſchaftlich mit den Corsen verkehrend; die Corsen raſtlos thätig, ihre Verfaſſung befeſtigend, ihrer Selbſtändigkeit froh und voll Hoffnung, daß nach dem Verfluß jener vier Vertragsjahre ſie in den vollen Beſitz ihrer Inſel kommen und das Ziel ihrer heroiſchen Nationalkämpfe endlich erreichen würden.

Ganz Europa pries die corsiſche Verfaſſung als das Muſter volkstümlicher Freiheit, und ſie war allerdings preiswürdig in ihrer Einfachheit und Geſundheit, das beſte Denkmal welches die Staatsweisheit des Jahrhunderts der Humanität ſich aufgeſtellt hat.

Zehntes Kapitel.

Als Pasquale die corsiſche Republik ordnete, ging er von den einfachen Grundſätzen aus, daß das Volk die alleinige Quelle der Macht und der Geſetze ſei, und daß dieſe nur den Zweck hätten, deſſen Wol auszuſprechen und zu erhalten. Als er die Form der Regierung regelte war ſein Gedanke der: daß ſie eine

Art nationaler Jury bilden ſollte, in eben ſo viele Zweige untergeordnet als es Zweige der Verwaltung oder des Rechtes gab, und daß die Verwaltung einem Hauſe von Kryſtall gleichen müſſe, worin jeder ſehen könne was vor ſich gehe; denn das geheimnißvolle Dunkel begünſtige die Willkürherrſchaft und ernähre das Mißtrauen des Volks.

Er nahm zur Grundlage ſeiner Staatseinrichtung jene volkstümliche Gemeindeordnung der Terra del Commune, mit ihren Communen, Pieven, Bürgermeiſtern und Vätern der Gemeine.

Alle über 25 Jahre alten Bürger der Gemeine waren Wähler zur Generalverſammlung (consulta). Sie vereinigten ſich unter dem Vorſitz des Podeſtà des Ortes und ſchworen zuvor nur ſolche Männer zu wählen, welche ſie für die Würdigſten hielten.

Auf je 1000 Seelen kam ein Vertreter zur Generalverſammlung.

Dieſe ſelbſt beſaß die Souveränität im Namen des Volks. Sie bildete ſich aus den Abgeordneten der Communen, denen der Geiſtlichkeit und den Vorſtehern der Provinzialbehörden. Sie beſtimmte die Abgaben, entſchied über Krieg und Frieden und gab Geſetze. Eine Mehrheit von zwei Dritteln machte die Beſchlüſſe geſetzeskräftig.

Aus der Generalverſammlung ging der oberſte Staatsrat (consiglio supremo) hervor, eine Körperſchaft von Neunmännern, darſtellend die 9 freien Provinzen Corsica's: Nebbio, Caſinca, Balagna, Campoloro, Orezza, Ornano, Rogna, Vico und Cinarca. Der Staatsrat war die ausübende Behörde, er berief die Generalverſammlung, vertrat ſie in politiſchen Angelegenheiten, ordnete die öffentlichen Arbeiten und wachte über die Sicherheit des Landes. Er hatte auch das Recht in den wichtigſten Fällen die höchſte Inſtanz zu ſein, und ein Veto gegen die Beſchlüſſe der Generalverſammlung bis zu einer neuen Beratung

einzulegen. Sein Präſident war der General der Nation; ohne den Beirat der Staatsräte konnte er nichts vollziehen.

Beide Gewalten, Präſident und Staatsrat, waren dem Volk oder ſeiner Vertretung verantwortlich und konnten durch Nationalbeſchluß entſetzt und geſtraft werden. Die Staatsräte wurden überdies von der Generalverſammlung ſelbſt und auf ein Jahr ernannt, mußten über 35 Jahre alt und bereits Präſidenten der Provinz geweſen ſein. Ebenſo ernannte die Generalverſammlung die fünf Syndici oder Cenſoren.

Der Syndicat war eine Behörde, welche die Provinzen bereiſte, um die Klagen des Volks gegen Verwaltung oder Rechtspflege zu vernehmen und vollgültige Entſcheide zu treffen, welche der General nicht umſtoßen durfte. Dieſer ernannte alle Verwaltungsbeamte und die Steuereinnehmer, welche wiederum der Cenſur der Fünfmänner unterworfen waren.

Die Juſtiz war in folgender Weiſe geordnet. Jeder Podeſtà konnte Fälle entſcheiden bis zum Betrag von zehn Lire; weiter hinauf bis zu dreißig Lire mußte er die beiden Gemeinväter zuziehen. Was dreißig Lire überſtieg, gehörte vor das Tribunal der Provinz, einer Behörde von einem Präſidenten und zwei Aſſeſſoren, welche die Generalverſammlung ernannte, und von einem Fiscaladvokaten, welchen der Staatsrat ernannte. Das Tribunal der Provinz wechſelte jedes Jahr.

Von ihm konnte man an die Rota civile appelliren, eine höchſte Behörde von drei Doctoren des Rechts, welche auf Lebenszeit ernannt waren. Dieſelben Tribunale übten auch die Criminaljuſtiz mit jedesmaliger Zuziehung von ſechs Familienvätern, welche die That aus dem Zeugenverhör zu ermitteln, das Schuldig oder Nichtſchuldig zu ſprechen hatten.

Die Mitglieder des Staatsrates, des Syndicats, der Tribunale der Provinzen durften erſt nach zwei Jahren wieder gewählt werden. Ebenſo wechſelten alljährlich die Podeſtà und Väter der Gemeine, welche von den Bürgern des Orts, die über

25 Jahre alt waren, jedes Jahr in der Verſammlung auf dem Kirchenplatze gewählt wurden.

In dringenden Fällen, bei Empörung und Tumult auf irgend einem Punkt der Inſel, hatte der General die Gewalt, eine vorübergehende, dictatoriſche Behörde für das betreffende Local zu ernennen, die Giunta des Kriegs (giunta di osservazione o di guerra) genannt. Sie beſtand aus drei oder mehr Mitgliedern mit einem Staatsrat an der Spitze; und mit unbedingter Macht einzuſchreiten, Maßregeln zu ergreifen, zu ſtrafen, war dieſer augenblickliche Prevotalgerichtshof ſchrecklich genug. Man nannte ihn im Volk die giustizia Paolina. War ſeine Sendung erfüllt, ſo legte er vor den Cenſoren Rechenſchaft ab.

Dies ſind die Grundzüge der Geſetzgebung Paoli's und der corſiſchen Republik. Sieht man auf ihre leitenden Ideen, Selbſtregierung des Volks, allſeitige geſetzlich geregelte Freiheit des Bürgers, Teilnahme am Staatsleben, Oeffentlichkeit und Einfachheit der Verwaltung, volkstümliche Gerichte; ſo muß man wol geſtehn, daß der Staat der Corſen menſchlicher eingerichtet war, als jeder andere deſſelben Jahrhunderts. Sieht man endlich auf die Zeit ſeines Entſtehns, welche dem Staat des großen Waſhington und den Geſetzgebungen der Franzoſen um Jahrzehnte voranging, ſo gebührt Pasquale Paoli und ſeinem Volk noch mehr Bewunderung.

Einem regulären ſtehenden Soldatenweſen war Paoli Feind. Er ſelber ſagte: „In einem Lande, welches frei ſein will, muß jeder Bürger Soldat ſein und ſich immer bereit halten für die Verteidigung ſeiner Rechte ſich zu bewaffnen. Die disciplinirten Truppen leiſten mehr für den Despotismus als für die Freiheit. Rom hörte an dem Tage auf, frei zu ſein, an welchem es bezahlte Soldaten hatte, und die unbezwinglichen Phalangen Sparta's waren aus dem Aufgebot der Maſſen gebildet. — Endlich ſobald es eine ſtehende Armee gibt, bildet ſich ein Corpsgeiſt;

man ſpricht von der Tapferkeit dieſes Regiments, dieſer Compagnie; das ſind ernſtere Uebel als man denkt, und es iſt gut, ſie ſo viel als möglich zu vermeiden. Man muß von der Entſchloſſenheit reden, welche dieſe Commune, von der Selbſtaufopferung, welche die Glieder dieſer Familie, von der Tapferkeit, welche dieſer Bürger bewieſen hat; auf dieſe Art erweckt man den Eifer bei einem freien Volk. Wenn unſre Sitten ſo ſein werden, wie ſie ſein ſollen, ſo wird unſer ganzes Volk disciplinirt und unſre Miliz unbeſiegbar ſein."

Nur notgedrungen gab Paoli ſo weit nach, daß man eine kleine Zahl regulärer Truppen ſchuf, um die feſten Punkte zu beſetzen. Es waren zwei Regimenter zu vierhundert Mann, befehligt von Jacobo Baldaſſari und Titus Buttafuoco. Jede Compagnie hatte zwei Capitäne und zwei Lieutenants. Franzöſiſche, preußiſche und ſchweizeriſche Officiere übten ſie ein. Jeder reguläre Soldat war bewaffnet mit einer Bajonetflinte, einem Paar Piſtolen und einem Dolch. Die Uniform war das ſchwarze Wollentuch des Landes; den Officier zeichnete allein dies aus, daß er eine kleine Treſſe am Rockkragen trug, und daß ſeiner Flinte das Bajonet fehlte. Alle trugen Mützen von corſiſchem Eberfell und lange Gamaſchen von Kalbleder bis zum Knie. Man rühmte die guten Dienſte, welche dieſe beiden Regimenter leiſteten.

Die Miliz oder die Volksbewaffnung war folgender Art organiſirt. Alle Corſen von 16 bis zu 60 Jahren waren Soldaten. Jede Commune hatte eine, oder je nach ihrer Größe mehre Compagnien aufzuſtellen, deren Officiere ſie ſelbſt wählte. Jede Pieve wiederum bildete ein Lager unter einem Commandanten, welchen der General ernannte. Die geſammte Miliz war in drei Aufgebote geteilt, von denen jedes fünfzehn Tage lang eintrat. Als Regel galt, die Sippſchaften zuſammenzuſtellen, ſo daß die Soldaten einer Compagnie meiſt Blutsfreunde waren. Die in den feſten Plätzen lagen, bekamen jährlichen Sold,

die Anderen nur ſo lange ſie im Felde waren. Die Dörfer gaben das Brod.

Alle Staatsausgaben beſtritten ſich aus den zwei Liren Abgabe für jede Familie und aus den Gefällen vom Salz, der Corallenfiſcherei und anderen indirecten Steuern.

Nichts was eines Volkes Wol begründen und vermehren kann, überſah Paoli. Dem Ackerbau widmete er große Sorgfalt; jährlich ernannte die Generalverſammlung zwei Commiſſarien für jede Provinz, welche die Agricultur zu pflegen hatten. Man pflanzte den Oelbaum, die Caſtanie, den Mais; man entwarf Pläne, die Sümpfe auszutrocknen, Wege zu bahnen. Merkwürdige Lage der Dinge! Mit der einen Hand wehrte damals der Corse ſeinen Feind ab, mit der andern ſtreute er Pflanzenſamen in ſeine Erde.

Auch die Wiſſenſchaft, aller Freiheit und alles Glückes höchſte Gewähr und edelſte Vollendung, ſuchte Paoli ſeinem Volk zu geben. Die eiſernen Zeiten hatten ſie nicht aufkommen laſſen. Die Corsen waren Naturkinder geblieben, unwiſſend doch reich an Mutterwitz. Genua, ſo ſagt man, hatte das Schulweſen mit Abſicht vernachläſſigt. Nun ſah man unter dem Regimente Paoli's überall Volksſchulen entſtehen, und die corsiſchen Geiſtlichen, tapfere und freie Männer, beeiferten ſich, die Jugend zu unterweiſen. In Corte wurde eine nationale Druckerei geſchaffen, aus welcher nur dem Unterricht und der Volksaufklärung gewidmete Bücher hervorgingen. Die Kinder fanden in dieſen Büchern geſchrieben, daß die Liebe zum Vaterland die höchſte Tugend eines edlen Mannes ſei, und daß alle diejenigen, welche im Kampf für die Freiheit gefallen, Märtirer ſeien und im Himmel ihren Sitz bekommen hätten unter den Heiligen.

Am 3. Januar 1765 eröffnete Paoli die corsiſche Univerſität in Corte. Man lehrte auf ihr Theologie, Philoſophie, Mathematik, das Recht, die Humanitätswiſſenſchaften. Medicin und Chirurgie wurden ausgeſetzt, bis man im Stande ſein würde,

die nötigen Inſtrumente anzuſchaffen. Alle Profeſſoren waren Corsen, die erſten: Guelfucci von Belgodere, Stefani von Venaco, Mariani von Corbara, Grimaldi von Campoloro, Ferdinandi von Brando, Vincenti von Santa Lucia. Arme Schüler wurden auf Koſten des Volks verpflegt. Am Ende eines jeden Curſus wurde ein feierliches Examen in Gegenwart der Mitglieder der Generalverſammlung und der Regierung abgehalten. Die Anweſenheit der edelſten Bürger erhöhte den Tadel wie das Lob. Vor ihren Augen und vor dem Volk wußte ſich dieſe Jugend als die junge Landesbürgerſchaft angeſehn, welche über kurz oder lang an dem Werk der Befreiung des Vaterlandes mit zu arbeiten berufen war. So aufwachſend mitten in der Geſchichte des eignen Volks, unter den ſtürmiſchen Ereigniſſen ſelbſt, hatte ſie das eine hohe Ideal feſt und wirklich vor Augen. Welcher Geiſt daher in dieſer Jugend wehte, iſt leicht zu erkennen, und mag ihn das folgende Bruchſtück einer der Reden beweiſen, die nach der öffentlichen Prüfung irgend ein Schüler der Rhetorik im Beiſein der Abgeordneten und Väter des Landes zu halten pflegte. Ein Schüler ſprach vor ihnen und vor Paoli:

„Die Nationen, welche nach der Freiheit geſtrebt haben, haben große Wechſelfälle erlitten; es gab unter ihnen weniger mächtige und weniger tapfere als die unſrige iſt. Dennoch haben ſie mit Feſtigkeit und Beharrlichkeit am Ende alle Schwierigkeiten überwunden. Wenn man die Freiheit durch bloße Reden gewönne, ſo wäre alle Welt frei. Aber es bedarf dazu einer unerſchütterlichen Standhaftigkeit, welche über alle Hinderniſſe hinausgeht, und weil dieſe Tugend unter den Menſchen ſelten iſt, ſo hat man diejenigen immer als Halbgötter angeſehn, welche davon Zeugniß gaben. Gewiß, die Vorrechte und die Lage eines freien Volkes ſind zu unſchätzbar, als daß man ſie ihrer Wichtigkeit gemäß auseinander ſetzen könnte. Doch iſt genug geſagt, wenn man ſich erinnert, daß ſie die Bewunderung der größten Menſchen erregen. Was uns betrifft, ſo gefalle es dem Himmel,

daß er uns dem Lauf unſerer Geſchicke folgen laſſe. Aber unſer Volk, deſſen Herz größer iſt, als ſein Glück, obwol es arm iſt und in ein grobes Gewand gehüllt, iſt ein Vorwurf für das ganze unter der Laſt ſchwerer Ketten träge gewordene Europa, und man fühlt die Notwendigkeit, uns unſer Daſein zu rauben.

„Tapfere Landsleute, der verhängnißvolle Augenblick iſt da. Der Sturm brauſt ſchon über unſern Häuptern, von allen Seiten drohen uns die Gefahren; laßt uns wiſſen, wie wir uns über den Verhältniſſen erhalten und uns mit der Zahl unſrer Feinde vergrößern; es handelt ſich um die Verteidigung unſeres Namens, unſerer Freiheit, unſerer Ehre. Umſonſt würden wir bis auf den heutigen Tag heroiſche Gefühle gezeigt haben, umſonſt würden unſre Vorfahren Ströme von Blut vergoſſen und unerhörte Leiden erduldet haben. Wenn wir ſchwach werden, iſt alles verloren ohne Rückkehr. Wir ſchwach werden! Erhabene Schatten unſerer Väter, ihr, die ihr ſo viel gethan habt, um uns die Freiheit zu hinterlaſſen als das reichſte Erbe, fürchtet nicht, daß wir euch ob eurer Opfer werden erröten machen. Nein, niemals! Eure Enkel werden in allem euer Beiſpiel nachahmen, entſchloſſen, wie ſie ſind, frei zu leben oder zu ſterben, kämpfend für die Verteidigung ihrer unverletzlichen und heiligen Rechte. Wir können uns nicht entſchließen, zu glauben, daß der König von Frankreich die Partei unſrer Feinde ergreifend ſeine Waffen gegen unſer Land richte: nein, ein Ereigniß dieſer Natur darf nicht Statt haben. Aber wenn es doch in dem erznen Buche geſchrieben ſteht, daß der mächtigſte Monarch der Erde eins der kleinſten Völker Europa's bekämpfen ſoll, ſo haben wir noch einen gerechten Grund, ſtolz zu ſein, denn wir ſind ſicher entweder frei für immer und ruhmvoll zu leben, oder unſern Fall unſterblich zu machen. Mögen diejenigen, welche ſich einer ſolchen Tugend nicht für fähig halten, nicht erſchrecken: meine Worte richten ſich nur an die wahren Corſen, deren Gefühle bekannt ſind.

„Was uns betrifft, tapfere Jünglinge, keiner, ich ſchwöre es

bei den Manen unſrer Väter! nein, keiner wird den zweiten Aufruf abwarten; es gilt im Angeſicht der Welt zu zeigen, daß wir verdienen, Tapfere genannt zu ſein. Wenn die Fremden an unſern Küſten landen, bereit Schlachten zu ſchlagen, um die Prätenſionen ihrer Verbündeten aufrecht zu halten, werden wir, die wir kämpfen für unſere eigene Wolfahrt, für das Wol unſerer Enkel, für die Verteidigung unſeres Vaterlandes, für die Aufrechthaltung der gerechten und großherzigen Entſchlüſſe unſerer Väter, werden wir dann ſchwanken, allen Gefahren zu trotzen, unſer Leben auszuſetzen und zu opfern? Tapfere Mitbürger, die Freiheit iſt unſer Ziel und was es von edlen Seelen in Europa gibt, ſieht auf uns, nimmt Teil an uns, erhebt Wünſche für den Triumf unſrer Sache. Möge unſere Entſchloſſenheit die allgemeine Aufmerkſamkeit überbieten, und mögen unſere Feinde, wie auch ihr Name ſei, aus der Erfahrung lernen, daß die Eroberung von Corsica nicht ſo leicht ſei als man denkt. Es gibt hier in dieſem Lande freie Menſchen und der freie Mann weiß zu ſterben."

Eilftes Kapitel.

So war alles Denken und Wollen des corsiſchen Volks jedes Alters und Geſchlechts auf das gemeinſame Ziel gerichtet. Frei und ſtark war dieſer Volksgeiſt, hochgeadelt durch die reinſte Vaterlandsliebe, durch ererbte Tapferkeit, durch die helle Vernunft der Verfaſſung, welche keine fremd herübergebrachte Theorie erklügelt, ſondern die heimiſche Tradition erzeugt hatte. Der große Bürger Pasquale war der Vater des Vaterlandes. Wo er ſich zeigte, trat ihm die Liebe und der Segen ſeines Volks entgegen; man ſah Weiber und Greiſe ihre Kinder und Enkel auf den Armen erheben, daß ſie den Mann ſehen ſollten, welcher das Volk glücklich gemacht hatte. Auch die Küſtenſtädte,

die noch in der Gewalt Genua's verblieben waren, trugen Verlangen, das Glück der corsiſchen Verfaſſung zu teilen. Es fanden Bewegungen Statt. Carl Maſſeria und ſein Sohn, beide heldenmütig, hatten es über ſich genommen, das Caſtell von Ajaccio durch Liſt und Gewalt in die Hände der Nationalen zu bringen. Die That mißlang; der Sohn fiel im Kampf, der Vater ſchon zum Sterben verwundet ſtarb ohne Klagelaut auf der Folter.

So ſehr erſtarkt aber war das corsiſche Volk, daß es weit davon entfernt, ſeine Augen ängſtlich auf Hülfe vom Auslande zu richten, in ſich ſelber nicht allein die Mittel zum Widerſtande, ſondern auch zum Eroberungsangriff fand. Schon wehte ſein Banner auf dem Mittelmeer; ein Malteſerritter de Perez war der Admiral der kleinen Flotte, welche bereits anfing den Genueſen furchtbar zu werden. Man ſprach in Corsica davon, daß die Lage der Inſel ſie wol berechtige eine Seemacht zu werden, wie einſt griechiſche Inſeln im Oſtmeer es geweſen waren; man hörte ſogar von der Möglichkeit einer Landung der Corsen auf der Küſte Liguriens.

Nun gab die überraſchende Eroberung der nahen Inſel Capraja möglichen Vorſtellungen größere Wahrſcheinlichkeit und der Furcht größere Begründung. Dieſe kleine Inſel war in früheren Zeiten der corsiſchen Signorenfamilie da Mare dienſtbar geweſen, dann in den Beſitz der Genueſen übergegangen. Sie iſt unfruchtbar, aber ein wichtiger und ſchwer zu nehmender Stationspunkt im genueſiſch-toscaniſchen Canal. Ein Corse Centuri faßte den Gedanken, ſie zu überrumpeln. Paoli ging ſchnell darauf ein, und ſo lief im Februar 1765 eine kleine Expedition von zweihundert Mann regulärer Truppen und einer Schaar Milizen vom Cap Corſo aus. Sie überfielen die Stadt Capraja, welche anfangs lebhaften Widerſtand leiſtete, dann mit ihnen gemeine Sache machte. Das Caſtell aber hielt der genueſiſche Commandant Bernardo Ottone mit rühmlicher Tapferkeit. Auch

ſchickte Genua auf die Kunde von dem Ereigniß eilig ſeine Flotte unter dem Admiral Pinelli. Sie wurde zurückgetrieben, zu dreien Malen. Der Zorn und die Scham Genua's, einer Handvoll Corsen, welche ſich dort feſtgeſetzt hatten, Capraja nicht entreißen zu können, war ſo groß, daß alte Senatoren in Tränen ausbrachen. Noch einmal ließ der Senat die Flotte gegen das Eiland auslaufen, vierzig Kriegsſchiffe an der Zahl. Die fünfhundert Corsen unter Achill Murati behaupteten ſich und ſie warfen die Genueſen in das Meer zurück. Da ergab ſich auch Bernardo Ottone im Mai 1767, und Capraja von den Corsen gänzlich in Beſitz genommen, wurde zu ihrer Provinz erklärt. Die genueſiſche Republik ſah alſo ihren Handel durch eine Corsenfeſtung faſt vor ihren Toren aufs neue und gefährlich bedroht.

Der Fall Capraja's erſchütterte den Senat und beſchleunigte die Entſchließung das unhaltbare Corsica endlich ganz aufzugeben. Doch zögerte die alternde Republik, den ſchmerzlichen Entſchluß auszuſprechen, bis ein Mißgriff, welchen ſie machte, ſie dazu nötigte. Damals waren nämlich die Jeſuiten ſowol aus Spanien als aus Frankreich vertrieben worden; der König von Spanien aber hatte den genueſiſchen Senat erſucht, den Exilirten ein Aſil in Corsica zu geſtatten. Ihm zu Gefallen war Genua darauf eingegangen, und eines Tages ſah man eine große Zahl von Vätern Jeſu in Ajaccio landen. Die Franzoſen, welche doch die ewige Verbannung der Jeſuiten ausgeſprochen hatten, nahmen es als eine Beleidigung von Seiten Genua's auf, daß der Senat jenen die corsiſchen Seeſtädte öffnete, welche Frankreich ſelbſt beſetzt hielt. Sofort bekam der Graf Marbeuf Befehl, ſeine Truppen aus Ajaccio, aus Calvi und Algajola herauszuziehn, und kaum war dies geſchehn, als die Corsen frohlockend die Stadt Ajaccio beſetzten bis auf die Citadelle, in welche die Genueſen eingerückt waren.

Unter dieſen Umſtänden und bei der heftigen Spannung,

welche zwiſchen Frankreich und Genua eingetreten war, ſah der genueſiſche Senat voraus, daß er den Corsen würde weichen müſſen. Alſo kam er zu dem ſchmählichen Entſchluß, ſeine vorgeblichen Rechte auf die Inſel an Frankreich freiwillig zu verkaufen.

Der franzöſiſche Miniſter Choiſeul ergriff den Antrag mit Freuden. Die Erwerbung einer ſo wichtigen Inſel im Mittelmeer ſchien ein großer Gewinnſt und ein Erſatz zu einer Zeit, in welcher man Canada verloren hatte. Der Vertrag wurde am 15. Mai 1768 zu Verſailles geſchloſſen und gezeichnet von Choiſeul für Frankreich und von Domenico Sorba für Genua. Wider alles Völkerrecht übertrug hier Genua ein Volk, auf welches es keine andere Rechte beſaß, als die längſt verfallenen der Eroberung, an eine fremde Macht, welche mit jenem eben noch als mit einer unabhängigen Nation unterhandelt und verkehrt hatte, und ein freies Volk mit der ſittlichſten Staatseinrichtung wurde einer willenloſen Heerde gleich verhandelt. Auch hatte Genua noch die entwürdigende Bedingung geſtellt, daß es wieder in ſeine Rechte auf Corsica zurücktreten könne, ſo bald es im Stande wäre, die Koſten abzutragen, welche Frankreich durch die Beſetzung Corsica's auf ſich genommen hatte.

Ehe nun die franzöſiſche Expedition aus den Häfen der Provence abging, hatte ſich das Gerücht von dem erſt geheim gehaltenen Vertrage ſchon in Corsica verbreitet. Paoli hatte die Landesverſammlung am 22. Mai nach Corte berufen und einſtimmig hatte man Gegenwehr und Erhebung in Maſſe beſchloſſen. Männlich und voll Feuer hatte Carl Bonaparte, Paoli's Secretär, geredet.

Unterdeß war der Graf Narbonne mit Truppen in Ajaccio gelandet, und die erſtaunten Bewohner der Stadt hatten das genueſiſche Banner herunternehmen und die weiße Fahne Frankreichs aufpflanzen ſehen. Gleichwol leugneten die Franzoſen noch die eigentliche Abſicht ihrer Ankunft und ſuchten die Corsen

durch falſche Vorſpiegelungen zu täuſchen, bis der Marquis Chauvelin, mit dem Oberbefehl in Corsica beauftragt, mit allen ſeinen Truppen in Baſtia landete.

Am 7. Auguſt deſſelben Jahres ſollte jener auf vier Jahre abgeſchloſſene Beſetzungsvertrag ablaufen; an dieſem Tage erwartete man den Beginn der Feindſeligkeiten. Aber ſchon am 30. Juli marſchirten die Franzoſen auf den Befehl Marbeufs 5000 Mann ſtark von Baſtia gegen San Fiorenzo und bemächtigten ſich nach einem ungleichen Kampf einiger Punkte in Nebbio. So ward offenkundig, daß das letzte Schickſal an den Corsen vollzogen werden ſollte. Immer ihnen feind hatte es ſtets fremde Despoten zwiſchen ſie und Genua geſtellt, und am Vorabend ihrer Befreiung ſie jedesmal in das alte Elend zurück geworfen.

Pasquale eilte nach dem Nebbio mit einigen Milizen. Sein Bruder Clemens hatte daſelbſt ſchon mit 4000 Mann ſich aufgeſtellt. Aber beide konnten nicht hindern, daß Marbeuf das Cap Corſo unterwarf. Nun erſchien auch Chauvelin mit 15000 Franzoſen, ausgeſandt, das freieſte und tapferſte Volk der Welt zu unterjochen. Er wandte ſich gegen das ſtark befeſtigte Furiani, begleitet von einem Verräter Matias Buttafuoco aus Veſcovato, welcher der Erſte die Schande auf ſich lud, vom Feinde Lohn und Titel zu erwerben. Der Kampf um Furiani war verzweifelt. Nur 200 Corsen hielten den Platz unter Carlo Saliceti und Riſtori, aber ſie ergaben ſich auch dann nicht, als der ganze Ort zu einem Schutthaufen zerſchoſſen war, ſondern die Waffen in der Hand ſchlugen ſie ſich nach der Seeküſte durch.

Ein gleich mörderiſcher Kampf fand in der Caſinca und an der Golobrücke ſtatt. Auf allen Punkten wurden die Franzoſen zurückgeworfen; Clemens Paoli bedeckte ſich mit Ruhm. Ihn und Pietro Colle nennt die Geſchichte als die tapferſten Helden in dem letzten Freiheitskampf der Corsen.

Die Trümmer der geſchlagnen franzöſiſchen Armee warfen ſich auf Borgo, einen hoch gelegnen Ort auf den Bergen von

Mariana und verſtärkten deſſen Beſatzung. Um jeden Preis wollte Paoli dieſen Ort gewinnen; er begann deshalb den Sturm am 1. October, in der Nacht. Es war die glänzendſte Waffenthat der Corsen. Von Baſtia zog Chauvelin herbei, Borgo zu unterſtützen: ihm warf ſich Clemens entgegen; Colle, Grimaldi, Agoſtini, Serpentini, Pasquale Paoli, Achille Murati ſtürmten gegen Borgo. Von beiden Seiten wurde jede Kraft hereingezogen. Dreimal machte die ganze Stärke der franzöſiſchen Armee einen verzweifelten Anlauf und dreimal wurde ſie geworfen. Die corsiſchen Milizen, an Zahl um ſo vieles geringer, zertrümmerten hier die geſchloſſenen Reihen einer Armee, welche ſeit Ludwig XIV. in dem Ruſe ſtand, die beſtorganiſirte Europa's zu ſein. Man ſah auch Weiber in Mannsgewand mit der Flinte und dem Schwert unter die Franzoſen ſich ſtürzen. Endlich wichen dieſe nach Baſtia; ihrer viele waren erſchlagen, viele, darunter Marbeuf, verwundet, 700 Mann aber mit dem Oberſten Ludre, die Beſatzung von Borgo, ſtreckte das Gewehr und gab ſich den Corsen gefangen.

Die ruhmvolle Schlacht von Borgo zeigte den Franzoſen, welches Volk ſie zu unterjochen gekommen waren. Sie hatten nun alles Land wieder verloren bis auf die feſten Plätze. Chauvelin aber ſchrieb an ſeinen Hof, berichtete ſeine Verluſte und forderte neue Truppen. Man ſandte ihm friſche 10 Bataillone.

Zwölftes Kapitel.

Zu dieſer Zeit war die Sympathie für die Corsen ſtärker geworden als je. In England namentlich ſprach die öffentliche Meinung laut für das unterdrückte Volk und forderte die Regierung auf gegen den Despotismus einzuſchreiten, deſſen Grundſätze Frankreich ſo ſchamlos in Ausführung brachte. Man ſagte,

daß Lord Chatham wirklich die Idee faßte, einen Machtſpruch zu Gunſten der Corsen einzulegen. Dieſe hielten ihre Augen freilich auf das conſtitutionelle England gerichtet, hoffend, daß eine große und freie Nation ein freies Volk nicht werde untergehn laſſen. Sie täuſchten ſich. Das brittiſche Cabinet unterſagte wie im Jahre 1760 allen Verkehr mit den corsiſchen „Rebellen." Nur in Comite's und auf private Weiſe ſprach ſich das engliſche Volk aus, und bei dieſen Kundgebungen und privaten Geldſpenden verblieb es; die Cabinette aber billigten es, daß mit einem Heldenvolk auch ein gefährlicher Keim demokratiſcher Freiheit erſtickt werde.

Pasquale erkannte trotz der Erfolge, welche ſein Volk errungen hatte, die ganze Gefahr ſeiner Lage. Er machte Frankreich den Vorſchlag eines Vergleichs, welcher dem Könige die Anerkennung ſeiner Autorität, den Corsen ihre Verfaſſung ließ, den Genueſen eine Entſchädigung gab. Man verwarf den Vergleich und rüſtete ſich zu einem letzten Schlage. Chauvelin indeß fühlte ſeine Schwäche. Man will wiſſen, daß er von den Genueſen die Intrigue gelernt hatte. Wie Sampiero und wie Gaffori ſollte auch Paoli durch Meuchelmord enden. In der Geſchichte eines jeden tapferen und freien Volks wird niemals der Verrat vermißt; denn die menſchliche Natur ſcheint des Schattens der Gemeinheit nicht entbehren zu können, wo ſie am reinſten glänzt. Es fand ſich ein Verräter in dem Sohne des eigenen Kanzlers Paoli's, Matias Maſſeſi; Briefe die er verlor enthüllten die geheime Abſicht. Vor den Staatsrat geſtellt geſtand er und wurde dem Henker überliefert. Ein anderes Complot von dem unruhigen Dumouriez, welcher damals in Corsica diente, geſchmiedet, um Paoli in ſeinem Hauſe zu Iſola Roſſa Nachts aufzuheben, mißlang gleichfalls.

Chauvelin hatte die neuen 10 Bataillone ins Feld geſtellt; aber auch dieſe waren von den Corsen in Nebbio zurückgeſchlagen worden. Tief beſchämt ſchickte der ſtolze Marquis Boten

nach Frankreich, welche die Schwierigkeit, Corsica zu bändigen, erklären ſollten. Die franzöſiſche Regierung rief hierauf Chauvelin von ſeinem Poſten ab, im December 1768, und ernannte Marbeuf zum einſtweiligen Oberbefehlshaber, bis der Nachfolger, der Graf de Vaux eingetroffen ſein würde.

De Vaux hatte unter Maillebois in Corsica gedient; er kannte das Land und wußte wie man dort den Krieg zu führen habe. Ausgerüſtet mit einer großen Waffenmacht von 45 Bataillonen, vier Regimentern Reiterei und beträchtlicher Artillerie, beſchloß er den Kampf mit einem Schlage zu endigen. Im Angeſicht dieſer Gefahr berief Paoli das Volk nach der Caſinca am 15. April 1769. Man faßte hier den Beſchluß bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen und jeden Mann im Lande aufzubieten. Lord Pembrocke, der Admiral Smittoy, andere Engländer, Deutſche und Italiener, Freunde der corsiſchen Sache, welche zugegen waren, erſtaunten über die gefaßte Haltung der nach der Caſinca ſtrömenden Milizen. Viele Fremde ſtellten ſich unter die Reihen der Corsen. Auf ihrer Seite ſtand auch eine ganze Compagnie von Preußen, welche aus genueſiſchem Dienſt in den corsiſchen getreten waren. Doch durfte ſich niemand das Verzweifelte der Lage verbergen; auch wirkte bereits franzöſiſches Geld im Lande, der Verrat tauchte auf; ſelbſt Capraja war durch die Falſchheit des Commandanten Aſtolfi gefallen.

Mit aller Macht marſchirten die Franzoſen auf das Nebbio. Dieſe von einem langen und ſchmalen Tal durchſchnittene Bergprovinz war ſchon oft der Schauplatz entſcheidender Kämpfe geweſen. Paoli hatte hier ſein Quartier aufgeſchlagen, nachdem er Saliceti und Serpentini in der Caſinca gelaſſen hatte. De Vaux, Marbeuf und Grande-Maiſon rückten in das Nebbio, Paoli auf einmal zu vernichten. Der Angriff begann am 3. Mai. Nach einem Kampf von drei Tagen wurde Paoli aus Murato, ſeinem Lager, vertrieben. Er beſchloß nun über den Golo zu ziehen und dieſen Fluß zwiſchen ſich und dem Feinde zu

halten. In Roſtino ſchlug er ſein Hauptquartier auf und übertrug Gaffori und Grimaldi die Verteidigung von Leuto und von Canavaggia, denn auf dieſen Punkten konnten die Franzoſen leicht vorwärts dringen. Aber Grimaldi wurde zum Verräter, und Gaffori, ungewiß aus welchen Gründen behauptete ſeine Stellung nicht.

So geſchah es, daß die Franzoſen von den Höhen herabkamen und gegen Pontenuovo, die Brücke welche über den Golofluß führt, vordrangen. Am Golo ſtanden die Corsen ausgebreitet, die Preußencompanie und mehr als 1000 Corsen hielten die Brücke. Die Franzoſen trieben nun, unerwartet von den Bergen herabkommend, die Milizen vor ſich her; aufgelöſt und von Schrecken erfaßt ſtürmten dieſe gegen die Brücke, hinüber zu kommen. Die Preußen hatten Befehl, die Flüchtigen aufzuhalten, ſie gaben in der Verwirrung Feuer auf ihre eigenen Freunde, während zugleich die Franzoſen feuerten und mit dem Bajonet andrangen. Das ſchreckliche Wort „Verrat!“ ließ ſich hören. Vergebens ſuchte Gentili die Auflöſung zu hemmen; ſie wurde allgemein; keine Stellung war mehr haltbar, und in wilder Flucht zerſtreuten ſich die Milizen in die Wälder und das umliegende Land. Die unglückliche Schlacht von Pontenuovo wurde geſchlagen am 9. Mai 1769, und an dieſem Tage verlor das Volk der Corsen ſeine Freiheit und ſeine Selbſtändigkeit.

Noch verſuchte Paoli den Feind am Eindringen in die Provinz Caſinca zu hindern. Es war zu ſpät. Das ganze Land dieſſeits der Berge fiel in wenig Tagen in franzöſiſche Gewalt und jenes inſtinctartige Gefühl der Rettungsloſigkeit, welches die Gemüter eines Volks in ſchweren Momenten zu ergreifen pflegt, hatte ſich der Corsen bemächtigt. Es fehlte ihnen ein Mann wie Sampiero war. Paoli verzweifelte. Er war auf Corte geeilt, der Entſchluß ſein Vaterland zu verlaſſen war ihm nahe gekommen. Der tapfere Serpentini hielt zwar noch in der Balagna Stand, und Clemens Paoli neben ihm war entſchloſſen

bis auf den letzten Atemzug zu kämpfen, Abatucci endlich behauptete ſich noch jenſeits der Berge mit einer Schaar kühner Patrioten. Es war noch nicht alles verloren; wenigſtens konnte man ſich in die Berge werfen und den kleinen Krieg fortführen, wie ehedem Rinuccio, Vincentello und Sampiero es gethan hatten. Aber ein Mann wie Pasquale Paoli konnte nicht die trotzige Hartnäckigkeit des Charakters beſitzen gleich jenen Menſchen der erznen Jahrhunderte, noch wollte er, der Geſetzgeber und Pythagoras ſeines Volks, zu einem Bandenführer in den Bergen herabſinken. Vor dem Blut ſchaudernd, das ein fortgeſetzter Kampf über ſein Land verſtrömen müſſe, ergab er ſich dem Schickſal. Zu ihm ſtießen ſein Bruder Clemens, Serpentini, Abatucci, andere. Die kleine Schaar eilte flüchtig nach Vivario, dann am 11. Juni nach dem Golf von Porto Vecchio. Dort ſchifften ſie ſich, dreihundert Corsen an der Zahl, auf einem engliſchen Schiffe ein, welches ihnen der Admiral Smittoy gab, und ſie gingen über Toscana nach England, welches fortan bis auf unſre Tage das Aſyl der Flüchtigen verunglückter Nationen geworden iſt, und ſeither niemals edlere Flüchtige gaſtlich aufgenommen hat.

Es hat nicht an Solchen gefehlt, welche im Hinblick auf die alten tragiſchen Corsenhelden Paoli der Schwachheit angeklagt haben. Wie er ſelber ſich erkannte, beweiſen ſeine eignen Worte. Er ſagt in einem Brief: „Wenn Sampiero in meiner Zeit gelebt hätte, ſo würde mir die Befreiung des Landes weniger Mühe gekoſtet haben. Was wir für die Ordnung unſerer Nationalität verſuchten, das hätte er vollendet. Es bedurfte damals eines Mannes, der ſo kühn und unternehmend war, daß er den Schreck bis in die Comtoire von Genua warf. Frankreich hätte ſich nicht in den Kampf gemiſcht, oder es würde doch einen furchtbareren Gegner gefunden haben, als alle diejenigen waren, die ich ihm entgegenſtellen konnte. Wie oft habe ich das nicht beklagt! Sicher, es iſt nicht der Mut, nicht die heroiſche

Beharrlichkeit, welche den Corsen fehlten, sondern ein Führer, der die Kriegsoperationen in Gegenwart von erfahrenen Generalen combiniren und leiten konnte. Wir hätten uns in dieses edle Werk geteilt, während ich an einem Gesetzesbuche gearbeitet, welches den Sitten und den Bedürfnissen der Insel entsprach, hätte sein gewaltiges Schwert es auf sich genommen unser gemeinsames Werk zu befestigen."

Am 12. Juni 1769 war das corsische Volk den Franzosen erlegen. Doch mitten in dem großen Schmerz, daß nun doch Jahrhunderte des beispiellosen Kampfes die geliebte Freiheit nicht zu retten vermocht hatten, und noch unter dem Waffenlärm der alles Land diesseits wie jenseits der Berge besetzenden Franzosen, gebar dieses corsische Volk in unerschöpfter Heroenkraft am 15. August Napoleon Bonaparte, den Vernichter Genua's, Unterjocher Frankreichs, und Rächer seines Volks. Solche Genugthuung wollte das Schicksal den Corsen in ihrem Sturze geben und die Heldentragödie ihrer Geschichte versöhnend schließen.

Corsica.

Aus meiner Wanderſchaft im Sommer 1852.

Nel mezzo del cammin di nostra vita
Mi ritrovai per una selva oscura,
Che la diritta via era smarrita,
Ahi quanto a dir qual era è cosa dura,
Questa selva selvaggia ed aspra e forte — —
Ma per trattar del ben ch' i' vi trovai,
Dirò dell' altre cose, ch' io v'ho scorte.

Dante.

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Eintritt in Corsica.

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.
Dante.

Die Fahrt von Livorno gegen Corsica hin iſt ſchön und unterhaltender als die von Livorno nach Genua. Man genießt beſtändig den Anblick der maleriſchen Inſeln des Canals von Toscana. Hinter uns lag die Terra Firma, Livorno mit ſeinem Maſtenwalde zu Füßen des Monte Nero, vor uns der einſame durchbrochene Turm von Meloria, jener Klippe im Meer, an welcher die Piſaner unter Ugolino von den Genueſen vernichtet wurden, ſo daß ihre Seemacht ſank und Genua ſeitdem auch in den Beſitz Corsica's kam; weiterhin die Felſeninſel Gorgona, ihr nahe im Weſten das Eiland Capraja. In ihrem Angeſicht erinnert man ſich an die Verſe Dante's in ſeinem Ugolino-Geſange:

Weh dir, o Piſa, allem Volk gehäſſig
Im ſchönen Land, wo man das Si hört klingen;
Weil dich zu ſtrafen deine Nachbarn läſſig,
Mag vor Capraja und Gorgona dringen,
Des Arno Mündung dämmend zu verſtopfen,
Daß ſeine Fluten all dein Volk verſchlingen.

Die Inſel Capraja verdeckt das Weſtende Corsica's, aber hinter ihr ſteigen die blauen Berge des Cap Corso in weit ausgedehnten Linien aus dem Meere auf. Noch weiter weſtlich zeigt ſich Elba, ein mächtig herausgehobnes Felſeneiland, nach dem Feſtlande zu abſinkend und der Terra Firma von Piombino zugekehrt, welche in ſchwachen Linien angedeutet iſt.

Das Meer ſtralte in dem tiefſten Purpurblau, und die hinter Capraja unterſinkende Sonne überzog die Segel vorüberfahrender Schiffe mit einem ſanften Roſenrot. Eine Fahrt auf dieſem Becken des Mittelmeers iſt in Wahrheit eine Fahrt durch die Geſchichte ſelber. Ich dachte mir dieſes ſchöne Meer bevölkert von den Flotten der Phönizier und der Griechen, von den Schiffen jener Phokäer, welche einſt hier herumſchwärmten — dann Hasdrubal und die Carthager, die Etrusker, die Römer, Mauren und Spanier, die Piſaner und Genueſen. Aber noch eindringlicher mahnt der Anblick von Elba und Corsica an das größte Weltdrama der neuen Zeit, welches den Namen Napoleon trägt. Beide Inſeln liegen friedlich neben einander, ſo nahe faſt wie eines Menſchen Wiege und ſein Grab. Corsica, welches Napoleon gebar, dehnt ſich weit vor den Blicken aus, Elba iſt klein. Das alſo war die Felſenzwangsjacke die man dem Rieſen anlegte. Er zerſprengte ſie ſo leicht, wie Simſon die Bande der Philiſter zerſprengte. Dann ſtürzte er bei Waterloo. Er war von Elba ab nur ein Abenteurer wie Murat, der von Corsica aus, Napoleon nachahmend, mit einem Häuflein Soldaten Neapel erobern ging und tragiſch endete.

Der Blick auf Elba wirft in die angeregte Phantaſie eine Fata Morgana, das Bild der fernen afrikaniſchen Sanct' Helena. Vier Inſeln beſtimmten das Geſchick Napoleons: Corsica, England, Elba, Sanct' Helena. Er ſelber war eine Inſel im Ocean der Weltgeſchichte, unico nel mondo, ſo ſagte der corſiſche Schiffsmann, neben dem ich ſtand, im Angeſicht Corsica's von Napoleon ſprechend.

Mittlerweile ward es dunkel. Die Sterne leuchteten prächtig, die Meereswellen phosphorescirten. Hoch über Corsica blinkte die Venus, der stellone oder große Stern, wie ihn die Schiffer nennen, und auf welchen das Schiff hielt. Wir segelten zwiſchen Elba und Capraja und hart an den Felſen dieſes Eilands vorbei. Dort ſaß einſt der Geſchichtſchreiber Paul Diaconus in der Verbannung. Capraja iſt ein nackter Granitfels. Ein genueſiſcher Turm ſteht auf einer Klippe und der einzige Ort der Inſel, ihres Namens, verſteckt ſich furchtſam hinter dem gigantiſchen Felſen welchen die Feſtung krönt. Die weißen Mauern und Häuſer, das rötliche Geſtein, die Oede und Weltverlaſſenheit machen den Eindruck irgend einer ſyriſchen Felſenſtadt. Capraja, das die Corsen zur Zeit Paoli's eroberten, war den Genueſen geblieben als ſie Corsica an Frankreich verhandelten. Mit Genua fiel die Inſel an Piemont.

Wir nahten dem Ufer Corsica's, auf welchem ein Feuerſchein hin und her blinkte, bis endlich das Schiff auf den Fanal von Baſtia losſteuerte. Wir waren im Hafen. Die Stadt umringt ihn, links das alte genueſiſche Fort, rechts die Marina, hoch darüber dunkle Berge. Ein Boot kam ans Schiff und nahm die Paſſagiere auf, welche ans Land ſteigen wollten.

So betrat ich die Inſel Corsica, die mich ſchon als Kind ſo mächtig gelockt hatte, wenn ich ſie auf der Karte betrachtete. Der Eintritt in ein fremdes Land, zumal in der Nacht welche es geheimnißvoll verſchleiert, iſt erwartungsvoll, und die erſten Eindrücke pflegen für Tage zu beſtimmen. Ich geſtehe es, meine Stimmung war die unheimlichſte und ich konnte mich ihrer lange nicht erwehren. Wir in Deutſchland wiſſen von Corsica kaum mehr als daß Napoleon dort geboren ſei, daß Pasquale Paoli dort heldenmütig um die Freiheit kämpfte, und daß die Corsen die Blutrache und die Gaſtfreundſchaft üben und die verwegenſten Banditen ſind. Ich hatte die dunkelſten Vor-

ſtellungen mit mir gebracht, und die erſten Begegniſſe waren der Art, daß ſie wol berechtigt zu ſein ſchienen.

Das Boot landete an dem Kai, auf welchem bei dem ſpärlichen Schein von Handlaternen eine Gruppe von Doganieri und von Matroſen ſtand. Der Bootsmann ſprang ans Land. Ich ſah wenige Menſchen von ſo abſchreckender Geſtalt. Er trug die phrygiſche Mütze von roter Wolle auf dem Kopf und ein weißes Tuch über das eine Auge gebunden; er war ein leibhaftiger Charon, und die grundloſe Wut, mit welcher er fluchend und das empfangene Ueberfahrtsgeld bei der Laterne beſehend, die Paſſagiere anſchrie, ließ mich gleich eine Probe von dem jähzornigen Naturell der Corsen koſten.

Die auf dem Kai Stehenden waren im eifrigſten Geſpräch. Ich hörte ſie erzählen, daß vor einer Viertelſtunde ein Corse ſeinen Nachbar mit drei Dolchſtichen ermordet habe (amazzato, amazzato, ein Wort das ich in Corsica ungezählte Male gehört habe; amazzato con tre colpi di pugnale). Weshalb? — „Nur in der Hitze des Geſprächs; die Sbirren laufen hinter ihm her; er wird ſchon in der Macchia ſein.“ Die Macchia iſt der Buſchwald. In Corsica hörte ich das Wort macchia ebenſo oft als amazzato oder tumbato. Er iſt in die Macchia gegangen heißt ſo viel als: er iſt Bandit geworden.

Ich empfand Grauen und jene Spannung, welche die Erwartung abenteuerlicher Dinge erregt; ich war im Begriff eine Locanda aufzuſuchen. Ein junger Mann trat auf mich zu und ſagte mir auf toscaniſch, daß er mich in ein Gaſthaus führen wolle. Ich folgte dem freundlichen Italiener, einem Bildhauer aus Carrara. Kein Licht als die Sterne am Himmel brannte in den engen Straßen von Baſtia. Wir klopften an vier Locanden vergebens; keine öffnete. Wir klopften an der fünften; niemand hörte. Hier werden ſie nicht aufthun, ſagte der Carrareſe, denn des Wirten Tochter liegt auf der Todtenbahre. Wir gingen eine Stunde in der öden Stadt umher, niemand mochte unſer

Pochen hören. Iſt dies alſo die gerühmte corsiſche Gaſtlichkeit? Mich dünkt, ich bin in die Stadt des Todes gekommen, und morgenden Tags will ich über das Tor von Baſtia ſchreiben: Ihr die ihr eingeht, laßt jede Hoffnung ſchwinden.

Wir wollten indeß noch einen Verſuch machen. So weiter wankend ſtießen wir auf einen Trupp von Paſſagieren, welche ebenſo unglücklich geweſen waren als ich. Es waren zwei Franzoſen, ein italieniſcher Emigrant und ein engliſcher Convertit. Ich ſchloß mich an ſie an, und nochmals machten wir die Rundreiſe der Locanden. Das brachte mir nun vorweg keinen großen Begriff von der Cultur Corsica's bei, denn Baſtia iſt die größte Stadt der Inſel und zählt etwa 15000 Einwohner. Fand der Fremde ſchon hier keine Aufnahme, was ſollte er im Innern des Landes finden?

Unterdeß begegnete uns eine Rotte von Sbirren, corsiſche Gendarmen, braune Kerle mit ſchwarzen Bärten, in blauen Leibröcken mit weißen Achſelſchnüren, die Doppelflinten auf den Schultern. Wir klagten ihnen unſre Not. Es erbot ſich einer uns zu einem Soldaten zu führen, der einen Weinſchank halte; dort, ſo meinte er, würden wir unterkommen. Er führte uns an ein altes Haus gegenüber dem Fort. Wir klopften ſo lange, bis der Soldatenwirt wach wurde und ſich am Fenſter zeigte. In demſelben Augenblick rannte jemand an uns vorüber, unſer Sbirre ihm nach ohne ein Wort zu ſagen, und beide waren im Dunkel der Nacht verſchwunden. Was war's? was ſoll dieſe Jagd bedeuten? Nach einer Weile kehrte der Sbirre zurück; er hatte geglaubt der Laufende ſei der Mörder geweſen. Aber, ſagte er, der iſt ſchon in den Bergen, oder ein Fiſcher hat ihn nach Elba oder Capraja hinübergefahren. Vor Kurzem haben wir den Arrighi im Gebirg erſchoſſen, auch den Maſſoni und den Serafino. Das war eine ſchlimme Bataille, die mit dem Arrighi. Er hat uns fünf Leute getödtet.

Es erſchien der alte Soldatenwirt und führte uns in ein

großes, ſehr unſaubres Zimmer. Wir ſetzten uns froh um den Tiſch und ließen uns das Nachtmal wol gefallen, trefflichen corsiſchen Wein, der an Feuer dem ſpaniſchen ähnt, gutes Waizenbrod und friſchen Schafkäſe. Eine dunſtige Oellampe erhellte dies homeriſche Wandermal, dem die Laune nicht fehlte. Da wurde mancher gute Trunk auf die Helden Corsica's ausgebracht, und eine Flaſche nach der andern holte der Sbirrenwirt aus der Ecke hervor. Wir waren vier Nationen beiſammen, Corse, Franzoſe, Deutſcher und Lombarde. Ich nannte einmal den Namen Louis Bonaparte und that eine Frage — da verſtummte plötzlich die Geſellſchaft, und die muntern Franzoſen machten ein niedergeſchlagnes Geſicht.

Allmälig graute der Morgen. Wir verließen die Caſa des alten Corsen, wanderten an das Meer und weideten uns an dem Schimmer der Frühe, welcher auf ihm glänzte. Die Sonne ſtieg auf und erhellte die drei Inſeln, die man von Baſtia aus vor ſich liegen ſieht, Capraja, Elba und das kleine Monte Criſto. Die vierte in dieſer Reihe iſt Pianoſa, das alte Planaſia, auf welcher Tiberius den Enkel des Auguſtus, Agrippa Poſthumus, erwürgen ließ; ſie iſt flach wie ihr Name es ſagt und deshalb von hier aus nicht zu erkennen. Der beſtändige Anblick jener drei blauen Inſelberge am Saume des Meers macht die Spaziergänge von Baſtia doppelt ſchön.

Ich ſetzte mich auf das Gemäuer des Forts und blickte auf das Meer und den kleinen Hafen der Stadt, in welchem kaum ſechs Schiffe ankerten. Die braunen Uferberge, die grünen Höhen mit ihren Olivenhainen, kleine Capellen am Strande, einzelne graue Türme aus der Genueſenzeit, das Meer in aller Pracht ſüdlicher Farbe, das Gefühl in ihm verloren auf einer fremden Inſel zu ſtehn, das machte damals einen unauslöſchlichen Eindruck auf mein Gemüt.

Als ich das Fort verließ, um nun am hellen Tag in eine Locanda mich überzuſiedeln, hatte ich wieder eine Scene vor

mir, welche wild und bizarr genug war. Eine Menſchenmenge umſtand zwei Carabiniers zu Pferd; ſie hatten vor ſich an einer Leine einen Mann gebunden, welcher die wunderlichſten Sprünge machte und alle Bewegungen eines Pferdes nachahmte. Ich erkannte, daß der Mann ein Verrückter ſei und ſich mit der Vorſtellung ſchmeichelte, ein edles Roß zu ſein. Niemand von den Umſtehenden lachte, obwol die Capriolen des Unglücklichen wunderlich genug waren. Alle ſtanden ernſt und ſchweigend; und da ich dieſe Menſchen in ſolchem Schweigen vor dem Elend ſah, wurde mir zum erſten Mal auf ihrer Inſel wol und ich ſagte mir, daß die Corsen nicht Barbaren ſeien. Die Reiter ritten mit dem Verrückten endlich ab, welcher die ganze Straße entlang wie ein Pferd an der Leine trottirte und ſeelenvergnügt zu ſein ſchien. Dieſe Art, ihn an ſeinen Beſtimmungsort zu ſchaffen, indem man ſich ſeiner fixen Idee dabei bediente, erſchien mir ſchlau und zugleich naiv.

Zweites Kapitel.

Die Stadt Baſtia.

Dieſe Lage Baſtia's iſt wenn auch nicht ausgezeichnet, doch immer überraſchend. Die Stadt liegt im Amphitheater um den kleinen Hafen; das Meer bildet hier keinen Golf, ſondern nur einen Landungsplatz, eine Cala. Die rechte Seite des Hafens ſperrt ein gigantiſcher ſchwarzer Fels, vom Volk Leone genannt, weil er einem Löwen ähnlich ſieht. Ueber ihm ſteht das finſtre genueſiſche Fort, der Donjon. Links läuft der Kai in einen Molo aus, der auf ſeiner Spitze einen Leuchtturm trägt. Ueber dem Hafen ſteigt die Stadt in Terraſſen auf, hohe Häuſer, eng zuſammen, turmartig, mit vielen Balkonen: über der Stadt grüne Berge mit verlaſſenen Klöſtern und Olivenhainen; auch Fruchtgärten von Orangen, Citronen und Mandeln gibt es da in Fülle.

Baſtia hat ſeinen Namen von der Baſtei, welche die Genueſen dort bauten. Die Stadt iſt nicht alt, weder Plinius noch Strabo oder Ptolemäus nennen einen Ort auf ihrer Stelle. Ehemals ſtand dort die kleine Marina des Ortes Cardo, welcher in der Nähe liegt. Darauf ließ im Jahr 1383 der genueſiſche Gouverneur Lionello Lomellino das Caſtell erbauen, um welches bald ein Stadtteil, die Terra nuova, entſtand; der urſprüngliche, untere hieß nun die Terra Vecchia. Beide Quartiere bilden noch heute zwei getrennte Cantons. Die Genueſen verlegten den Sitz ihrer corſiſchen Regierung von Biguglia nach Baſtia, und hier reſidirten die Fregoſi, die Spinola, die Doria — elf Doria regierten Corsica in mehr als 400 Jahren — die Fieschi, Cibò, Giuſtiniani, Negri, Vivaldi, Fornari und ſo viele andere Edle berühmter Familien Genua's. Als Corsica unter franzöſiſcher Herrſchaft im Jahre 1797 in zwei Departements geſchieden wurde, welche nach den Flüſſen Golo und Liamone genannt wurden, blieb Baſtia der Hauptort des Golodepartements. Im Jahr 1811 vereinigte man beide wieder, und nun wurde das kleinere Ajaccio die Landeshauptſtadt. Noch heute kann Baſtia es nicht verſchmerzen, daß es einſt das Haupt der Inſel war, und jetzt zu einer Souspräfectur herabgeſunken iſt, aber ohne Zweifel iſt es durch Induſtrie, Handel und Intelligenz noch immer das Haupt Corsica's. Die gegenſeitige Eiferſucht der Baſtianer und der Bürger Ajaccio's würde als lächerliche Kleinſtädterei erſcheinen, wenn man nicht wüßte, daß die Scheidung Corsica's in das Land dieſſeits und jenſeits der Berge uralt hiſtoriſch iſt; und ſo iſt auch der Charakter der Bewohner beider Landeshälften verſchieden. Jenſeits der Berge, welche Corsica von Nord nach Süd teilen, herrſcht bei weitem mehr Wildheit; alles geht dort bewaffnet; dieſſeits iſt mehr Cultur, mehr Ackerbau, mehr mildere Sitte.

Die Terra Vecchia iſt jetzt eigentlich zur Terra nuova geworden, denn ſie enthält die beſten Straßen. Die anſehnlichſte

iſt die erſt wenige Jahre alte Via Traverſa, eine nach dem Meer hingebogene Straße von ſechs- und ſiebenſtöckigen Häuſern, welche noch fortgebaut wird. Ihre Lage erinnerte mich an die ſchönſte Straße, die ich noch irgend ſah, die Strada Balbi und Nuova in Genua. Aber die Häuſer, obwol palaſtartig, haben nichts von Kunſt noch von edlem Material an ſich. Corsica hat die edelſten Steinarten in kaum glaublicher Fülle, Marmor, Porphyr, Serpentin, Alabaſter, Granite köſtlichſter Art, doch werden ſie kaum verwendet. Die Natur liegt hier überall verwahrloſt, ſie iſt eine ſchöne verzauberte Prinzeſſin.

Man baut jetzt in der Via Traverſa einen Juſtizpalaſt, für deſſen Arcaden ich in den Marmorbrüchen von Corte die Säulen herausbauen ſah. Sonſt ſah ich mich vergebens nach Marmorſchmuck um; doch, und wer wird es glauben, die ganze Stadt Baſtia iſt mit Marmor gepflaſtert, einem rötlichen Stein, welcher in Brando gebrochen wird. Ich weiß nicht, ob es wahr iſt, daß Baſtia das vortrefflichſte Pflaſter in der ganzen Welt habe. Sagen habe ich es hören.

Trotz ihrer Länge und Breite iſt die Via Traverſa die todteſte von allen Straßen Baſtia's. Aller Verkehr concentrirt ſich auf dem Platz Favalelli, auf dem Kai und in der Terra Nuova um das Fort. Abends luſtwandelt die ſchöne Welt auf dem großen Platz San Nicolao am Meer, wo die Unterpräfectur und der oberſte Gerichtshof ſtehen.

Keine ſchöne Architectur feſſelt hier den Fremden, ſeine Unterhaltung ſind allein die reizenden Spaziergänge am Meer und in die vom Oelbaum umſchatteten Berge. Die Kirchen ſind zum Teil groß und reich, aber plump im Aeußern und ohne beſondere Kunſt. Der Dom, mit manchem Grab genueſiſcher Herren, liegt in der Terra Nuova, in der Terra Vecchia ſteht die anſehnliche Kirche Sanct Johannis des Täufers. Ich nenne ſie nur um des Grabes von Marbeuf willen. Marbeuf hatte Corsica ſechszehn Jahre lang regiert; er war der Freund Carls

Bonaparte, des einſt ſo warmen Anhängers Paoli's geweſen, und er hatte die Laufbahn Napoleons eröffnet, indem er ihm eine Stelle in der Militärſchule von Brienne verſchaffte. Sein Grab in jener Kirche hat keine Inſchrift, weil die urſprüngliche zur Zeit der paoliſtiſchen Revolution gegen Frankreich vernichtet ward. Die corſiſchen Patrioten hatten damals auf den Grabſtein Marbeufs geſchrieben: „Das Monument welches die ſchimpfliche Lüge und die feile Schmeichelei dem Tyrannen des ſeufzenden Corsica gewidmet, hat nun die wahre Freiheit und die freie Wahrheit des ganzen jubelnden Corsica zerſtört." Nachdem Napoleon Kaiſer geworden, wollte Madame Letitia der Wittwe Marbeufs den erſten Rang einer Hofdame verleihen, aber Napoleon vermied dieſe Tactloſigkeit, indem er erkannte daß es unſchicklich ſei Madame Marbeuf eine Dienſtcharge in derjenigen Familie anzutragen, welche einſt der Gönnerſchaft ihres Gemals ſo viel zu verdanken hatte. Er bewilligte dem Sohne Marbeufs eine Penſion von 10000 Franken, aber der junge General fiel an der Spitze ſeines Regiments in Rußland. — Das kleine Theater Baſtia's iſt ein Denkmal Marbeufs, er hat es auf ſeine Koſten erbauen laſſen.

Noch eines andern namhaften Franzoſen Grab liegt in Sanct Johann, das des Grafen Boiſſieux, welcher im Jahre 1738 ſtarb. Er war Neffe des berühmten Villars, in der Kriegführung hatte er kein Glück gehabt.

Das größte Intereſſe hatte für mich in Baſtia das Leben im Hafen und das Treiben auf den Märkten.

Da iſt der Fiſchmarkt. Ich unterließ es nicht jeden Morgen den Meerthieren meinen Beſuch zu machen, und wenn die Fiſcher etwas abſonderliches gefangen hatten, ſo zeigten ſie's mir freundlich und ſagten: dies heißt murena, und dies iſt die razza und das der pesce spada und der pesce prete, und die triglia, die ſo ſchön rot iſt, und der capone und der grongo. Da im Winkel, wie nicht zünftig, ſitzen die Teichfiſcher; die Oſtküſte

Corsica's hat große Teiche, welche durch ſchmale Nehrungen vom Meer getrennt ſind und mit ihm in Verbindung ſtehen. Die Fiſcher fangen dort in Binſenreuſen große und ſchmackhafte Fiſche. Der ſchönſte aller Fiſche iſt die Murene; ſie gleicht einer Schlange, aus dem edelſten Porphyr gebildet. Sie verfolgt den Seekrebs (legusta), in den ſie ſich hineinſaugt; die Leguſta frißt wieder die Scorpena, und die Scorpena wiederum die Murena. Da haben wir das ſcharfſinnige Witzſpiel von Wolf, Lamm und Kohlkopf, und wie dieſe über einen Fluß zu bringen ſeien. Ich bin zu wenig Diplomat um dieſen verkreuzten Krieg der drei Fiſche zu ſchlichten; die Fiſcher fangen oft alle drei in einem und demſelben Netze. Man fängt in den Golfen viel Thunfiſche und Sardinen, beſonders bei Ajaccio und Bonifazio. Die Römer mochten keine Sclaven aus Corsica, weil ſie zu trotzig waren, aber die Fiſche Corsica's prangten auf den Tiſchen der Großen, und ſelbſt Juvenal weiß ſie zu rühmen.

Der Markt am Platz Favalelli gewährt des Morgens einen lebhaften Anblick. Dort ſitzen nämlich die Gemüſe- und Fruchthändlerinnen mit ihren Körben, aus denen die ſchönen Früchte des Südens lachen. Man braucht nur auf dieſen Markt zu gehen um zu lernen, was die Natur Corsica's hervorbringt; da ſind Birnen und Aepfel, Pfirſiche und Aprikoſen, Pflaumen jeder Art, hier grüne Mandeln, Orangen und Limonen, Granatäpfel, daneben Kartoffeln, wieder Blumenſträußchen, dort grüne oder blaue Feigen, und die unvermeidlichen Pomi d'oro (pommes d'amour); da die köſtlichſten Melonen, das Stück für einen Soldo; mit dem Auguſt finden ſich auch die Muscatellertrauben vom Cap Corso ein. Aus den Dörfern in der Nähe kommen in voller Morgenfrühe Frauen und Mädchen herab, Früchte nach der Stadt zu tragen. Manche ſchöne Geſtalt ſieht man unter ihnen. Eines Abends wanderte ich am Meer entlang nach Pietra Nera zu, und traf ein junges Mädchen, welches den leeren Fruchtkorb auf dem Kopf nach ihrem Dorfe zurückging. Buona sera

— Evviva siore. Nun gab's eine lebhafte Unterhaltung. Die junge Corsin erzählte mir mit der größesten Unbefangenheit die Geſchichte ihres Herzens; ihre Mutter zwingt ſie einem jungen Menſchen die Hand zu geben, welchen ſie nicht mag. Warum mögt ihr ihn nicht? — Weil mir ſein Weſen nicht gefällt, ah madonna! — Iſt er eiferſüchtig? — Come un diavolo, ah madonna! Ich wollte ſchon nach Ajaccio entfliehen." — Indem wir ſo fortredeten, kam ein Corse uns entgegen, welcher mit dem Kruge in der Hand zur Waſſerquelle ging. „Wenn Ihr Waſſer trinken wollt, ſagte er, ſo wartet ein wenig, bis ich herabkomme, und du, Paolina, komme nachher zu mir, ich habe dir wegen deiner Heirat etwas zu ſagen."

Sehet, ſagte mir das Mädchen, das iſt einer aus meiner Sippſchaft, ſie ſind mir alle gut, und wenn ich des Weges gehe, ſo bieten ſie mir einen guten Abend, und keiner will es zugeben, daß ich den Antonio heirate. — Wir waren ihrem Hauſe nahe gekommen. Paolina wandte ſich plötzlich ſehr ernſt zu mir und ſagte: Siore, jetzt müßt ihr umkehren; denn komme ich mit euch zuſammen in mein Dorf, ſo werden die Leute eine böſe Rede machen (faranno mal grido). Kommt aber morgen, wenn ihr wollt, und ſeid Gaſt bei meiner Mutter, und dann wollen wir euch zu unſern Verwandten ſchicken, denn wir haben Freundſchaft genug im ganzen Cap Corso. — Ich kehrte um, und im Anblick des ſchönen Meeres und der ſtillen Berge, auf denen Ziegenhirten ihre Feuer anzuzünden begannen, wurde mir recht homeriſch zu Sinne, ſo daß ich der gaſtlichen Phäaken und der Nauſikaa gedenken mußte.

Die Frauen in Corsica tragen das Mandile, ein Tuch von beliebiger Farbe, welches die Stirn bedeckt und glatt aufliegend um den Zopf gewunden wird, ſo daß die Haare nicht zu ſehen ſind. In ganz Corsica iſt es gebräuchlich; es iſt uralt, denn ſchon Frauengeſtalten auf etruriſchen Vaſen ſind mit dem Mandile abgebildet. Junge Mädchen kleidet es vorzüglich, ältliche

Frauen weniger; es gibt dieſen das Ausſehen von Judenweibern. Die Kopfbedeckung des Mannes iſt das braune oder rote Berretto, die uralte phrygiſche Mütze, die ſchon Paris, der Sohn des Priamus getragen hat. Auf Marmorfiguren, welche den trojaniſchen Prinzen darſtellen, trägt er es, ebenſo trägt es der perſiſche Mithras, wie ich es in den vielen ſymboliſchen Darſtellungen des Mithrasopfers geſehen habe. Bei den Römern war die phrygiſche Mütze das Symbol der Barbaren; es tragen ſie auch die bekannten daciſchen Kriegsgefangenen vom Triumfbogen des Trajan, welche jetzt auf dem Bogen des Conſtantin ſtehen, und andere Barbarenkönige und Sclaven der Sarmaten und aſiatiſchen Völker, die in Triumfzügen abgebildet ſind. Dieſelbe phrygiſche Mütze trugen die Dogen der Venetianer als Zeichen ihrer Würde.

Die Weiber tragen in Corsica alle Laſten auf dem Kopf, und es iſt kaum glaublich wie viel ſie zu tragen vermögen; ſo beſchwert halten ſie oft noch die Spindel in der Hand und ſpinnen im Gehen. Sehr maleriſch ſieht es aus, wenn ſie die ehernen zweihenkeligen Waſſergefäſſe auf dem Kopfe tragen. Ich ſah ſie nur in Baſtia; jenſeits der Berge ſchöpft man das Waſſer in ſteinernen Krügen von rohen, aber doch noch an das Etruriſche ſtreifenden Formen.

„Sehen Sie jene Frau mit dem Waſſerkeſſel auf dem Kopf?“ — Ja; was iſt an ihr merkwürdig? — „Sie wäre heute vielleicht Prinzeſſin von Schweden und Gemalin eines Königs.“ — Madre de Dio! — „Sehen Sie dort jenen Ort auf dem Berge, das iſt Cardo. Eines Tags verliebte ſich der gemeine Soldat Bernadotte in eine Bauerstochter von Cardo. Die Eltern wieſen den armen Schlucker zurück. Der povero diavolo wurde aber eines Tages König, und hätte er jenes Mädchen geheiratet, ſo wäre ſie eine Königin geworden. Da geht nun ihre Tochter die das Waſſer auf dem Kopfe trägt und ſich grämt, daß ſie nicht Prinzeſſin von Schweden iſt.“ — Es war auf der Straße von

Baſtia nach San Fiorenzo, wo Bernadotte als Soldat am Wege arbeitete. Am Ponte d'Ucciani wurde er Corporal, und höchſt ſelig über ſeine Charge; er wachte nun als Straßenvogt über die Arbeiter, dann copirte er für Imbrico, den Greffier am Gerichtshof, die Regiſterrollen. Es gibt deren noch eine große Maſſe von ſeiner Hand im Archive zu Paris.

An der Golobrücke, einige Meilen von Baſtia, war es wo Maſſena zum Corporal ernannt wurde. Ja, Corsica iſt eine wunderbare Inſel. Es ging mancher hier in den einſamen Bergen ohne zu träumen, daß er einſt eine Krone tragen ſollte. Den Anfang machte der Papſt Formoſus im neunten Jahrhundert, welcher aus dem corsiſchen Dorf Vivario gebürtig war, dann folgte ihm im ſechszehnten ein Corse aus Baſtia Lazaro, Renegat und dann Dey von Algier; eine Corsin war zur Zeit Napoleons erſte Kaiſerin von Marocco, und Napoleon ſelber war erſter Kaiſer Europa's.

Drittes Kapitel.

Gegend um Baſtia.

Wie ſchön ſind hier die Spaziergänge in der Morgenfrühe oder im Abendlicht. Mit wenig Schritten iſt man am großen Element oder in den Bergen, und dort wie hier der Welt abhanden gekommen und in der wolthuendſten Einſamkeit der Natur. Am Meere ſtehn dichte Olivenhaine. Oft lagerte ich mich dort bei einer Familiengruft mit mauriſcher Kuppel an einem wonneſam verſchwiegnen Platz, und blickte über die See hinaus nach den drei Inſeln an ihrem Saum. Die Luft iſt ſo ſonnig, und ſo heilſam, und wo das Auge hinblickt, überall Feiertagsruhe und Einſiedelei, braune Felſen am Strand, mit ſtachlichtem Cactus bedeckt, vereinſamte Wachttürme, nicht Menſch noch Vogel

auf dem Waſſer, rechts und links himmelhohe Berge, warm und ſonnig.

Ich ſtieg über Baſtia in die nächſten Berge hinauf. Dort iſt die Ausſicht auf Stadt, Meer und Inſeln erfreuend. Wein- und Olivengärten, Orangenbäume, kleine Landhäuſer von den bizarrſten Formen, hie und da eine Fächerpalme, Grabkapellen unter Cypreſſen, von Epheu ganz erſtickte Ruinen, das liegt dort zerſtreut. Die Stege ſind beſchwerlich; man wandert über Steingeröll und an Mauern, zwiſchen Brombeerhecken und Epheugewinden und wildem Diſtelgewucher. Der Blick nach der Südküſte Baſtia's überraſchte mich. Dort treten die Berge, wie faſt alle Corsica's von den ſchönſten Pyramidenformen, weiter zurück und ſenken ſanft eine lachende Ebne nieder. Da liegt der große Teich von Biguglia, von Schilf umkränzt, todt und ſtill, kaum von einem ſchmalen Fiſcherkahn durchfurcht. Die Abendſonne ging eben unter, als ich dieſen Blick genoß. Der Teich erſchimmerte roſenrot, die Berge desgleichen, das Meer war voll vom Abendglanz, ein einzelnes Schiff glitt darüber hinweg. Die Stille einer großen Natur beruhigt die Seele. Zur linken Hand ſah ich das Kloſter Sant' Antonio unter Olivenbäumen und Cypreſſen; zwei Geiſtliche ſaßen vor der Halle, und eben traten aus der Kirche ſchwarzverſchleierte Nonnen heraus. Ich ſah einſt ein Bild, welches eine ſicilianiſche Veſperſtunde darſtellte, und erinnerte mich augenblicklich deſſen, da ich es hier wieder fand.

Nun zur Landſtraße hinunter ſteigend, kam ich auf den einen Weg, welcher nach Cervione führt; Hirten trieben ihre Ziegenheerden heim und Reiter auf roten Pferden jagten an mir vorüber, alle die phrygiſche Mütze auf dem Kopf, das ſchwarzbraune Wamms von Schafwolle übergeworfen, die Doppelflinte umgehängt, wilde Kerle mit bronzenen Geſichtern. Ich ſah ihrer oft zwei hinter einander auf demſelben Pferd, oft Mann und Weib hintereinander, und in der Sonnenglut niemals ohne den großen Sonnenſchirm über ſich aufgeſpannt zu halten. Der

Sonnenſchirm iſt hier unentbehrlich; ich ſah häufig Männer wie Weiber am Ufer im Meere ſitzen, die Weiber bekleidet, die Männer nackt, und ſo ſaßen ſie geruhig im Waſſer und hielten über ſich den Sonnenſchirm, und ihnen war kannibaliſch wol. Die Weiber reiten hier wie die Männer und ſind flink auf dem Thier. Der Mann hat immer die Zucca, die runde Kürbißflaſche übergehängt, oft auch einen kleinen Ziegenſchlauch, den Zaino, um den Leib aber die Carchera, einen ledernen Gurt, worin die Kartuſchen ſtecken.

Vor mir her ſchritten viele Männer, welche von der Feldarbeit nach der Stadt zurückkehrten. Ich ſchloß mich an ſie an und erfuhr von ihnen, daß ſie nicht Corsen ſondern Italiener vom Feſtlande ſeien. Jährlich kommen nämlich von der Terra Firma, beſonders aus Ligurien, aus Lucca und von Piombino, mehr als 5000 Arbeiter auf die Inſel, um für die faulen Corsen die Feldarbeit zu verrichten. Noch bis auf den heutigen Tag haben ſich die Corsen den wolbegründeten Ruf der Arbeitſcheu bewahrt, und darin ſind ſie andern tapfern Bergvölkern, wie den Samniten, durchaus unähnlich. Jene fremden Arbeiter heißen hier allgemein Lucheſi. Ich habe mich ſelbſt davon überzeugen können, in welcher gründlichen Verachtung dieſe fleißigen Menſchen bei den Corsen ſtehn, weil ſie ihre Heimat verlaſſen haben und im Schweiße ihres Angeſichts, der Fieberluft ausgeſetzt arbeiten, um ein Lohnerſparniß mit nach Hauſe zu bringen. Oftmals hörte ich das Wort Lucheſe als Schimpfwort gebrauchen, und beſonders iſt alle Feldarbeit in den Bergen des Innern verhaßt und als eines freien Mannes unwürdig angeſehn. Nach der uralten Sitte der Väter iſt dort der Corse ein Hirt, begnügt ſich mit ſeinen Ziegen, mit dem Mehl ſeiner Caſtanien, dem friſchen Trunk ſeiner Quelle und der Jagdbeute.

Ich erfuhr zu gleicher Zeit, daß Corsica gegenwärtig der Aufenthalt vieler italieniſcher Demokraten ſei, welche nach der mißglückten Revolution ſich auf dieſe Inſel flüchteten. Es gab

ihrer im Sommer ungefähr 150, über die Inſel zerſtreut, Männer aus allen Ständen; die meiſten lebten in Baſtia. Ich hatte Gelegenheit die Angeſehenſten dieſer Flüchtlinge kennen zu lernen und ſie auf ihren Spaziergängen zu begleiten. Es war eine Geſellſchaft, bunt wie das politiſche Italien, Lombarden, Venetianer, Neapolitaner, Römer, Florentiner. Ich machte die Erfahrung, daß in einem culturloſen Lande Italiener und Deutſche ſich ſofort gegenſeitig anziehen, und auf neutralem Boden ein heimiſches Gefühl für einander haben; auch hat die Allgemeinheit der Völkerſchickſale vom Jahre 1848 viele Schranken niedergeriſſen und gewiſſe Theorien erzeugt, worin der Einzelne, mag er einer Nation angehören welcher er wolle, auf gleiche Weiſe zu Hauſe iſt. Ich fand unter den Exilirten auf Corsica Männer und Jünglinge von allen Schichten, wie ſie eine gleiche Geſellſchaft auch bei uns zuſammenbringt, exaltirte und ſanguiniſche Köpfe, andere wieder poſitiv erfahrne Männer von lebenskräftigen Grundſätzen und hellem Verſtande.

Die Welt iſt jetzt voll von Flüchtlingen der Nationen Europa's; beſonders ſind ſie über die Inſeln zerſtreut, welche durch ihre Natur ſeit alten Zeiten zu Aſilen beſtimmt ſind. Es leben viele Verbannte auf den joniſchen Inſeln, auf den Inſeln Griechenlands, viele auf Sardinien und Corsica, viele auf den normänniſchen Inſeln, die meiſten in Britannien. Es iſt ein europäiſches Loos, welches dieſe Verbannten tragen, nur das Local iſt verſchieden; das politiſche Schickſal aber der Verbannung iſt ſo alt als die Geſchichte der Staaten. Ich erinnerte mich lebhaft daran, wie ehedem Inſeln des Mittelmeers, Samos, Delos, Aegina, Corcyra, Lesbos, Rhodus die Aſile der politiſchen Flüchtlinge Griechenlands geweſen waren, ſo oft ſie Revolutionen aus Athen oder Theben, aus Korinth oder Sparta vertrieben hatten; ich gedachte der vielen Verbannten, welche Rom zur Kaiſerzeit auf die Inſeln verwies, wie den Agrippa Poſthumus nach Planaſia bei Corsica, den Philoſophen Seneca

nach Corsica ſelbſt. Und beſonders war Corsica zu allen Zeiten ſowol ein Verbannungsort als ein Zufluchtsort, alſo im eigentlichen Wortſinn eine Banditeninſel, und das iſt ſie noch bis auf den heutigen Tag. In den Bergen irren heimatlos die Bluträcher, in den Städten wohnen heimatlos die politiſchen Flüchtlinge. Auf dieſen wie auf jenen laſtet die Acht, und Kerker wenn nicht Tod würde ſie treffen, wenn ſie das Geſetz erreichte.

Corsica erfüllt an dieſen Verbannten Italiens mehr noch als die Religion der Gaſtlichkeit, auch die der Dankbarkeit. Denn in früheren Jahrhunderten haben verbannte Corsen in allen Ländern Italiens die gaſtlichſte Aufnahme gefunden, und die politiſchen Flüchtlinge Corsica's ſah man in Rom, in Florenz, in Venedig und in Neapel. Die franzöſiſche Regierung hat ihre Gäſte auf der Inſel bisher in liberaler Weiſe geduldet. Die Abgeſchiedenheit zwingt die Verbannten zu einem beſchaulichen und würdigen Stillleben. Sie mögen deshalb glücklicher daran ſein als ihre Leidensbrüder auf Jerſey oder in London.

Viertes Kapitel.

Der Florentiner Francesco Marmocchi.

„Zwei. die Verbannung nur, und der Verbannte ſind hier."
Seneca auf Corsica.

Προσχυνουντες την εἱμαρμενην σοφοι.
Aeſchylus im Prometheus.

Man hatte mir in der Buchhandlung Fabiani, wohin ich gegangen war, eine Geographie der Inſel zu ſuchen, geſagt, daß eine ſolche eben in der Preſſe und ihr Verfaſſer ein verbannter Florentiner, Francesco Marmocchi ſei. Ich ſuchte dieſen Herrn auf und machte in ihm eine meiner trefflichſten Bekanntſchaften Italiens. Ich fand einen Mann von einnehmendem

Aeußern, in den letzten dreißiger Jahren; er war unter Büchern vergraben. Es möchte wenig Emigrantenstübchen von dieſem friedlichen Charakter geben. In den Bücherſchränken die beſten klaſſiſchen Werke, auch Humboldts Kosmos, auf welchen mein Blick mit nicht geringer Freude fiel, Kupferſtiche an den Wänden, welche Anſichten von Florenz darſtellten; — all dieſes ließ mich hier nicht allein die Zurückgezogenheit eines Gelehrten, ſondern die eines feingebildeten Florentiners erkennen. Es gibt vielleicht keinen größern Gegenſatz als den zwiſchen Florenz und Corsica, und mir ſelbſt war im Anfange wunderlich zu Sinn, da ich nach einem ſechswöchentlichen Leben in Florenz von den Madonnen Raphaels unmittelbar unter die Banditen Corsica's mich verſchlagen fand; indeß Corsica iſt immer eine Inſel von bezaubernder Schönheit, und bleibt gleich die Verbannung ſelbſt im Paradieſe ein Exil, ſo kann ſich doch beſonders ein Naturforſcher hier in ungeſtörter Stille ebenſo mit der großen Natur getröſten, wie Seneca es that. Alles was Seneca aus ſeiner corsiſchen Verbannung in dem Brief an ſeine Mutter Helvia von dem Troſt der Naturbetrachtung und der Wiſſenſchaft geſchrieben hat, kann im vollen Maß Francesco Marmocchi auf ſich anwenden, und dieſer ehemalige Florentiner Profeſſor erſchien mir in ſeiner würdig edlen Zurückgezogenheit und in der Muße ſeiner Studien als der glücklichſte aller Verbannten.

Marmocchi war in der Revolutionszeit neben Guerazzi Miniſter von Toscana, dann Miniſterſecretär geweſen; er war glücklicher als ſein politiſcher Freund, er entwich von Florenz nach Rom, von Rom endlich nach Corsica, wo er bereits drei Jahre verlebt hatte. Seine raſtloſe Thätigkeit und die ſtoiſche Heiterkeit, mit welcher er die Verbannung erträgt, geben Beweis von ſeiner männlichen Kraft. Er gehört zu den geiſtvollſten Geographen Italiens. Er hat außer ſeinem großen Werke, einer allgemeinen Geographie in ſechs Quartbänden, welche jetzt neu aufgelegt wird, eine beſondere Geographie Italiens in zwei Bänden,

eine hiſtoriſche Geographie des Altertums, des Mittelalters und der neueren Zeit, eine Naturgeſchichte Italiens und andere Werke geſchrieben. Ich fand ihn über der Correctur ſeiner kleinen Geographie Corsica's, eines trefflichen Handbuches, welches er leider hat franzöſiſch ſchreiben müſſen. Dieſes Buch iſt bei Fabiani in Baſtia erſchienen; ich verdanke ihm gute Notizen über Corsica.

Eines Morgens gingen wir vor Sonnenaufgang in die Berge von Cardo, und hier unmittelbar in der blühenden Natur iſt es gut den Geographen ſelbſt als Wegweiſer und Naturausdeuter anzuhören und uns über die Inſel belehren zu laſſen; ich folge hier faſt wörtlich ſeiner Geographie.

Corsica verdankt einer ſucceſſiven Zuſammenballung der herausgehobenen Maſſen ſeine ganze Exiſtenz; in einem langen Zeitraum hat es drei große vulcaniſche Proceſſe gehabt, woher ſich die bizarren und abgeriſſenen Conturen ſeines Landes herſchreiben. Es laſſen ſich nun die dreierlei Erhebungen wol unterſcheiden. Die erſten Landmaſſen ſind diejenigen, welche die ſüdweſtliche Seite einnehmen. Die erſte Erhebung fand in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt ſtatt; ihre Kennzeichen ſind die großen Bergrippen, welche parallel in der Richtung von Nordoſt und Südweſt nach dem Meere hinabſteigen und die anſehnlichſten Vorgebirge der Inſel auf der Weſtküſte bilden. Es war damals alſo die Axe Corsica's eine andere, und die Inſeln im Canal von Bonifazio wie ein Teil vom Nordoſten Sardiniens ſtanden im Zuſammenhang mit Corsica. Das Material dieſer erſten Erhebung beſteht größten Teils aus Urgranit; zur Zeit jener Urrevolution zeigte alſo die Inſel keinen Lebensfunken.

Die zweite Erhebung fand von Südweſt nach Nordoſt ſtatt, und auch von ihr beſteht ein gutes Teil in Granitoiden. Je mehr man nach Nordoſt vorſchreitet, deſto mehr geht das Urgranitgeſtein in ophiolitiſches Erdreich über. Uebrigens iſt die zweite Erhebung kaum kenntlich. Sie zerſtörte offenbar großen

Teils den nördlichen Kamm der erſten; aber die corsiſche Geologie hat davon kaum einige Spuren aufbewahrt.

Die beinahe gänzliche Zertrümmerung des ſüdlichen Teils der erſten Erhebung war die Wirkung der dritten und letzten, wodurch die Inſel ihre gegenwärtige Geſtalt erhalten hat. Sie fand Statt in der Richtung von Norden nach Süden. So lange die Maſſe dieſer letzten nicht mit den durch die voraufgegangenen Erhebungen gebildeten in Contact kommt, hat ſie eine reguläre Richtung behalten, wie das die Gebirgskette des Cap Corſo zeigt. Mit einem fürchterlichen Stoß hatte ſie die ſüdlicher aufgetürmten Felſenkämme zu durchbrechen; ſie warf über den Haufen, änderte ihre Richtung, zerbrach ſelber an vielen Stellen, wie es die Ausmündungen von Tälern beweiſen, welche aus dem Innern nach der Ebne der Oſtküſte führen und das Bette der Ströme geworden ſind, die auf dieſer Seite ins Meer rollen: des Bevinco, des Golo, Tavignano, Fiumorbo und anderer.

Die Felſenlagen dieſer dritten Erhebung ſind urſprünglich ophiolitiſch und calcär, an verſchiedenen Stellen von ſecundärem Erdreich wieder bedeckt.

Die primitiven Landmaſſen, welche alſo den Süden und Weſten der Inſel einnehmen, beſtehen beinahe ganz aus Granit. An ihren Gränzen ſchließen ſie einige Lagen von Gneiß und von Schiefer ein. Beinahe überall iſt der Granit bedeckt, und dies iſt ein evidenter Beweis, daß die Periode ſeiner Entlaſſung derjenigen voraufging, wo ſich die Maſſen im Schooß des Oceans bildeten und ſich in horizontalen Lagen auf die criſtalliniſchen Granitmaſſen legten. Porphyriſche und euritiſche Lager durchſtoßen die Granite; eine entſchiedene Porphyrbildung krönt die Berge Cinto, Vagliorba und Perturato, die höchſten Berge von Niolo und bedeckt die Granite. Dieſe Porphyre ſind wiederum von zwei bis drei Fuß mächtigem Grünſtein durchſchnitten.

Die intermediären Maſſen nehmen das ganze Cap Corſo und den Oſten der Inſel ein. Sie beſtehen in blaugrauen Kalken,

in maſſenhaftem Talk, in Tropfſtein, Serpentin, Euphotiden, in Quarz, Feldſpath und Porphyren.

Das tertiäre Gelände zeigt ſich nur in iſolirten Streifen, wie bei S. Fiorenzo, Volpajola, Aleria und Boniſazio. Sie zeigen viele Foſſile von Seethieren untergeordneter Gattung, von Meerigeln, Meerkämmen, Polypen, und vielen anderen Verſteinerungen in den Kalklagen.

Was nun die Ebnen der Oſtküſte wie die Ebne von Biguglia, Mariana und Aleria betrifft, ſo ſind ſie diluviale Anſchwemmungen jener Zeit, als die Fluten eine große Menge von Thiergeſchlechtern vertilgten. In der Nähe von Baſtia hat man unter den diluvialen Foſſilen den Kopf eines Lagomys gefunden, eines kleinen Haſen ohne Schwanz, welcher heute in Sibirien lebt.

Corsica beſitzt keinen Vulcan, doch Spuren alter Vulcane bei Porto Vecchio, Aleria, Baliſtro, Santa Manza und andern Stellen.

Es ſcheint faſt unglaublich, daß eine Inſel, ſo nahe bei Sardinien gelegen, ſo nahe bei Toscana und vor allem ſo nahe bei der Eiſeninſel Elba, ſo arm an Metallen ſein könne, als ſie es wirklich iſt. Es finden ſich freilich zahlreiche Anzeichen metalliſcher Minen überall, hier von Eiſen oder Kupfer, dort von Blei, von Antimonium, Magneſia, Reißblei, Zeichen von Queckſilber, Cobalt, Gold und Silber. Aber ſie ſind illuſoriſch wie der Ingenieur Gueymard in ſeinem Werk über die Geologie und Mineralogie Corsica's es gezeigt hat.

Die einzigen Metallminen von Belang, welche ausgebeutet werden können, ſind gegenwärtig die Eiſenminen von Olmeta und Farinole auf dem Cap Corſo, eine Eiſenmine bei Venzolasca, die Kupfermine von Linguizzetta; die Antimoniummine von Erſa auf dem Cap Corſo, die Magneſiamine bei Aleſani.

Dagegen iſt Corsica eine unerſchöpfliche Schatzkammer der ſeltenſten und köſtlichſten Steine, ein Elyſium der Geologie. Doch liegen ſie unbenutzt, den Schatz hebt Niemand. Es verlohnt

ſich hier der Mühe, dieſe prachtvollen Steine zu ordnen, wie ſie die Geologie bisher geordnet hat.

1) Granite. Roter Granit, ähnlich dem orientaliſchen, zwiſchen Orto und dem See von Creno.

Corallenroter bei Olmiccia.

Roſenroter bei Cargeſe.

Roter mit leichtem Violet bei Aitone.

Roſiger von Carbuccia.

Roſiger von Porto.

Roſenroter bei Algajola.

Granit mit Granaten (in der Größe einer Nuß) bei Vizzavona.

2) Porphyre. Variirter Porphyr in Niolo.

Schwarzer, roſig gefleckt bei Porto Vecchio.

Blaßgelber mit roſigem Feldſpath bei Porto Vecchio.

Graugrüner mit Amethiſt an der Reſtonica.

3) Serpentine.

Grüne, ſehr harte, wieder transparente Serpentine bei Corte, bei Matra, bei Baſtia.

4) Euriten, Amphiboliten und Euphotiden.

Globuleuſer Eurit bei Curſo und Girolata, im Niolo ꝛc.

Globuleuſer Amphibolit, gemeinhin orbiculärer Granit (die Kügelchen beſtehn aus Feldſpath und Amphibolen in concentriſchen Lagen), in iſolirten Blöcken bei Sollucaro, am Taravo, im Tale Campolaggio ꝛc.

Amphibolit mit Criſtallen von ſchwarzer Hornblende in einem weißen Feldſpath, bei Olmeto, bei Levie und Mela.

Euphotiden, auch Verde von Corsica und Verde d'Orezza genannt, im Bette des Fiumalto, im Tale von Bevinco.

5) Jaspis und Achate.

Jaspis (in Graniten und Porphyren) im Niolo und im Tale von Stagno.

Achate (ebenfalls in den Graniten und Porphyren) ebendaſelbſt.

6) Marmor und Alabaſter.

Weißer ſtatuariſcher Marmor von blendender Schöne, bei Ortiporio, bei Caſacconi, bei Borgo de Cavignano ꝛc.

Blaugrauer Marmor bei Corte.

Gelber Alabaſter im Tale von S. Lucia bei Baſtia.

Weißer Alabaſter, halb durchſichtig, geblättert und gefaſert, in einer Grotte hinter Tuara, im Golf von Girolata.

Fünftes Kapitel.

Eine zweite Lection.

Es war eine lehrreiche Lection, welche mir Francesco Marmocchi, weiland Profeſſor der Naturgeſchichte, weiland Miniſter von Toscana und jetzt Fuoruscito und armer Einſiedel, in der allerroſigſten Morgenſtunde hoch oben auf dem grünen Berge Cardo gab, da wir zu Füßen unter uns das ſchöne Mittelmeer hatten, deſſen Farbe gerade ſo war, wie Dante es geſagt hat: color dell'oriental zaffiro.

„Sehen Sie, ſagte Marmocchi, dort drüben zeigt ſich der blaue Saum, das iſt das ſchöne Toscana."

O wol, ich ſehe Toscana ganz deutlich, ich ſehe ganz deutlich das ſchöne Florenz und mitten in die Uffizien hinein, wo die Bildſäulen der großen Toscaner ſtehn, Giotto, Orgagna, Nicola Piſano, Dante, Petrarca, Boccaccio, Macchiavelli, Galilei und der göttliche Michelangelo. Es gehen eben dreitauſend Croaten unter den Bildſäulen ſpazieren; die Luft iſt ſo klar, man kann alles ſehn und alles hören. Hören Sie, Francesco, was der ſteinerne Michelangelo eben für einen trefflichen Vers zum Dante ſpricht:

„Mir iſt ſo lieb mein Schlaf und daß ich bin von Steine;
So lang die Schmach noch dauert, dieſes Wehgeſchick;

Nichts ſehn, nichts hören, das iſt nun mein Glück;
Drum weck' mich nicht, ſprich leiſe, ach! und weine!"

Aber ſehen Sie, wie dieſer dürre braune Fels ſich ganz und gar mit Blumen geſchmückt hat! Auf ſeinem Haupte trägt er einen herrlichen Buſch von weiß überblüheten Mirten, und ſeine Bruſt iſt dreifach von Gnadenketten umwunden, von Epheu, von Brombeerranken und von der weißen Waldrebe, der Clematis. — Es gibt nicht ſchönere Guirlanden als dieſe Clematiskränze mit den weißen Blütenbüſcheln und feinen Blättern; ſchon die Alten liebten ſie und haben ſie gern in horaziſchen Stunden ums Haupt getragen.

Auf einem Umkreiſe von wenig Schritten, welche Fülle von Pflanzen neben einander! Da iſt Rosmarin und Citiſus, hier der wilde Spargel, daneben ein hoher Buſch lilablütiger Erika, wieder hier die giftige Euforbia, welche den milchweißen Saft ausſtrömt, wenn man ſie bricht, und hier das ſympathiſche Helianthemum mit ſchönen gelben Blüten, welche nach und nach und allgeſammt abfallen, wenn man einen einzelnen Zweig abgeriſſen hat. Da ſteht wieder fremd und bizarr, wie ein mauriſcher Heide der ſtachlichte Cactus, daneben der wilde Oelſtrauch, die Korkeiche, der Lentiscus, die wilde Feige, und zu ihren Füßen blühen die wolbekannten Kinder meines Vaterlandes die Scabioſa, das Geranium, die Malve. Wie ſchön, durchdringend, ſtärkend ſind dieſe Wolgerüche, welche all' das blühende Kraut aushaucht, Raute, Lawendel und Mente und all' dieſe Labieen. Sagte nicht Napoleon auf Sanct' Helena, da ſeine traurigen Gedanken wieder zu ſeiner ſchönen Heimatsinſel zurückkehrten: „Alles war dort beſſer, bis auf den Duft des Bodens; am Wolgeruch allein würde ich mit geſchloſſenen Augen Corsica erkennen!"

Hören wir nun von Marmocchi Etwas über die Botanik Corsica's im Allgemeinen.

Corsica iſt die centralſte Provinz des großen Pflanzenreichs der mittelländiſchen Zone; eines Reiches, welches charakteriſtiſch iſt durch die Ueberfülle der duftigen Labieen und der graziöſen Caryophylleen. Dieſe Pflanzen bedecken alle Teile der Inſel und durchduften zu jeder Jahreszeit ihre Luft.

Wegen dieſer centralen Lage verbindet ſich die corsiſche Pflanzenwelt mit der aller andern Provinzen jenes ungeheuren Pflanzenreiches: durch das Cap Corſo mit den Pflanzen Liguriens, durch die Oſtküſte mit denen Toscana's und Roms, durch die Weſt- und Südküſte mit der Pflanzenwelt der Provence, Spaniens, der Berberei, Siciliens und des Orients, und endlich durch die ſehr gebirgige und ſehr hohe Region des Innern mit dem Pflanzenwuchs der Alpen und der Pyrenäen. Welch' ein wunderbarer Reichtum alſo in der corsiſchen Vegetation! Das iſt eine Mannigfaltigkeit, welche die Schönheit der Gegenden dieſer Inſel, die ſchon durch die Natur und den Boden ſo maleriſch ſind, unendlich erhöht.

Einige ihrer Forſten auf den Abhängen der Berge ſind ſo ſchön wie die herrlichſten Europa's; die beiden vorzüglichſten die von Aitone und Vizzavona. Außerdem ſind viele Provinzen Corsica's mit unermeßlichen Caſtanienhainen bedeckt, deren Bäume ebenſo gewaltig und fruchtbar ſind als die ſchönſten von den Apenninen oder vom Etna. Olivenpflanzungen, umfangreich gleich Forſten, umkränzen Hügel und Täler, welche nach dem Meere ſich hinziehen oder ſeinen Einflüſſen offen liegen. Ueberall, ſelbſt auf den rauhen und zackigen Seiten der hohen Berge ſchlingen ſich Weinreben um Fruchtbaumgärten und breiten dem Blick ihre grünen Blätter und ihre purpurnen Trauben aus. Fruchtbare Ebnen, golden von reichen Erndten, dehnen ſich an den Küſten der Inſel hin; und der Waizen wie der Roggen ſchmücken hie und da die Berghänge mit ihrem friſchen Grün, welches mit dem tieferen Grün der Buſchwälder und mit den kalten Tönen der Steine und der nackten Felſen ſo ſchön contraſtirt.

Der Ahorn und der Wallnußbaum gedeihen wie die Caſtanie fröhlich in den Tälern und auf den Höhen; die Cypreſſe und die Meerpinie lieben die minder hohen Gegenden; die Forſten ſind voll von Korkeichen und immergrünen Eichen; der Arbutus, die Mirte wachſen zu Bäumen auf. Der Pyrus und beſonders der wilde Oleaſter bedecken weite Strecken auf den Höhen. Der immergrüne Alatern, der Ginſter Spaniens und Corsica's ſind mit mannichfaltigen aber immer gleich ſchönen Haiden vermiſcht; man unterſcheidet unter dieſen die Erica arborea, welche oft eine ungemeine Höhe erreicht.

In den Strichen, die durch Austreten der Ströme und Bäche gewäſſert werden, wachſen der Ginſter vom Etna mit ſeinen ſchönen goldgelben Blüten, die Ciſten, Lentisken, die Terebinthen überall da wo die Erde nicht von Menſchenhand berührt wird. Tiefer unten gibt es keinen Holweg noch Tal, welches nicht von der graziöſen Lorbeerroſe umſchattet wäre, deren Zweige gegen die Seeküſten hin ſich mit denen der Tamarinden verſchwiſtern.

Die Fächerpalme wächſt auf den Felſen am Meeresſtrand, und die Dattelpalme, wahrſcheinlich aus Africa hergebracht, auf den geſchützteſten Stellen der Küſten. Die Cactus opuntia und die amerikaniſche Agave wachſen überall an warmen, felſigen, dürren Orten.

Was ſoll ich von den prächtigen Cotyledonen ſagen, von den ſchönen Hülſengewächſen, den großen Verbaceen, den herrlichen gepurpurten Digitalen, welche die Berge der Inſel zieren? Und von den Malven, den Orchideen, Liliaceen, Solaneen, den Centaureen und den Diſteln, Pflanzen, welche die ſonnenheißen, kühlen oder ſchattigen Gegenden, in welche ihre natürlichen Sympathieen ſie wachſen laſſen, ſo wol verzieren?

Die Feige, die Granate, der Weinſtock geben in Corsica gute Früchte, ſelbſt wenn der Landmann ſie nicht pflegt, und das Clima wie der Boden der Küſten dieſer ſchönen Inſel ſind

der Limone und der Orange und andern Bäumen derſelben Familie ſo günſtig, daß ſie hier wahre Wälder bilden.

Die Mandel, die Kirſche, die Pflaume, der Apfelbaum, der Birnbaum, der Pfirſich und die Apricoſe und im Allgemeinen alle Obſtbäume Europa's ſind hier gemein. In den heißeſten Strichen kommen die Früchte des Johannisbrodbaumes, des Mispelbaumes von mehren Arten, des Bruſtbeerbaumes zu vollkommner Reife.

Endlich könnte der Menſch, wenn er es wollte, nach den verſchiedenen Gegenden und ohne viel Mühe das Zuckerrohr, die Baumwolle, den Tabak, die Ananas, den Krapp und ſelbſt den Indigo mit Erfolg anpflanzen; mit einem Wort, Corsica könnte für Frankreich das Klein-Indien des Mittelmeeres ſein.

Dieſe überaus herrliche Vegetation wird durch das Clima begünſtigt. Das corsiſche Clima hat drei beſtimmte Temperaturzonen, welche ſich nach der Bodenerhebung abſtufen. Die erſte ſteigt vom Spiegel des Meeres bis zur Höhe von 580 Metres auf, die zweite von da bis zur Höhe von 1950 Metres, die dritte bis zum Gipfel der Berge.

Die erſte Zone, alſo überhaupt die Meeresküſte, iſt warm wie die parallelen Striche Italiens und Spaniens. Sie hat eigentlich nur zwei Jahreszeiten, den Frühling und den Sommer, ſelten fällt das Thermometer hier ein oder zwei Grade unter Null und nur für wenige Stunden. Auf allen Küſten iſt die Sonne ſelbſt im Januar warm, aber die Nächte und der Schatten kühl und das in allen Jahreszeiten. Der Himmel bewölkt ſich nur für Pauſen; der einzige Wind von Südoſt, der ſchwere Scirocco bringt anhaltende Nebeldünſte, welche der heftige Südweſt, der Libeccio, wieder vertreibt. Auf die gemäßigte Kälte des Januar folgt bald eine Hundstaghitze für acht Monate, und die Temperatur ſteigt von 8 Graden zu 18 und ſelbſt zu 26 Graden im Schatten. Es iſt ein Unglück für die Vegetation, wenn es dann nicht im März oder April regnet, und dieſes

Unglück iſt häufig, doch haben die Bäume Corsica's allgemein harte und zähe Blätter, welche der Dürre widerſtehen, wie der Oleander, die Mirte, der Ciſtus, der Lentiscus, der wilde Oelbaum. In Corsica, wie in allen heißen Climaten, ſind die Niederungen, die waſſerhaltigen und ſchattigen Gegenden faſt peſtaushauchend; man wandelt da nicht Abends, ohne ſich lange und ſchwere Fieber zu holen, welche, wenn man nicht gänzlich die Luft verändert, mit Waſſerſucht und Tod endigen.

Die zweite climatiſche Zone der Inſel kommt dem Clima von Frankreich, namentlich von Burgund, Morvan und Bretagne gleich. Da dauert der Schnee, der ſich im November zeigt, bisweilen 20 Tage; aber er thut merkwürdiger Weiſe dem Oelbaum nicht Schaden bis zur Höhe von 1160 Metres, ſondern macht ihn noch fruchtbarer. Die Caſtanie ſcheint der eigentliche Baum dieſer Zone zu ſein, denn ſie endigt in der Höhe von 1950 Metres und weicht dann den grünen Eichen, den Tannen, Buchen, Buxusbäumen und Wachholdern. In dieſem Clima wohnt auch der größere Teil der Corsen in zerſtreuten Dörfern auf Berghängen und in Tälern.

Das dritte Clima iſt kalt und ſtürmiſch wie das Norwegens während acht Monate im Jahre. Die einzigen bewohnten Orte in dieſer Zone ſind das Niolo und die beiden Forts von Vivario und von Vizzavona. Ueber dieſe bewohnten Orte hinaus erblickt das Auge keine Vegetation mehr als Tannen, welche an grauen Felſen hängen. Dort wohnt der Geier und das Wildſchaf, und dort iſt das Vorratshaus und die Wiege der vielen Ströme, welche ins Land hinunterrauſchen.

Man kann alſo Corsica als eine Pyramide betrachten, welche in drei horizontalen Stufen ſich abſtuft, von denen die unterſte warm und feucht, die oberſte kalt und trocken iſt, und die mittlere an beiden Beſchaffenheiten Teil hat.

Sechstes Kapitel.

Gelehrte Männer.

Betrachtet man die Reihe bedeutender Menſchen, welche Corsica in kaum hundert Jahren hervorgebracht hat, ſo muß man ſtaunen, daß eine ſo kleine und ſo gering bevölkerte Inſel auch in der Production großer Männer ſo reich iſt. Ihre Staatsmänner und Feldherren ſind von europäiſcher Bedeutung, weniger bedeutend freilich ihre wiſſenſchaftlichen Talente, welche bei der Beſchaffenheit der Inſelnatur und ihrer Geſchichte natürlich hinter jenen zurücktreten mußten.

Aber auch die Wiſſenſchaft hat in neuerer Zeit manche gute Kraft von einheimiſcher Wirkſamkeit erzogen, und Namen wie Pompei, Renucci, Savelli, Raffaelli, Giubega, Salvatore Viale, Caraffa, Gregori ſind Zierden Corsica's. Es iſt bemerkenswert, daß die meiſten glänzenden Köpfe unter ihnen dem Advokatenſtande angehören. Sie haben ſich beſonders in der Rechtswiſſenſchaft und in der Geſchichtſchreibung ihres Landes hervorgethan.

Vor allen zeichnet ſich Giovanni Carlo Gregori aus, einer der verdienſtvollſten Männer Corsica's, deſſen Andenken dort nicht erlöſchen wird. Er war im Jahre 1797 in Baſtia geboren aus einer ſehr angeſehenen Familie der Inſel. Dem Recht ſich widmend wurde er nach und nach Auditeur in Baſtia, Inſtructionsrichter in Ajaccio, Rat am königlichen Hofe in Riom, dann am Appellhofe von Lyon, wo er auch als Präſident der Academie der Wiſſenſchaften thätig war und am 27. Mai 1852 ſtarb. Außer ſeinen Studien über das Römiſche Recht beſchäftigte ihn unabläſſig die patriotiſche Leidenſchaft für die Geſchichte Corsica's. Er hatte den Plan gefaßt, ſie zu ſchreiben, er hatte viele Materialien dafür geſammelt, aber der Tod überraſchte ihn, und der Verluſt ſeiner Arbeit iſt für Corsica nicht genug zu beklagen. Indeſſen hat Gregori ſeinem Vaterlande ſchon

große Dienſte geleiſtet; er beſorgte die neue Ausgabe des nationalen Hiſtorikers Filippini, welchen er hatte fortſetzen wollen; ebenſo die Herausgabe der corsiſchen Geſchichtsbücher des Petrus Cyrnaeus; im Jahre 1843 gab er ein höchſt wichtiges Werk heraus, die Statuten von Corsica. In jüngeren Jahren hatte er auch eine corsiſche Tragödie Sampiero geſchrieben, die ich nicht zu Geſicht bekommen habe.

Unter ſeinen nachgelaſſenen Manuſcripten befindet ſich ein Teil ſeiner Geſchichte Corsica's und reiches Material zu einer Geſchichte des Handels der Seenationen. Gregori's Tod erfüllte nicht allein Corsica, ſondern auch die Männer der Wiſſenſchaft in Frankreich und in Italien mit tiefem Schmerz.'

Er und Renucci haben auch Verdienſte um die Bibliothek von Baſtia, welche 16000 Bände ſtark in dem großen ehemaligen Gebäude der Jeſuiten aufgeſtellt iſt. Sie haben dieſelbe eigentlich erſt geſchaffen, und ſie iſt neben der Bibliothek von Ajaccio die zweite der Inſel. Das wiſſenſchaftliche Leben Corsica's iſt überhaupt noch ſehr jung. Wie der Geſchichtſchreiber Filippini, der Zeitgenoſſe Sampiero's klagt, ließ die Trägheit, die durch den ewigen Krieg weſentlich kriegeriſch gewordene Natur der Corsen und die daraus folgende Unwiſſenheit die Literatur gar nicht aufkommen. Aber merkwürdig iſt es, daß die Corsen im Jahre 1650 eine Academie der Wiſſenſchaften ſtifteten, deren erſter Präſident der Dichter, Advokat, Theolog und Hiſtoriker Geronimo Biguglia war. In jener Zeit liebte man es ſolchen Academieen die wunderlichſten Namen beizulegen; die Corsen nannten die ihrige die Academia dei Vagabondi, Vagabunden-Academie, und paſſender konnten ſie damals den Namen nicht wählen. Der Marquis von Curſay, deſſen Andenken in Corsica ſehr gefeiert iſt, ſtellte dieſe Academie wieder her, und Rouſſeau, ſelber ein Vagabunde in ſeinem Leben, ſchrieb für dieſes corsiſche Inſtitut eine kleine Abhandlung: „welches iſt die für Helden notwendigſte Tugend, und

welches ſind die Helden, welchen dieſe Tugend gemangelt hat?“ Auch die Aufgabe iſt echt corsiſch.

Die literariſchen Anſtalten — jene Academie iſt aufgelöſt — ſind in Baſtia wie in Corsica überhaupt ſehr dürftig. Baſtia beſitzt ein Lyceum und geringere Schulen. Ich wohnte einer Preisverteilung in der erſten Mädchenſchule bei. Sie fand im Hofe des alten Jeſuitencollegium ſtatt, welcher zierlich ausgeſchmückt und Abends illuminirt war. Die Mädchen, alle weiß gekleidet, ſaßen in Reihen vor den angeſehenſten Bürgern und den Behörden der Stadt und empfingen Lorbeerkränze, wenn ſie dieſelben ſich errungen hatten. Die erſte Lehrerin rief den Namen der glücklichen Siegerin auf, worauf dieſe an das Katheder trat und den Lorbeerkranz empfing; den Kranz brachte ſie einem der angeſehenen Herren der Stadt, ihm ſtillſchweigend die Gunſt gebend, ſie zu krönen. Was dann in zierlicher Weiſe geſchah. Es wurden ſolcher Lorbeerkränze ungezählte ausgeteilt, und manches liebliche Kind trug deren wol zehn bis zwölf für ſeine unſterblichen Arbeiten davon, und wußte ſie mit einer gleichen Grazie zu empfangen. Doch ſchien es mir, als ſchmeichelte man zu ſehr angeſehenen Eltern oder alten Familien, und ohne Aufhören krönte man Fräulein Colonna d'Iſtria, Fräulein Abbatucci, Fräulein Saliceti, ſo daß dieſe jungen Damen mehr Lorbeeren nach Hauſe trugen, als genug ſein würde, die unſterblichen Poeten eines Säculum zu krönen. Den Schluß dieſer graziöſen Feier, die wol nichts anderes iſt, als eine franzöſiſche Schmeichelei der Eitelkeit, machte ein kleines Bühnenſtück, welches die jungen Mädchen ganz artig aufzuführen wußten.

Eine einzige Zeitung hat Baſtia, die L'ère nouvelle, Journal de la Corse, welche auch nur am Freitage erſcheint. Ihr Redacteur war bis zum Sommer der Advocat Arrighi, ein talentvoller Mann; der neue Präfect Corsica's, den man mir als einen jungen Beamten ohne Erfahrung ſchilderte, eifrig bemüht ſich bemerklich zu machen, wie ehemals die römiſchen

Präfecten in ihren Provinzen es thaten, bedrohte jede mißliebige Aeußerung der corsiſchen Preſſe, der unſchuldigſten in der Welt, mit Entziehung der Conceſſion, und zwang ſo Herrn Arrighi zurückzutreten. Das Journal, ganz bonapartiſch geſinnt, beſteht noch fort; das zweite Journal Corsica's iſt das Regierungsblatt Ajaccio's.

Baſtia hat drei Buchhandlungen, von denen die Libreria Fabiani ſelbſt einer mittlern deutſchen Stadt Ehre machen würde. Gut ausgeſtattete Werke ſind in ihrem Verlage erſchienen.

Siebentes Kapitel.

Ein ſtatiſtiſches Kapitel.

Ich habe im Journale Baſtia's vom 16. Juli 1852 die Statiſtik Corsica's nach der Berechnung des Jahres 1851 gefunden und teile ſie hier mit.

Corsica hatte im Jahre 1740 nur 120,380 Einwohner,

„	„	1760	„	130,000 „
„	„	1790	„	150,638 „
„	„	1821	„	180,348 „
„	„	1827	„	185,079 „
„	„	1831	„	197,967 „
„	„	1836	„	207,889 „
„	„	1841	„	221,463 „
„	„	1846	„	230,271 „
„	„	1851	„	236,251 „

Nach den fünf Arrondiſſements kamen auf

Ajaccio	55,008
Baſtia	20,288
Calvi	24,390
Corte	56,830
Sartene	29,735.

Corsica zerfällt in 61 Cantone, 355 Communen, 30,438 Häuser, 50,985 Haushaltungen.

Männliches Geschlecht	Ledige	75,543	117,938.
	Verheiratete	36,715	
	Wittwer	5,680	
Weibliches Geschlecht	Ledige	68,229	118,313.
	Verheiratete	36,916	
	Wittwen	13,168	

236,187 Einwohner sind römische Katholiken, 54 reformirte Christen. Franzosen durch Geburt, d. h. inbegriffen die Corsen gibt es 231,653.

Naturalisirte Franzosen .	353,
Deutsche	41,
Engländer	12,
Holländer	6,
Spanier	7,
Italiener	3806,
Polen	12,
Schweizer	85,
Andre Fremde	285.

An Kranken zählte man im Jahre 1851 2554 Individuen, davon waren 435 auf beiden, 568 auf einem Auge blind, 344 taubstumm, 183 verrückt, 176 Klumpfüße.

Beschäftigung: 32,364 Männer und Weiber waren Ackereigenthümer, 34,427 Tagelöhner, 6924 Domestiken. Bauhandwerker (Maurer, Zimmerer, Schlosser, Maler ꝛc.) 3194. Händler mit gewirkten Waaren und Schneider 4517. Händler mit Nahrungsmitteln 2981. Fuhrwerker 1623. Luxushändler (Uhrmacher, Goldschmiede, Graveure ꝛc.) 55. Rentiers: Männer und Weiber 13,160. Staatsbeamte 1229. Communalbeamte 803. Militärs und Marinari 5627. Pharmaciſten und Aerzte 311. Geistliche 955. Advocaten 200. Lehrer 635. Künstler

105. Litteraten 51. Liederliche Weiber 91. Vagabunden und Bettler 688. Kranke im Hoſpital 85. Eine und zwar die originellſte Menſchenclaſſe der Inſel iſt in dieſer Aufzählung nicht beſtimmt, ich meine die Hirten. Die Zahl der eigentlichen Banditen gibt man auf 200 an; ebenſoviel corſiſche Banditen mögen in Sardinien flüchtig ſein.

Ich gebe nun in Kürze das Nötige über die allgemeine Verwaltung Corsica's, damit man auch hierüber eine klare Vorſtellung habe.

Seit dem Jahre 1811 bildet Corsica ein Departement. Ein Präfect, deſſen Sitz Ajaccio iſt, verwaltet daſſelbe; für das Arrondiſſement Ajaccio verſieht er zugleich die Functionen eines Unterpräfecten. Unter ihm ſtehen in den übrigen vier Arrondiſſements vier Unterpräfecten. Dem Präfecten ſteht zur Seite der Präfecturrat von drei Mitgliedern, welcher über die Reclamationen betreffs der Steuern, der öffentlichen Arbeiten, der Gemeinde- und Nationalgüter zu entſcheiden hat. Den Vorſitz führt der Präfect, man appellirt an den Staatsrat.

Jedes Jahr verſammelt ſich der General-Rat, deſſen Mitglieder durch die Wähler eines jeden Cantons gewählt werden, in Ajaccio, um über die öffentlichen Angelegenheiten des Landes zu beraten. Seine Befugniß iſt die Verteilung der directen Steuern unter die Arrondiſſements. Der General-Rat kann ſich nur nach einer Ordonnanz des Staatsoberhauptes verſammeln, welcher die Dauer der Sitzung beſtimmt. Es gibt für jeden Canton einen Repräſentanten, alſo im Ganzen 61.

Jedes Arrondiſſement verſammelt in ſeinem Hauptort einen Bezirks-Rat von ſo viel Mitgliedern, als es Cantons hat. Diejenigen Bürger, welche nach franzöſiſchem Staatsgeſetze berechtigte Wähler ſind, haben auch das Recht zur legislativen Verſammlung zu wählen. Es gibt etwa 50000 berechtigte Wähler in Corsica.

Maires und Adjuncten, welche vom Präfecten ernannt

werden, verwalten die Communen; dieſes demokratiſche Recht iſt dem Volk geblieben, daß es den Municipalrat erwählen darf, welcher dem Maire zur Seite ſteht.

Was die Gerichtsbarkeit anbetrifft, ſo ſteht das Departement unter dem Appellhofe von Baſtia, welcher beſteht aus 1 Oberpräſidenten, 2 Kammerpräſidenten, 17 Räten, 1 Auditor-Rat, 1 General-Procurator, 2 General-Advokaten, 1 Subſtituten, 5 Greffiers.

Der Aſſiſenhof hält ſeine Sitzungen in Baſtia und beſteht aus 3 Appell-Räten, dem General-Procurator und einem Greffier; die Sitzungen finden in der Regel alle Vierteljahre ſtatt. Es gibt ein Tribunal erſter Inſtanz in jedem Hauptort des Arrondiſſements; außerdem in jedem Canton einen Friedensrichter. In jeder Commune befindet ſich ein Tribunal der einfachen Municipalpolizei, welches aus dem Maire und ſeinen Adjuncten beſteht.

Die geiſtliche Verwaltung ſteht unter der Diöceſe von Ajaccio, deſſen Biſchof, der einzige Corsica's, Suffragan des Erzbiſchofs von Aix iſt.

Corsica bildet die 17. Militärdiviſion Frankreichs. Ihr Generalquartier iſt Baſtia, wo der Diviſionsgeneral ſeinen Sitz hat. Die Gendarmerie, für Corsica ſo wichtig, bildet die 17. Legion und ſteht ebenfalls in Baſtia. Es gehören zu ihr vier Companien mit vier Chefs, 16 Lieutenantsſchaften und 102 Brigaden.

Ich füge noch Einiges über Agricultur und induſtrielle Verhältniſſe hinzu. Der Ackerbau, die Grundlage alles Nationalreichtums, liegt in Corsica ſehr im Argen. Das geht ſchon allein daraus hervor, daß die cultivirten Länder der Inſel heute nur ein weniges mehr als drei Zehntel der Oberfläche der Inſel betragen. Genau wird die ganze Oberfläche auf 874,741 Hectaren beſtimmt. Die Fortſchritte des Landbaues werden unendlich erſchwert durch das Banditenweſen, die Familienkriege, die

Communalländerei, durch den Mangel an Wegen, die große Entfernung der Aecker von den Wohnungen, durch die Ungesundheit der Luft auf den Ebnen, endlich durch die corsiſche Trägheit.

Wie der Ackerbau in Corsica darniederliegt, ſo iſt auch die Induſtrie in ſehr dürftigem Zuſtande. Sie beſchränkt ſich auf die nächſten Bedürfniſſe, die notwendigen Artikel des Handwerkes und der Nahrung; die Weiber weben faſt überall das braune, grobe Tuch (panno corso), welches man auch pelone nennt. Die Hirten bereiten den Käſe und den Käſekuchen broccio. Im Golf von Porto Vecchio allein gibt es Salinen. Sardinen, Thunfiſche, Corallen werden an vielen Küſtengegenden gefiſcht, aber die Fiſcherei wird nicht eifrig betrieben.

Corsica's Handel iſt ebenfalls gering. Man führt hauptſächlich Oel aus, wovon die Inſel eine ſolche Menge beſitzt, daß ſie bei größerer Cultur allein für 60 Millionen Franken liefern könnte; ferner Limonen, Wein, Hülſenfrüchte, Caſtanien, friſche und geſalzene Fiſche, Holz, Färbepflanzen, Häute, Corallen, Marmor, viel Fabriktabak, namentlich Cigarren, wofür das Blatt eingeführt wird. Eingeführt wird hauptſächlich: Getreide, Korn, Waizen, Reis, Zucker, Caffee, Vieh, Seide, Baumwolle, Lein, Leder, Eiſenmineral und gegoſſenes Eiſen, Ziegelſteine, Glas, Tongut.

Ausfuhr und Einfuhr ſtehn in einem ſchreienden Mißverhältniſſe zu einander. Die Douane drückt alle Manufactur und allen Handel nieder; ſie verhindert die Fremden ihre Producte für Landesproducte umzuſetzen, daher müſſen die Corsen das Zehnfache für ihre Gebrauchsartikel in Frankreich zahlen, während man ſelbſt Weine aus der Provence ohne Zoll nach Corsica einführt und ſo die Weinproduction der Inſel herabdrückt. Denn Corsica darf im Ganzen keinen Wein nach Frankreich ausführen, weil Frankreich ein reiches Weinland iſt. Selbſt Mehl und Gemüſe werden aus der Provence für die Truppen auf die Inſel

geſchickt. Tabak auf den Continent auszuführen iſt verboten. Das tyranniſche Geſetz der Douane laſtet ſchwer auf der armen Inſel, und ſie welche jährlich für drei Millionen Artikel aus Frankreich zu kaufen gezwungen iſt, ſetzt an Frankreich ſelbſt nur eine und eine halbe Million ab. An den Schatz zahlt Corsica jährlich eine Million und 150,000 Franken.

Der Haupthandel gehört den Häfen Baſtia, Ajaccio, Isola Rossa und Bonifazio.

So traurig nun die Lage Corsica's im Ganzen iſt, ſo ſchützt es wenigſtens die geringe Bevölkerung vor der Geißel des Proletariats, welches in den großen Culturländern des Feſtlandes viel ſchrecklichere Myſterien aufzuweiſen hat, als jene des Banditenweſens und der Blutrache in Corsica ſind.

Fünf und achtzig Jahre ſind nunmehr, mit geringen Unterbrechungen, die Franzoſen im Beſitze der Inſel, und weder iſt es ihnen geglückt, die immer offne Wunde des corsiſchen Volkes zu heilen, noch haben ſie mit allen Mitteln ihrer Cultur mehr für das Land gethan, als einige geringe Verbeſſerungen. Die Inſel, welche Frankreich zweimal ihre Kaiſer und zweimal ihre Geſetze dictirt hat, hat davon nichts mehr gewonnen als die Sättigung ihrer Rache. Der Corse wird es nie vergeſſen, auf welche ſchmähliche Weiſe Frankreich ſein Vaterland ſich zu eigen machte, und niemals lernt ein tapferes Volk ſeine Bezwinger lieben. Wenn ich die Corsen noch heute Genua heftig ſchmähen hörte, ſagte ich ihnen: laßt die alte Republik Genua ruhen; ein Corse, Napoleon, hat ſie vernichtet — Frankreich hat euch betrogen und um eure Nationalität gebracht, ihr habt eure vendetta an Frankreich vollzogen, denn ihr ſchicktet ihm einen Corsen Napoleon, der es unterwarf — und auch heute iſt dieſes große Frankreich eine corsiſche Eroberung und eure eigene Provinz.

Zwei Kaiſer, zwei Corsen auf Frankreichs Tron mit despotiſcher Gewalt die franzöſiſche Nation niederbeugend: nun, wenn

eine ideelle Vorſtellung den Wert des Wirklichen haben kann, ſo muß man ſagen, niemals iſt ein tapferes Volk glänzender an ſeinen Unterjochern gerächt worden. Der Name Napoleon iſt das einzige Band, welches die corsiſche Nation mit Frankreich zuſammenhält; ohne dieſes ſtünde ſie zu Frankreich nicht anders als andere eroberte Länder zu ihren fremden Herren. Ich habe bei vielen Schriftſtellern die Verſicherung geleſen, daß die corsiſche Nation im Grunde ihres Herzens franzöſiſch ſei. Ich halte dieſe Verſicherung für einen Irrtum oder eine abſichtliche Unwahrheit. Nimmer habe ich mich davon überzeugt. Den Corsen und den Franzoſen trennt eine tiefe Kluft der Nationalität, des innerſten Weſens und Empfindens. Der Corse iſt entſchieden Italiener, ſeine Sprache iſt anerkannt einer der reinſten Dialecte Italiens; ſeine Natur, ſein Boden, ſeine Geſchichte ketten noch den verlornen Sohn an das alte Mutterland. Die Franzoſen ſelbſt fühlen ſich auf dieſem Eilande fremd, und Soldaten wie Beamte betrachten ihren Dienſt daſelbſt als eine „troſtloſe Verbannung auf die Ziegeninſel.“

Es gibt corsiſchen Patriotismus noch heute; ich ſah ihn bisweilen hervorbrechen. Noch heute regt ſich in den Corsen der Groll, welchen das Andenken an die Schlacht von Ponte Nuovo erweckt. Als ich eines Tages über jenes Schlachtfeld fuhr und wir die berühmte Brücke ſahen, ſtieß mich ein neben mir ſitzender Corse, ein Landmann, heftig an und rief mit leidenſchaftlicher Geberde: „Dies iſt der Ort wo die Genueſen unſere Freiheit ermordet haben, ich wollte ſagen die Franzoſen.“ Man wird den Sinn verſtehen, ſobald man weiß, daß für den Corsen der Name Genueſe ſo viel bedeutet als Todfeind, denn der Haß gegen Genua, ſo ſagten mir die Corsen ſelbſt, iſt bei ihnen unſterblich. Ein andermal fragte ich einen Corsen, einen wolgebildeten Mann, ob er ein Italiener ſei? Ja, ſagte er, weil ich ein Corse bin. Ich verſtand das Wort wol und reichte ihm die Hand. Dies nun ſind Einzelheiten, Zufälligkeiten,

aber oft wirft ein lebendiges Wort aus dem Munde des Volks ein helles Licht in ſeine Stimmung und enthüllt plötzlich die Wahrheit, welche nicht in den Büchern ſchreibender Beamten ſteht.

Ich habe es vielmal und in allen Teilen des Landes gehört: wir Corsen möchten mit Freuden italieniſch ſein, denn wir ſind ja Italiener, wenn nur Italien einig und ſtark wäre; ſo wie es heute ſteht, ſind wir franzöſiſch, denn wir brauchen eine große Macht, die uns aufhilft, da wir allein zu arm ſind.

Die Regierung thut das Mögliche, um die italieniſche Sprache durch die franzöſiſche zu verdrängen. Alle gebildeten Corsen ſprechen franzöſiſch, und man ſagt, gut; die Modeſucht, das Bedürfniß, die Ausſicht nach Aemtern nötigt vielen das Franzöſiſche auf. Mit Bedauern ſtieß ich auch auf ſolche Corsen, es waren dies allemal junge Männer, welche offenbar aus Eitelkeit unter einander franzöſiſch ſprachen. Ich konnte mich dann nicht enthalten, mich vor ihnen zu verwundern, daß ſie ihre ſchöne Landesſprache ſo leichtſinnig gegen die Sprache der Franzoſen vertauſchten. In den Städten ſpricht man viel franzöſiſch, aber das Volk redet nur italieniſch, auch wenn es in der Schule oder durch den Verkehr das Franzöſiſche erlernt hat. In das Innere und in die Berge iſt das Franzöſiſche gar nicht eingedrungen; da hat ſich auch die Sitte der Väter, die Unſchuld der Naturzuſtände, die Herzenseinfalt, die Gerechtigkeit, der Edelmut, die Freiheitsliebe unangetaſtet erhalten. Schlimm wäre es für das edle Volk der Corsen, wenn ſie eines Tages die Tugenden ihrer rohen aber großen Väter gegen die raffinirten Sitten der Pariſer Geſellſchaft vertauſchten. Die ganze heroiſche Geſchichte der Corsen entſpringt einzig und allein aus dem Naturgeſetz der Unverletzlichkeit und Heiligkeit der Familie, und ſelbſt ihre freie Verfaſſung, welche ſie im Lauf der Zeit ſich gaben und unter Paoli abſchloßen, iſt nur eine Entwicklung der Familie. Alle Tugenden der Corsen entſpringen aus dieſem

Geiſt, ſogar die Nachtſeiten ihrer Geſellſchaft, wie die Blutrache, gehören dieſer gemeinſamen Wurzel an.

Wir blicken mit Schaudern auf den Bluträcher, der von den Bergen herabkommt, ſeines Feindes Sippſchaft Glied für Glied zu erdolchen; doch kann dieſer blutige Vampyr an Kraft, an Edelmut, Rechtsgefühl und Vaterlandsliebe immer noch ein Held gegen den blutloſen Schleicher ſein, wie er in der großen Geſellſchaft unſerer Civiliſation umherſchleicht und heimlich die Seelen ſeiner Mitmenſchen ausſaugt.

Achtes Kapitel.

Bracciamozzo, der Bandit.

Che bello onor s'acquista in far vendetta.
Dante.

Am zweiten Tag nach meiner Ankunft in Baſtia weckte mich gegen die Nacht ein entſetzlicher Lärm in meiner Locanda in der Straße der Jeſuiten. Es war nicht anders, als ſollten die Lapithen und die Centauren handgemein werden. Ich ſpringe an die Thüre — da gab's im Speiſezimmer folgende Scene: der Wirt, furios und ſchreiend, hat die Flinte auf einen Menſchen angelegt, der vor ihm auf den Knieen liegt, andere ſchreien dazwiſchen und beſchwichtigen. Jener bittet um Gnade: man wirft ihn aus dem Hauſe. Es war ein junger Menſch, welcher ſich in der Locanda für einen Marſeiller ausgegeben, den vornehmen Herrn geſpielt hatte und am Ende nicht bezahlen konnte.

Bald darnach ging ich in der Morgenfriſche über San Nicolao, den öffentlichen Promenadeplatz, um ein Bad im Meer zu nehmen. Die Henker errichteten eben die Guillotine neben dem Tribunal, und wenn auch nicht in der Mitte, ſo doch immer auf dem Promenadeplatze ſelbſt. Carabiniers und Volk um-

ſtanden dieſe grauſige Scene, wozu das Meer und die friedlichen Olivenhaine im ſchneidendſten Contraſte ſtanden. Die Luft war dumpf und ſchwer vom Scirocco. Am Kai ſtanden gruppenweiſe Marinari und Arbeiter, ſchweigſam ihre Kalkpfeifen rauchend und den roten Pfahl anſtarrend, und mancher von ihnen in ſeinem ſpitzen Berretto, die braune Jacke halb übergehängt, die braune Bruſt bloß, ein rotes Halstuch nachläſſig umgeknüpft, ſah aus als hätte er mit der Guillotine mehr zu thun als ſie zu betrachten. Und in Wahrheit mochte nicht Einer unter dem Volkshaufen ſtehn, den nicht daſſelbe Schickſal treffen konnte das den Banditen erwartete, wenn nämlich der Zufall es fügte, daß die geheiligte Sitte der Blutrache ihn zum Morde und der Mord zum Banditenleben zwang.

Wen wird man richten?

Den Bracciamozzo (Stümmelarm). Er iſt erſt 23 Jahre alt. Die Sbirren haben ihn in den Bergen gefangen; wie ein Teufel hat er ſich gewehrt; ſie haben ihm einen Arm zerſchoſſen, den Arm haben ſie ihm abgenommen, und er iſt geheilt.

Was hat er verbrochen?

Er hat zehn Menſchen umgebracht!

Zehn Menſchenleben! und warum?

Aus Capriccio.

Ich eilte ſchnell ins Meer mir durch ein Bad wol zu thun, und dann in meine Locanda zurück, um dem Zuge nicht mehr zu begegnen. Die Eindrücke waren ſo gräßlich, daß mich in in dieſer wilden Einſamkeit ein Schauer überfiel. Ich nahm den Dante hervor; mir war zu Mut, als ſollte ich eine ſeiner wilden Phantaſien aus der Hölle leſen, wo die Pechteufel die armen Seelen mit Harpunen hinunterſtoßen, ſo oft ſie auftauchen wollen, Luft zu ſchnappen. Meine Locanda lag in der engen und düſtern Straße der Jeſuiten. Eine Stunde war verfloſſen, da rief mich ein dumpfes Murmeln und Pferdetrott an das Fenſter — Bracciamozzo wurde vorbeigeführt, geleitet von

den Todtenbrüdern in ihren Kaputzmänteln, welche vom Geſichte nichts frei laſſen als die Augen, die geſpenſtiſch durch die Augenlöcher herausſehen — leibhaftige Dämonengeſtalten, dumpf vor ſich hinmurmelnd, ſchauerlich, wie aus der Dante'ſchen Hölle in die Wirklichkeit geſprungen. Der Bandit ging feſten Schrittes zwiſchen zwei Prieſtern, von denen der Eine ihm ein Crucifix vorhielt. Es war ein junger Menſch mittlerer Größe, ein ſchöner bronzener Kopf mit rabenſchwarzen krauſen Haaren, das Geſicht erblaßt und die Bläſſe noch gehoben durch einen feinen Schnurrbart. Der linke Arm war ihm auf den Rücken gebunden, der andere war ein Stummel. Sein Auge, wol feurig wie das eines Tigers wenn ihn die Mordluſt durchzuckte, war ſtill und ruhig. Im Gehen murmelte er, wie es ſchien, Gebete. Sein Schritt war ſicher und ſeine Haltung aufrecht. Vorauf ritten dem Zuge Gendarmen, die Schwerter bloß; hinter dem Banditen gingen paarweiſe die Todtenbrüder; den Zug ſchloß der ſchwarze Sarg; ein weißes Kreuz war darauf gepinſelt und ein Todtenkopf. Vier Barmherzige trugen ihn. Langſam zog der Zug durch die Jeſuitenſtraße, gefolgt von der murmelnden Menſchenmenge, und ſo führten ſie den Vampyr mit dem zerſchoſſenen Flügel nach dem Blutpfahl. Ich habe niemals eine ſchauerlichere Scene mit Augen geſehn, und wenige die ſich bis auf die kleinſten Züge wider meinen Willen in mein Gedächtniß ſo hinein daguerreotypirt haben.

Man ſagte mir darnach daß der Bandit ohne Zagen geſtorben ſei, und daß ſeine letzten Worte waren: ich bitte Gott und die Welt um Verzeihung, denn ich erkenne daß ich viel Böſes gethan habe.

Dieſer junge Menſch war nicht eigentlich Bluträcher aus perſönlichen Veranlaſſungen, ſondern Bandit aus Ehrgeiz geworden. Seine Geſchichte wirft viel Licht in die erſchreckenden Zuſtände der Inſel. Zur Zeit der Blüte Maſſoni's, der eines Verwandten Blut gerochen hatte und dann Bandit geworden war, trug ihm

Bracciamozzo, wie das Volk den jungen Giacomino sofort nannte nachdem ihm der Arm verstümmelt worden war, die Lebensmittel zu. Denn diese Banditen stehen immer im Einverständnisse mit Freunden und mit Ziegenhirten, welche ihnen in ihre Schlupfwinkel Nahrungsmittel bringen und Bezahlung empfangen, wenn Geld vorhanden ist. Giacomino, berauscht von dem Ruhm des tapfern Massoni, setzte sich in den Kopf, ihm gleich zu werden und sich von ganz Corsica bewundern zu lassen. Er tödtete einen Menschen, sprang dann in den Buschwald und wurde Bandit. Das Volk nannte ihn bald „Vecchio", den Alten, wahrscheinlich deshalb weil er als ein blutjunger Mensch schon so viel Blut vergossen hatte, als ein alter Bandit. Eines Tages erschoß der Vecchio den allgemein beliebten Arzt Malaspina, den Onkel eines mir gastfreundlichen Mannes aus der Balagna; er hatte sich in einen Busch gestellt und feuerte mitten in den Postwagen, welcher von Bastia des Weges kam. Der wilde Teufel sprang dann in die Berge, bis ihn die Strafe ereilte.

Eine Lebensgeschichte so fürchterlicher Art kann also der Mensch in Corsica haben. Niemand verachtet dort den Banditen, welcher weder Dieb noch Räuber ist, sondern nur Kämpfer, Rächer und frei wie der Adler auf den Bergen. Schwärmerische Köpfe entzünden sich an der Vorstellung, durch Waffenthaten Ruhm zu erndten und in den Liedern des Volkes forzuleben. Das feurige Naturell dieser Menschen, die durch keine Cultur gezähmt sind, welche die Arbeit als Entehrung scheuen, welche nach Thaten dürstend nichts von der Welt kennen als die wilden Berge, in denen sie die Natur mitten im Meere eingeengt hat, scheint wie ein Vulcan einen Ausbruch zu verlangen. Auf einem größeren Raume und unter andern Bedingungen würden dieselben Menschen, welche jahrelang in den Berghölen hausen und in den Buschwäldern mit den Sbirren kämpfen, Kriegshelden werden wie Sampiero und Gaffori. Die Natur der Corsen ist die Kämpfernatur, und ich finde keinen passenderen Begriff für

ſie als welchen Platon der zum Kriegerſtande gebornen Menſchengattung beilegt, nämlich „eiferartig.“ Die Corsen ſind eiferartige Naturen; Eiferſucht, Ruhmſucht, Ehrſucht, Rachſucht, all dieſe verzehrenden Leidenſchaften ſind die ihren, und ſie ſind geborne Streiter in jedem Sinne des Wortes.

Nach Bracciamozzo's Hinrichtung war ich neugierig zu erfahren, ob des Abends die Damenwelt auf dem Platz San Nicolao ſpazieren gehen würde, und ich verſäumte nicht mich dort einzufinden. Und ſiehe da, es wandelten auf demſelben Platze, wo des Morgens das Banditenblut gefloſſen war, einige Schönen von Baſtia. Nichts verriet mehr die Scene des Morgens, es war als wäre nichts geſchehn. Auch ich wanderte dort umher, denn das Meer war gar zu wonneſam von Farbe. Die Fiſcherbarken ſchwammen darauf mit ihren Lichtern, und die Fiſcher ſangen das ſchöne Lied: O pescator dell' onde.

Neuntes Kapitel.

Die Vendetta.

Eterna faremo vendetta.
Corſiſches Lied.

Der Urſprung des Banditenweſens iſt faſt durchaus in der uralten Sitte der Blutrache oder Vendetta zu ſuchen. Faſt alle Schriftſteller, die ich darüber las, leiten die corſiſche Blutrache aus den Zeiten her, da die genueſiſche Juſtiz feil war oder den Mord begünſtigte. Ohne Zweifel hat der beſtändige Krieg und die Stockung der Gerechtigkeitspflege viel dazu beigetragen, und jene barbariſche Sitte einwurzeln laſſen, aber die Wurzel liegt wo anders. Denn die Blutrache findet ſich nicht in Corsica allein, ſie findet ſich auch in andern Ländern, in Sardinien, Calabrien, Sicilien, bei den Albaneſen und Montenegrinern, bei den Circaſſiern, Druſen, Beduinen.

Die gleiche Erſcheinung muß daher gleiche Bedingungen haben. Sie ſind leicht aufzufinden, weil der geſellſchaftliche Zuſtand aller dieſer Völker ſich ähnt. Alle leben ſie in einem kriegeriſchen Naturzuſtande, in einer wilden und großen Natur; alle mit Ausnahme der Beduinen ſind ſie arme Bergvölker, leben alſo in Gegenden, welche der Cultur nicht leicht zugänglich ſind und die uralten barbariſchen Sitten auf das hartnäckigſte feſthalten. Alle endlich ſind ſie von dem gleichen Familiengeiſt durchdrungen, welcher die heiligſte Grundlage ihrer Geſellſchaft bildet. Im Naturzuſtande und in einer durch allgemeinen Krieg und Unſicherheit aufgelöſten Geſellſchaft wird die Familie ein Staat für ſich; die Glieder derſelben halten feſt zuſammen; wo eines verletzt wird, wird der ganze kleine Staat verletzt. Die Familie übt nur durch ſich ſelbſt die Gerechtigkeit, ihre Form wird die Rache. Und ſo geſchieht es daß die Blutrache, obwol eine Barbarei, doch aus dem verletzten Rechtsgefühle und aus der natürlichen Liebe zu den Blutsverwandten entſpringt, und daß ihre Quelle eine edle, das menſchliche Herz iſt. Die Vendetta iſt eine barbariſche Gerechtigkeit. Der Gerechtigkeitsſinn der Corsen aber wird ſchon von den alten Schriftſtellern anerkannt und geprieſen.

Zwei edle und große Leidenſchaften beherrſchen den Corsen, die Liebe zur Familie und die Liebe zum Vaterlande. Bei einem ganz armen Volke, welches auf einer abgeſchiedenen Inſel lebt, die obenein noch von einer heroiſchen Gebirgsnatur iſt, müſſen dieſe Leidenſchaften ſehr mächtig ſein und ihm die Welt erſetzen. Die Liebe zum Vaterlande hat jene Heldengeſchichte Corsica's erzeugt, welche eigentlich nichts iſt als eine uralte, fort und fort geerbte Blutrache der Corsen gegen Genua; die Liebe zur Familie hat die nicht minder blutige und nicht minder heroiſche Geſchichte der Vendetta erzeugt, deren Trauerſpiel noch heute fortgeſpielt wird. Man muß die Urkraft dieſes Volks wahrlich unbegreiflich finden, da es ſich ſelber auf das Blutigſte zerfleiſchend dennoch

zu gleicher Zeit die Stärke beſaß, ſo unabläſſige und ſo glorreiche Kämpfe mit den Landesfeinden zu kämpfen.

Die Liebe zu den Seinen iſt wie in den alten Heldentagen, ſo noch heute dem Corsen eine Religion; nur die Liebe zum Vaterland iſt ihm eine höhere Pflicht. Viele Beiſpiele aus der Geſchichte zeigen dies. Wie bei den Hellenen die Geſchwiſterliebe als die höchſte und reinſte Form der Liebe überhaupt galt, ſo iſt es auch bei den Corsen. In Corsica gilt das geſchwiſterliche Verhältniß für das heiligſte, und der Name Bruder und Schweſter bezeichnet das reinſte Glück des Herzens, ſeinen edelſten Schatz oder ſeinen ſchmerzlichſten Verluſt. Der älteſte Bruder, als die Stütze der Familie, iſt eine Perſon der Verehrung ſchon an ſich. Ich glaube nichts ſpricht ſo klar das geſammte Empfinden und das ſittliche Weſen eines Volkes aus, als ſein Lied. Das corsiſche Lied iſt ganz eigentlich die Todtenklage oder das Rachelied; und die meiſten dieſer Rachelieder ſind die Klagen der Schweſter um den Bruder, welcher gefallen iſt. Ich habe überhaupt gefunden, daß wo in dieſen Geſängen alles Lob und alle Liebe auf den Todten gehäuft wird, es von ihm heißt: er war mein Bruder. Selbſt das Weib nennt den Mann im höchſten Ausdruck der Liebe: Bruder. Es überraſchte mich eben dieſelbe Ausdrucks- und Gefühlsweiſe im ſerbiſchen Volksliede wieder zu finden, denn auch die Serbin bezeichnet ihren Mann mit dem höchſten Liebesnamen Bruder, und wo bei den Serben der heilige Schwur geſchworen wird, ſchwört man ihn bei dem Bruder. — Bei unverdorbnen Völkern bewahrt ſich die Naturreligion des Herzens in ihren einfachſten Empfindungsweiſen; ſie ſind auf das gegründet was das allein dauernde in den Verhältniſſen des Lebens iſt, denn das Gefühl des Volkes haftet an dem was einfach iſt und was beſteht. Die Geſchwiſterliebe wie die Elternliebe iſt das einfachſte und dauerndſte Verhältniß auf Erden, weil es leidenſchaftslos iſt. Die Geſchichte des menſchlichen Elends aber beginnt mit dem Kain, dem Brudermörder.

Wehe alſo dem, welcher des Corsen Bruder oder Blutsverwandten erſchlagen hat. Die That iſt geſchehn — der Mörder entſpringt aus doppelter Furcht, vor der Juſtiz, welche den Mord beſtraft, und vor der Verwandtſchaft des Erſchlagnen, welche den Mord rächt. Denn ſobald die That ruchtbar geworden iſt, greifen die Verwandten des Gefallenen zu den Waffen und eilen, den Mörder zu treffen. Der Mörder entſprang zum Buſchwalde, er klimmt dort vielleicht zum ewigen Schnee empor; ſeine Spur iſt verloren. Aber er hat Verwandte, Brüder, Vettern, einen Vater; die Verwandten wiſſen, daß ſie mit ihrem Blut für die That einſtehen müſſen. Sie bewaffnen ſich alſo und ſind auf ihrer Hut. Das Leben derer, welche im Stande der Vendetta ſich befinden, iſt ungemein elend. Wer die Vendetta zu fürchten hat, ſchließt ſich in ſein Haus und verrammelt ſofort die Thüren und Fenſter, in welchen er nur Schießſcharten übrig läßt. Mit Stroh und Matratzen werden die Fenſter verkleidet, man nennt dies inceppar le fenestre. Das corsiſche Haus in den Bergen, ſchon an ſich hoch, faſt turmartig, enge, mit einer ſehr hohen ſteinernen Treppe, wird leicht zur Feſtung. In dieſer Schanze hält ſich der Corse, immer auf ſeiner Hut, daß ihn nicht eine Kugel durch das Fenſter erreiche. Bewaffnet ackern ſeine Verwandten, ſtellen Wachen aus, ſind keines Schrittes mehr auf dem Felde ſicher. Man erzählte mir von Beiſpielen, daß Corsen zehn, ja fünfzehn Jahre lang ihre verſchanzte Wohnung nicht verließen und in ſteter Todesangſt ſo lange Zeit ihres Lebens belagert hinbrachten. Denn die corsiſche Rache ſchläft nimmer und der Corse vergißt nicht. Es ereignete ſich in Ajaccio vor kurzer Zeit, daß ein Mann welcher zehn Jahre in ſeinem Zimmer gelebt und endlich ſich auf die Straße gewagt hatte, bei ſeiner Rückkehr vor der Schwelle ſeines Hauſes todt niederſtürzte. Die Kugel deſſen, der zehn Jahre lang über ihm gewacht, hatte ihm das Herz durchbohrt.

Ich ſehe hier in den Straßen Baſtia's einen Mann umher

gehen den das Volk Naſone nennt, weil er eine große Naſe hat. Er iſt ein Gigant an Geſtalt und überdieß noch durch ein zerriſſnes Auge entſtellt. Vor Jahren lebte er in dem benachbarten Orte Pietra Nera. Er beleidigte einen aus dem Dorf. Dieſer ſchwor Rache. Naſone verſchanzte ſich in ſeinem Hauſe und verſperrte die Fenſter, um vor einem Flintenſchuſſe ſich zu ſchützen. Eine geraume Zeit verging, da wagte er ſich eines Tages auf die Straße; augenblicklich ſprang ſein Feind auf ihn zu, ein Winzermeſſer in der Hand. Sie rangen fürchterlich, Naſone unterlag, und ſein Gegner, der ihm bereits einen Hieb in den Nacken gegeben hatte, machte ſich eben daran ihm den Kopf auf einem Baumſtumpf abzuſchlagen, als Leute herzukamen. Naſone ward geheilt, jener entwich in die Macchia. Wieder verging eine geraume Zeit. Eines Tages wagte ſich Naſone auf die Straße — eine Kugel kam geflogen und fuhr durch ſein Auge. Man hob den Verwundeten auf, und wieder ſiegte ſeine rieſige Natur und heilte ihn. Der ergrimmte Bandit verwüſtete nun Nachts den Weinberg ſeines Feindes und warf Feuer in ſein Haus. Naſone zog in die Stadt, und geht da umher als lebendiges Beiſpiel corſiſcher Rache, grauenvoll für den friedlichen Fremdling, der ſich ſeine Geſchichte erzählen ließ. Ich ſah den entſetzlichen Mann eines Tages am Meer, aber nicht ohne ſeine Doppelflinte; ſeine Geſtalt flößte mir Grauen ein, er war anzuſehn wie der Rachedämon ſelbſt.

Sich nicht zu rächen gilt bei den echten Corſen für entehrend. Das Rachegefühl iſt bei ihnen ein Naturgefühl, eine Leidenſchaft welche geheiligt iſt. In ihren Liedern hat die Rache einen Cultus und wird gefeiert wie eine Religion der Pietät. Ein Gefühl aber welches das Volk als nationelles in ſein Lied aufgenommen hat, iſt unaustilgbar und im höchſten Maße dann, wenn es auch das Weib als ſein Empfinden geadelt hat. Die meiſten Rachelieder der Corſen haben Mädchen und Weiber gedichtet, und man ſingt ſie von den Bergen bis zum Strande. Das gibt eine wahrhafte

Rache-Atmoſphäre, in welcher das Volk lebt und die Kinder aufwachſen, und ſo ſaugen ſie den wilden Sinn der Vendetta ſchon mit der Muttermilch ein. In einem jener Lieder wird geſungen: Zwölf Seelen ſind noch zu wenig, um des Gefallnen — — Stiefeln zu rächen. Das iſt corſiſch. — Einen Menſchen wie Hamlet, welcher darnach ringt ſich mit dem Geiſt der Blutrache zu erfüllen und das nicht vermag, würden die Corſen für das elendeſte aller Subjecte erklären. Nirgend in der Welt vielleicht gilt Menſchenblut und Menſchenleben ſo wenig, als in Corſica. Der Corſe iſt bereit es zu vergießen, aber er iſt auch bereit zu ſterben.

Wer zögert, ſich zu rächen, wem vielleicht ein milderer Sinn oder einige Philoſophie etwas vom Hamlet gegeben hat, dem raunen die Verwandten zu und Andere beſchimpfen ihn, daß er ſich nicht gerächt habe. Das nennt man rimbeccare, vorwerfen, eine nicht gerächte Beleidigung erduldet zu haben. Den rimbecco beſtrafte das alte genueſiſche Statut als Aufreizung zum Morde. Es lautet das Geſetz im 19. Capitel dieſer Statuten ſo:

„Von denen welche vorwerfen oder rimbecco ſagen.

Wenn einer vorwirft oder in ſeiner Gegenwart zu andern rimbecco ſagt, weil er den Tod des Vaters, des Bruders oder anderer Blutsverwandten nicht gerächt habe, oder weil er ſich nicht wegen anderer Beleidigungen und Schimpf ihm ſelber angethan gerächt habe, ſo ſoll er für jedes Mal von 25 bis 50 Lire beſtraft werden, nach Gutdünken der Behörde und in Rückſicht auf die Eigenſchaft der Perſonen und andere Umſtände; und wenn er nicht zahlt oder die Buße innerhalb acht Tagen nicht zahlen kann, ſoll er auf ein Jahr von der Inſel gebannt ſein, oder es ſoll an ihm einmal die Corda angezogen werden, nach Gutdünken des Richters."

Im Jahre 1581 wurde das Geſetz ſelbſt ſo weit verſchärft, daß dem rimbecco ſagenden die Zunge öffentlich durchſtochen wurde. — Nun ſind es beſonders die Frauen, welche die Männer zur Rache antreiben, durch das Rachelied an der Leiche des Erſchlagenen und durch das Vorzeigen des blutigen Hemdes. Die

Mutter heftet wol auch ihrem Sohne einen blutigen Fetzen vom Hemde des Vaters an das Kleid, als beständige Mahnung, daß er sich zu rächen habe.

In ehemaligen Zeiten hatten die Corsen die ritterliche Fehdesitte, den Blutrachekrieg zuvor anzukündigen und auch bis zu welchem Gliede die Rache sich erstrecken solle. Die Sitte ist abgekommen. Bei der engen Verbindung der Sippschaften (parentado) kreuzt sich natürlich die Vendetta; solche kreuzweise Rache nennt man in Corsica vendetta trasversale.

Es hängt nun damit als ganz natürliche Folge der corsische Familienkrieg, noch bis auf den heutigen Tag die Geißel des unglücklichen Landes, zusammen. Denn diejenigen Familien welche in der Vendetta liegen, ziehen sofort alle ihre Verwandte und selbst Freunde mit hinein, und in Corsica gibt es wie bei Nationen ähnlicher Gesellschaftslage auch noch das feste Band des Stammes. So entstehen Familienkriege innerhalb ein und desselben Dorfes oder von Dorfschaft zu Dorfschaft, von Tal zu Tal, und jahrelang wird Krieg geführt und Blut vergossen. Blutrache oder geringere Beleidigungen, zufällige Anlässe geben dazu die Gelegenheit, und bei dem Jähzorn der Corsen muß jeder Hader leicht blutig werden, da sie alle bewaffnet sind. Der Krieg erstreckt sich bis auf die Kinder; man kennt Beispiele, daß Knaben aus feindlichen Sippschaften einander erdolcht oder erschossen haben. Es gibt in Corsica gewisse Clientelverbindungen, Ueberreste der alten Feudalzustände aus der Zeit der Signoren, und besonders hat sich dieser Patronat im Lande jenseits der Berge erhalten, wo die Nachkommen der alten Signoren noch in ihren Orten wohnen. Sie haben keine Lehnsvasallen mehr, aber von ihnen abhängige Leute, Freunde, Verpflichtete, Dienstbare. Leicht schaaren sich diese als Familienanhang zusammen, und dies sind denn nach corsischem Ausdruck die patrocinatori oder geniali. Wie im italienischen Mittelalter in den Städten wird also in Corsica der Krieg der Familien noch fortgeführt als

letzter Reſt der Signorenfehden, wenn man will. Hartnäckig hat die granitne Inſel das Altertum feſtgehalten, und ihre Geſchichte, der fortdauernde Bürgerkrieg auf ihr, veranlaßt durch den Ehrgeiz und den Kampfesübermut der Signoren, hat dem Lande bis auf den heutigen Tag den Parteigeiſt aufgedrückt.

In Corsica hat der fürchterliche Begriff Feindſchaft ſeine volle, alte Bedeutung. Der Feind iſt dort der Todfeind; wer in Feindſchaft lebt geht aus auf Feindesblut und ſein eigenes Blut muß er daran geben. Auch wir haben den alten Begriff Todfeind noch aus dem Naturzuſtande herüber genommen, aber wir drücken mehr Abſtractes damit aus. Unſere Todfeinde wollen uns nicht morden, ſie thun uns Böſes hinter dem Rücken an, ſie verleumden uns, ſie ſchaden uns heimlich auf jede Weiſe; oft wiſſen wir nicht einmal, wer ſie ſind. Die Feindſchaften in der Civiliſation haben in der Regel etwas Gemeines, daher kann der edle Menſch in unſerer Geſellſchaft nicht mehr Feind ſein, er kann nur verachten. Auf den Leib aber gehen ſich die Todfeinde in Corsica, die Waffen in der Hand; ſie haben ſich laut und öffentlich Rache bis aufs Blut geſchworen, und wo ſie ſich treffen dolchen und erſchießen ſie einander. Das hat etwas fürchterlich Männliches, naturkräftig Wildes, Imponirendes. So barbariſch ein ſolcher Geſellſchaftszuſtand iſt, ſo nötigt er uns doch, die natürliche Kraft zu achten, zumal da der corsiſche Bluträcher oft eine wahrhaft tragiſche Perſon iſt, vom Schickſal, weil von der geheiligten Sitte zum Morde gezwungen. Denn auch ein von Natur edler Menſch kann dort zum Kain werden, und wer auf den Bergen dieſer Inſel als Bandit umherirrt trägt oftmals nur den Fluch der barbariſchen Sitte nicht ſeiner Bosheit, und kann ein Menſch von ſolchen Tugenden ſein, welche ihn in der bürgerlichen Geſellſchaft ehren und auszeichnen würden.

Eine einzige Leidenſchaft, aus edler Quelle entſprungen — Rache und nichts mehr als Rache! es iſt wunderbar, mit welcher unwiderſtehlichen Gewalt ſie den Menſchen ergreift. Die Rache

iſt die Schickſalsgöttin der armen Corsen, ſie macht ihre Lebensgeſchichte. Und ſo wird hier der Menſch durch eine einzige Leidenſchaft zu dem fürchterlichſten Dämon und ſchonungsloſer als der Würgengel, denn er begnügt ſich nicht mit der Erſtgeburt. Aber ſo nächtig dunkel die Menſchengeſtalt hier erſcheint, ſo erzeugt dieſe finſtre Leidenſchaft wieder ihre lichtvollen Gegenſätze. Wo Feinde auf Tod und Leben ſind, ſind auch Freunde auf Tod und Leben; wo die Rache das Herz mit Tigermordgier zerfleiſcht, da kommt auch die Menſchenliebe und reißt es zu den erhabenſten Entſchlüſſen hin; da iſt ein heroiſches Selbſtvergeſſen und die göttliche Milde des Verzeihens, und nirgend möchte man die chriſtliche Moral: Liebe deinen Feind, chriſtlicher verwirklicht finden, als in dem Lande der Blutrache.

Oft legen ſich auch Mittler, Parolanti genannt, zwiſchen die Feindſchaften, und in ihre Hand ſchwören die Parteien den Eid der Verſöhnung. Der Eid iſt heilig wie die Religion; wer ihn gebrochen hat iſt vor Gott und Menſchen ehrlos und geächtet. Selten wird er gebrochen, aber doch gebrochen, denn im menſchlichen Herzen hat der Dämon ſein Neſt gemacht.

Zehntes Kapitel.

Banditenleben.

Nur weiter! Dies iſt ſeine Fährte offenbar;
Nach ſpürt dem ſtummen Rate der Verrätrin Spur!
Denn wie der Spürhund einem angeſchoſſ'nen Reh,
So wittern, ſeinem Schweiß und Blut nach, wir ihn aus.
Die Eumeniden des Aeſchylus.

Wie nun der Corse gezwungen werden kann, als Bandit zu leben, aus ſeiner ruhigen Häuslichkeit urplötzlich in die Bergwildniß geſchleudert zu werden und in einen ganz ſtaatloſen Menſchen, in ein vogelfreies Weſen ſich zu verwandeln, wird aus der Blutrache klar ſein.

Der corsiſche Bandit iſt nicht wie der italieniſche Dieb und Räuber, ſondern das, was ſein Name ſagt, ein vom Geſetze Verbannter. Im alten Statut der Inſel heißen urſprünglich alle diejenigen Banditi, welche von der Inſel verbannt ſind, weil ſie die Gerechtigkeit in ihre Gewalt nicht hat bekommen können; ſie wurden für vogelfrei erklärt, und es war einem Jeden erlaubt einen Banditen, wenn er ſich blicken ließ, zu erſchlagen. Der Begriff des Verbannten iſt alſo ganz einfach auf alle Menſchen übergegangen, welche im Banne des Geſetzes leben.

Die Abgeſchiedenheit Corsica's, die Mittelloſigkeit, endlich die Vaterlandsliebe hindern oft den flüchtigen Corsen, ſeine Inſel zu verlaſſen. In früheren Zeiten retteten ſich corsiſche Banditen bisweilen nach Griechenland, wo ſie tapfer kämpften; heute flüchten Manche nach Italien, die meiſten aber nach Sardinien, wenn ſie es vorziehn ihre Heimat zu verlaſſen. Die Flucht vor dem Geſetz iſt nirgend in der Welt leichter, als in Corsica. Denn kaum iſt das Blut gefloſſen, ſo ſpringt der Thäter in die Berge, welche überall nahe ſind, und birgt ſich in der ſchwer durchdringlichen Macchia. Von dem Augenblicke an, da er in die Macchia gegangen iſt, heißt er Bandit. Die Verwandten und Freunde wiſſen um ſeine Spur; ſo lange es möglich iſt, verſorgen ſie ihn mit dem Nötigſten, und nehmen ihn wol auch in mancher heimlichen Nacht in ihr Haus auf. In der höchſten Not findet der Bandit immer Ziegenhirten, welche ihn ernähren.

Der Hauptſchlupfwinkel der Banditen iſt zwiſchen Tox und dem Berge Santo Appiano, in den Wildniſſen des Monte Cinto und des Monte Rotondo, in den unwegſamen Gegenden des Niolo. Dort bedecken Urwälder, welche nimmer eine Axt geſehn, und dichteſte Büſche von Eichengeſtrüpp, von Albatro, Mirten und Haide die Abhänge der Berge; dunkle von Wildwaſſer durchbrauste Schluchten in denen ſich jeder Pfad verliert, Hölen und Grotten und zertrümmertes Geſtein geben Verborgenheit. Dort lebt der Bandit mit dem Falken, mit dem Fuchs, mit dem

Wildſchaf ein Leben, welches romantiſcher und troſtloſer iſt als das des amerikaniſchen Wilden. Die Gerechtigkeit geht ihren Lauf; ſie hat den Banditen in contumaciam verurteilt; der Bandit lacht deſſen, er ſagt in ſeiner wunderlichen Ausdrucksweiſe: ich habe das sonetto empfangen, das heißt die Sentenz in Contumaciam. Die Sbirren ſpüren auf ſeiner Fährte, nicht minder die Bluträcher; er iſt auf beſtändiger Flucht, er iſt der ewige Jude in den wüſten Bergen. Nun gibt es Kämpfe mit den Gendarmen, heroiſche, fürchterliche Kämpfe; das Blut häuft ſich; aber es iſt nicht Sbirrenblut allein; denn der Bandit iſt auch ein Bluträcher, nicht die Liebe zu dem elenden Leben, vielmehr die Rache iſt es, von der er lebt. Er hat der feindlichen Sippſchaft den Tod geſchworen; man kann ſich vorſtellen, wie das Rachegefühl in der Wildniß der Berge unter beſtändigen Gedanken an den Tod und den Träumen von dem roten Pfahle ſich ins Ungeheure ſteigern muß. Bisweilen kommt der Bandit herab, ſeinen Feind zu erſchlagen; wenn er ſeine Rache vollzogen hat, verſchwindet er wieder. Manchesmal wirft er ſich zum Carl Moor der Geſellſchaft auf. Man kennt noch in Corsica die Geſchichte des Banditen Capracinta aus Prunelli; die Juſtiz hatte ſeinen Vater ungerecht zu den Galeeren verurteilt; der Sohn ging mit einigen Blutsverwandten in die Macchia, und von den Bergen ſtiegen dieſe Rächer von Zeit zu Zeit herab und erdolchten und erſchoſſen perſönliche Feinde, Soldaten, Spione; ſie fingen eines Tages auch den öffentlichen Henker und vollzogen an ihm ſelber die Hinrichtung.

Es liegt ſehr nahe, daß die Banditen ſich oft auch als Werkzeuge Anderer gebrauchen laſſen, welche eine Vendetta zu vollziehen haben und nun an jene ſich wenden, damit ſie ihnen ihren Dolch und ihre Kugel leihen. Bei der großen Verzweigung der Familien auf einem ſo kleinen Lande muß die Furchtbarkeit der Banditen natürlich wachſen. Sie werden die Blutgeißel des Landes; der Acker bleibt wüſte, der Weinberg wird nicht gepflegt;

denn wer wagt ſich ins Feld, wenn Maſſoni oder Serafino ihm droht? Es gibt ferner unter den Banditen Männer, die ehedem gewohnt waren, Einfluß auf Andere auszuüben oder am öffentlichen Leben ſich zu beteiligen; in die Wildniß verbannt wird es ihnen unerträglich, außerhalb ſolcher Wirkſamkeit zu bleiben. Man verſicherte mich, daß Einige noch in ihren Hölen und Schlupfwinkeln fortfahren ſelbſt Zeitungen zu leſen, welche ſie ſich zu verſchaffen wiſſen. Oft üben ſie einen ſchreckenden Einfluß auf die Communalwahlen und ſelbſt auf die Wahlen zum Landesrat aus, und nicht ſelten haben ſie Zeugen und Richter bedroht oder ſich blutig an ihnen gerächt. Dies und ohnehin die ſehr milde Beurteilung der Geſchwornen hat zu dem ſchon vielfach ausgeſprochnen Verlangen Grund gegeben, man möchte die Jury in Corsica ganz abſchaffen. Es iſt nicht zu läugnen, daß das corsiſche Geſchworengericht unter dem Einfluſſe der Furcht vor der Banditenrache ſtehen kann; wenn man ihm aber eine zu milde Aburteilung zum Vorwurfe macht, ſo wird man ihm in vielen Fällen Unrecht thun, denn das Banditenleben und ſeine Urſachen wollen aus den Bedingungen der corsiſchen Geſellſchaft betrachtet werden. Ich wohnte einer Sitzung der Jury in Baſtia bei, eine Stunde nach der Hinrichtung des Bracciamozzo und in demſelben Gebäude, vor welchem er gerichtet worden war; mir ſchien der Eindruck des Hinrichtungsactes fühlbar in den Mienen der Geſchwornen und der Zuſchauer, aber nicht in dem Geſichte des Angeklagten. Es war ein junger Menſch, welcher einen Mann erſchoſſen hatte; er hatte ein ſtumpfes, verſteintes Geſicht und ſein Schädel ſah aus wie eines Negers Schädel, als könnte man ihn zum Amboß gebrauchen. Weder die eben vollzogene Hinrichtung, noch die Feierlichkeit der Aſſiſenhandlung machte auf den jungen Menſchen Eindruck; er zeigte nicht die geringſte Spur von Befangenheit oder Furcht, ſondern antwortete auf alle Fragen des Verhörsrichters mit der größten Kaltblütigkeit, ſich kurz und bündig über die Umſtände ſeiner Blutthat aus-

laſſend. Ich weiß nicht mehr, zu wie viel Jahren Gefängniß man ihn verurteilte.

Obwol der corſiſche Bandit ſich niemals durch gemeinen Raub ſchändet, hält er es doch nicht unter ſeiner ritterlichen Ehre, Geld zu erpreſſen. Die Banditen legen Contributionen auf, ſie taxiren Einzelne, oft ganze Dörfer und Gemeinden nach dem Vermögen, ſie fordern mit Strenge ihren Tribut ein. Als Könige des Buſchwaldes legen ſie ihre Steuern auf, und man ſagt, ſolche Steuerpflichtige bezahlten ihre Steuern eiliger und gewiſſenhafter als ſie dieſelbe je dem Könige von Frankreich leiſteten. Es geſchieht ſehr häufig, daß der Bandit irgend einem wolhabenden Mann einen Contributionsſchein in das Haus ſchickt mit der Aufforderung ihm ſo und ſo viel tauſend Franken an einem beſtimmten Orte niederzulegen, wenn nicht, ſo werde er ihn, ſein Haus und ſeinen Acker vernichten. Die übliche Drohformel iſt: si preparasse: Er ſoll ſich bereit halten. Andere fallen in die Gewalt der Banditen und müſſen ein Löſegeld zahlen. Mit dem erpreßten Gelde bereichern die Banditen ihre Verwandten und Freunde und erwerben ſich manche Gunſt: ihrem eigenen Leben kommt Geld ſonſt kaum zu Gute, denn hätten ſie es bergehoch aufgehäuft, ſie leben dennoch nach wie vor in den Hölen der Wildniß und auf der Flucht.

Es gibt viele Banditen, welche fünfzehn bis zwanzig Jahre lang ihr Weſen fortgeführt haben und auf ſo kleinem Raum als ihre Berge ihnen gewähren, ſich gegen die bewaffnete Macht behaupten konnten, bis ſie dem letzten Schickſale erlagen. Sie leben nicht in Banden vereinigt, weil ſie ſo das Land nicht nähren würde; auch ſträubt ſich die corſiſche Natur dagegen, den Befehlen eines Hauptmanns zu gehorchen. Meiſtens ſind ſie zu zweien, in einer Art Waffenbrüderſchaft. Auch ſie haben unter ſich ihre Blutrache und ihre Todfeindſchaften; dies iſt ſtaunenswert, denn ſo gewaltig iſt das perſönliche Rachegefühl des Corſen, daß ein gleiches Elend und ein gleiches Loos den Banditen

mit dem Banditen niemals verſöhnt, wenn zwiſchen ihnen die Vendetta beſtand. Man erzählt ſich von manchem Beiſpiel, daß ein Bandit den andern um der Blutrache willen in den Bergen gejagt und erſchlagen habe. Auch Maſſoni und Serafino, die Banditenhelden Corsica's aus der jüngſten Vergangenheit, lagen in der Vendetta und ſchoſſen auf einander, wenn ſie ſich trafen. Maſſoni hatte dem Serafino einen Finger abgeſchoſſen.

Die Geſchichte der corsiſchen Banditen iſt reich an heroiſchen, dämoniſchen und ritterlichen Charakterzügen. Im ganzen Lande ſingt das Volk die Banditentodtenklagen, es iſt ja das eigne Schickſal und der eigne Schmerz, den es in dieſen Liedern klagt. Viele Banditen ſind unſterblich geworden, vor allen glänzt Einer durch ſeine kühnen Thaten. Er heißt Teodoro, und ſelber nannte er ſich König der Berge. Es hat alſo Corsica zwei Könige des Namens Theodor gehabt. Teodoro Poli war eines Tags, im Anfang dieſes Jahrhunderts, conſcribirt worden; er forderte eine Friſt, um das Geld für den Stellvertreter zu beſchaffen. Die bewaffnete Macht ergriff ihn um ihn einzuſtellen. Teodoro's Freiheitsliebe empörte ſich. Er warf ſich in die Berge und lebte als Bandit. Ganz Corsica riß er zur Bewunderung ſeiner Kühnheit hin, und er war das Schrecken der Inſel; aber keine Gemeinheit befleckte ihn, im Gegenteil rühmte man ſeine Großmut, und ſelbſt Verwandten ſeiner Feinde verzieh er. Er war ſehr ſchön und liebte, wie ſein Namensvetter der König, prächtige Kleidung. Mit ihm teilte ſein Loos ſeine Geliebte, welche von den Steuern (taglia) die Theodor auf die Ortſchaften legte, in Freuden lebte. Mit ihm war auch ein Bandit Brusco, welchem er unverbrüchliche Freundſchaft gelobt hatte, und ſein Oheim Augellone. Augellone heißt böſer Vogel; es iſt nämlich Sitte, daß die Banditen ſich Zunamen geben, wenn ſie ihre Rolle zu ſpielen anfangen. Der böſe Vogel wurde neidiſch auf den Brusco, welchen Teodoro ſo ſehr liebte, und eines Tags ſtieß er ihm das kalte Eiſen etwas zu tief in die Bruſt. Darauf

ſprang er ins Geſtein. Wie Teodoro den Fall ſeines Brusco erkannte, ſchrie er vor Schmerz nicht anders auf als Achill nach dem Falle des Patroclus, und nach alter Rächerſitte ließ er ſich den Bart wachſen und ſchwor, ihn nimmer zu ſchneiden, wenn er ſich nicht in dem Blut des böſen Vogels würde gebadet haben. Es verging eine kleine Zeit, da ſah man Teodoro wieder mit geſchnittenem Bart. Das ſind die kleinen Tragödien, welche in der Bergwildniß auch zwiſchen den Banditen ſpielen; denn das menſchliche Herz ſetzt überall ſeine Leidenſchaften fort. Teodoro wurde endlich krank. Ein Spion zeigte den Schlupfwinkel des kranken Löwen an. Da kamen die wilden Wolfshunde, die Sbirren auf die Berge geſprungen — in einer Capanne machten ſie Teodoro todt. Das Volkslied rühmt von ihm, daß er gefallen ſei die Piſtole in der Hand und das Fucile an der Flanke, come un fiero paladino, wie ein ſtolzer Paladin. So groß war der Reſpect, welchen dieſer König der Berge eingeflößt hatte, daß man ſelbſt noch nach ſeinem Falle die ihm ſchuldige Steuer bezahlte. Perſonen, welche ſie ſchuldeten, kamen und legten das Geld reſpectvoll in die Wiege des kleinen Kindes, welches Teodoro mit ſeiner Königin erzeugt hatte. Er fand ſeinen Tod im Jahre 1827.

Berühmt iſt auch Gallocchio. Seine Geliebte hatte ihn treulos verlaſſen, er verboten, daß jemand ihre Hand begehre. Ceſario Negroni warb um ſie. Der junge Gallocchio gab einem ſeiner Freunde einen Wink, daß er den Schwiegervater verwunden ſolle. Die Hochzeitsgäſte tanzen, luſtig klingen Geigen und Mandolinen — ein Schuß! Die Kugel verfehlt das Ziel und durchbohrt dem Schwiegervater das Herz. Gallocchio wird Bandit. Ceſario verſchanzt ſich. Aber jener jagt ihn aus dem Bau, hetzt ihn durch die Berge, trifft ihn, macht ihn kalt. — Nun floh Gallocchio nach Griechenland und kämpfte dort gegen die Türken. Eines Tages kam Kunde zu ihm, daß ſein leiblicher Bruder im Vendettakriege gefallen ſei, denn dieſer war unab-

läſſig fortgeführt worden um den todten Schwiegervater und den todten Ceſario. Gallocchio kam zurück, tödtete zwei Brüder Ceſario's und noch andere, und die ganze Sippſchaft tilgte er aus. Der rote Gambini war ſein Begleiter; mit ihm vereint ſchlug er die Gendarmen, und einen banden ſie an den Schwanz eines Pferdes und ſchleiften ihn ſo über das Geſtein. Gambini floh nach Griechenland, wo ihm die Türken den Kopf abſchnitten; Gallocchio aber ſtarb im Schlaf, denn ein Verräter erſchoß ihn.

Berühmt iſt auch Giammarchi, welcher den Buſchwald hielt 16 Jahre lang, Camillo Ornano, der die Berge hielt 14 Jahre, Joſeph Antommarchi, welcher 17 Jahre Bandit war.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Corsica wurde der berühmte Serafino erſchoſſen; man hatte ihn verraten und im Schlafe getödtet. Auch Arrighi und der furchtbare Maſſoni hatten kurz vorher ihr Ende gefunden; es war ſo wildromantiſch wie ihr Leben geweſen war.

Maſſoni war ein Menſch von beiſpielloſer Energie. Blutrache hatte ihn, den Sohn einer wolhabenden Familie aus der Balagna, in die Berge getrieben. Dort lebte er, von ſeinen Verwandten unterſtützt und von den Hirten begünſtigt, viele Jahre lang und tödtete in vielen Kämpfen eine große Zahl von Sbirren. Mit ihm war ſein Bruder und der tapfere Arrighi. Eines Tages ſuchte ein Mann der Provinz Balagna, welcher Verwandtenblut an einer mächtigen Familie zu rächen hatte, Maſſoni auf und bat um ſeinen Beiſtand. Der Bandit nahm ihn gaſtfrei auf, und da es ihm an einer Malzeit fehlte, ging er zu einem Hirten auf dem Monte Rotondo und forderte von dem ein Lamm. Der Hirt gab ihm eins aus ſeiner Heerde. Maſſoni aber wies es von ſich, indem er ſagte: du gibſt mir ein mageres Lamm, und doch will ich heute einen Gaſt ehren, ſiehe da jenes iſt fett, das will ich haben; und auf der Stelle ſchoß er das fette Lamm nieder und trug es in ſeine Höle.

Der Hirte ergrimmte über dieſe Gewaltthat. Auf Rache

ſinnend ging er den Berg hinab und zeigte den Sbirren den Schlupfwinkel Maſſoni's an. Das Lammesblut wollte der Hirte rächen. Die Sbirren ſtiegen in großer Zahl in die Berge. Dieſe corsiſchen Gendarmen, mit der Natur des Landes wol vertraut und im Banditenkampf geübt, ſind nicht weniger verwegen als das Wild, das ſie jagen. Ihr Leben iſt in ſteter Gefahr; denn die Banditen ſind wachſam, ſie ſpähen mit ihren Fernröhren, welche ſie ſtets mit ſich führen, aus ihren Schlupfwinkeln, und wenn ſich Gefahr zeigt, ſind ſie auf und davon und behender als der Muffro, das wilde Schaf; oder ſie laſſen den Häſcher auf Schußweite herankommen, und nie verfehlen ſie ihr Ziel.

Die Sbirren alſo ſtiegen in die Berge; der Hirt voran; auf nur ihm bekannten Pfaden krochen ſie die Felſen empor. In einer Höle befanden ſich die Banditen. Sie war faſt unzugänglich, durch einen Buſch verdeckt. Arrighi und Maſſoni's Bruder lagen darin, Maſſoni aber ſaß hinter dem Buſch auf der Wacht.

Auf einem Pfade waren die Sbirren über der Höle emporgekrochen, andere hatten den Schlund beſetzt. Die dort oben lagen, blickten auf den Buſch, ob ſie etwas entdecken möchten. Ein Sbirre nahm einen Stein und warf ihn auf den Buſch, in welchem er etwas Schwarzes zu bemerken glaubte. Augenblicks ſprang ein Mann auf und feuerte eine Piſtole ab, die zu wecken, welche in der Höle lagen. Aber in demſelben Augenblicke knallten auch die Häſcherflinten, und Maſſoni ſtürzte todt nieder.

Wie die Schüſſe fielen, ſprang ein Mann aus der Höle, Maſſoni's Bruder. Gleich der Bergziege ſetzte er in wilden Sprüngen von Klippe zu Klippe, von Kugeln umſauſt: Eine traf ihn tödtlich, ſo daß er ins Geſtein ſtürzte. Arrighi, der alles ſah, was vorging, hielt ſich in der Höle. Die Gendarmen drangen behutſam vor, doch wagte Niemand in die Grotte einzudringen, bis endlich die Waghalſigſten hineinſtiegen. Niemand war darin ſichtbar; trotzdem ließen ſich die Häſcher nicht irren

und beſtanden darauf, daß die Höle noch ihren Mann verberge. Ihr Eingang wurde beſetzt.

Es kam die Nacht. Man zündete Fackeln und Lagerfeuer an. Man beſchloß Arrighi auszuhungern; Morgens gingen Einige an die der Höle nahe Quelle, um Waſſer zu ſchöpfen. Da fiel ein Schuß und noch einer, und zwei Sbirren ſtürzten. Ihre Gefährten feuerten wutſchreiend ihre Flinten gegen die Höle ab. Alles war ſtill.

Nun galt es die beiden Todten oder Sterbenden zu holen. Man zauderte lange, dann entſchloſſen ſich einige dazu, und wieder koſtete es einem das Leben. Noch ein Tag verging. Jetzt fiel Einer auf den Gedanken, den Banditen wie einen Dachs auszuräuchern, ein Mittel, das man ſchon in Algier mit Erfolg angewandt hatte. So türmte man vor dem Eingang der Höle trocknes Holz auf und zündete daſſelbe an. Aber der Rauch verzog ſich durch die Spalten. Arrighi hörte jedes Wort, das man ſprach, und hielt förmlich Dialoge mit den Sbirren, welche ihn weder ſehen noch treffen konnten. Er weigerte ſich, ſich zu ergeben, wofür man ihm Gnade verſprochen hatte. Endlich ließ der Procurator, den man von Ajaccio gerufen hatte, Militär und einen Ingenieur aus der Stadt Corte holen. Der Ingenieur erklärte, daß es möglich ſei, in die Höle Petarden zu werfen. Arrighi hörte was man verhandelte, und der Gedanke, mit der Höle im Trümmergraus aufzuknallen, jagte ihm ein ſolches Entſetzen ein, daß er die Flucht beſchloß.

Er wartete die Nacht ab, rollte dann Steine in falſcher Richtung hinab und ſprang von Fels zu Fels, einen andern Berg zu erreichen. Hinter ihm her knallten ins Ungewiſſe die Flintenſchüſſe der Sbirren. Eine Kugel traf ihn am Schenkel. Er blutete ſtark und ſeine Kräfte erſchöpften ſich; als es Tag wurde, verriet ihn die Blutſpur, wie das wunde Wild durch ſeinen Blutſchweiß ſich verrät. Auf der Fährte die Verfolger. Arrighi hatte ſich ermattet unter einen Felsblock geduckt; ein

Sbirre ſich auf dieſen aufgeſchwungen, die Flinte zum Schuſſe fertig. Der Bandit ſtreckte den Kopf hervor, ſich umzuſchauen, ein Knall, und die Kugel zerſchmetterte ihn.

So ſtarben jene drei Rächer, glücklich, daß ſie nicht am roten Pfahle endeten. So groß aber war die Achtung, in welcher ſie beim Volke ſtanden, daß keiner der Umwohner des Monte Rotondo ſein Maulthier hergeben mochte, um die Leichen der Gefallnen fortzubringen. Denn, ſagten dieſe Leute, wir wollen keinen Teil an dem Blut haben, das ihr vergoſſen habt. Als nun die Maulthiere aufgetrieben waren, lud man die Todten, Banditen und Sbirren, auf ihren Rücken, und ſo ſtieg der Sbirrenzug die Berge herab nach Corte, acht Männer mit ſich führend, die im Banditenkampf erſchlagen waren.

Wenn dieſes Eiland all das Blut, welches auf ihm im Lauf der Zeiten vergoſſen wurde, Schlachtenblut und Vendettablut wieder ausſpeien wollte, ſo würde es ſeine Städte und Dörfer überfluten und ſein Volk erſäufen und das Meer rot färben vom Inſelufer bis nach Genua.

Man möchte es nicht glauben, was Filippini erzählt, daß in dreißig Jahren ſeiner Zeit 28000 Corsen ſich aus Rache gemordet haben. Nach der Berechnung eines andern corſiſchen Geſchichtſchreibers finde ich, daß in 32 Jahren bis auf das Jahr 1715 28715 Morde in Corsica verübt worden ſind. Derſelbe berechnet, daß die Summe der durch die Vendetta Ermordeten innerhalb des Zeitraums vom Jahr 1359 bis zum Jahre 1729 geweſen ſei: 333000. Ebenſo viel, meint er, müſſe man an Verwundeten rechnen. Das gäbe alſo 666000 Corsen, welche von Mörderhand geſchlagen wurden. Dies Volk gleicht der Hyder; ob man ihr alle Köpfe abhaut, doch wachſen ſie von neuem.

Nach der Anrede, welche der Präfect Corsica's vor dem Departements-Generalrat im Auguſt 1852 gehalten hat, ſind ſeit 1821 4300 Morde (assassinats) in Corsica verübt, in den

letzten vier Jahren deren 833, in den letzten zwei Jahren 319, in den erſten ſieben Monaten des Jahres 1852 aber 99 Mordthaten geſchehen.

Die Inſel zählt 250000 Einwohner.

Die Regierung will die Blutrache und das Banditenweſen durch die allgemeine Entwaffnung ausrotten. Ob und wie das ausführbar ſein wird, weiß ich nicht. Unheil wird es genug geben, denn man wird die Banditen nicht zugleich entwaffnen können, und ihre Feinde werden dann wehrlos ihren Kugeln ausgeſetzt ſein. Das Banditenweſen, die Familienkriege, die Vendetta haben es bisher nötig gemacht, das Tragen der Waffen zu geſtatten. Denn weil das Geſetz den Einzelnen nicht ſchützen kann, muß es ihm überlaſſen, ſich ſelbſt zu ſchützen, und ſo geſchieht es, daß die corſiſche Geſellſchaft ſich gleichſam außer dem Staat befindet. Piſtolen und Dolche zu tragen iſt ſchon lange verboten; alles aber trägt hier Doppelflinten, und halbe Ortſchaften fand ich unter Waffen, wie im Krieg gegen andringende Barbaren; ein Anblick von bizarrer Wildheit, dieſe trotzigen Männer im Pelone und der phrygiſchen Mütze in düſtern Felsgegenden um ſich her zu ſehen, alle den Kartuſchengurt um den Leib, und die Doppelflinte auf der Schulter.

Es möchte wol kein anderes Mittel geben, die Blutrache und das Banditenleben ſicher zu vertilgen, als die Cultur. Aber nur langſam ſchreitet ſie in Corſica vor. Coloniſation, Anbahnung von Wegen durch das Innre, Steigerung des Verkehrs und der Production welche auch die Häfen beleben würde — dieſes wäre wol die allgemeine Entwaffnung des Landes. Die franzöſiſche Regierung, ganz unmächtig gegen den corſiſchen Trotz, verdient die gerechteſten Vorwürfe, daß ſie eine Inſel, welche das ſchönſte Klima, fruchtreiche Landſtriche, eine das ganze Mittelmeer zwiſchen Spanien, Frankreich, Italien und Afrika beherrſchende Lage und die herrlichſten Golfe und Ankerplätze beſitzt, welche reich iſt an Forſten, an Mineralien, an

heilſamen Quellen und an Früchten, und von einem tapfern, zu großen Dingen befähigten Volke bewohnt wird — daß ſie Corsica zu einem Montenegro oder zum italieniſchen Irland werden läßt.

Elftes Kapitel.

Die Erzählung, welche hier folgt, verdanke ich einer freundlichen Mitteilung des corsiſchen Dichters Salvator Viale von Baſtia, der mir eine Sammlung ſeiner und anderer corsiſcher Poeſien zuſandte, in welche er dieſes merkwürdige Charakterſtück corsiſcher Sittengeſchichte aufgenommen hat. Viale ſelbſt entlehnte daſſelbe einem einzigen lateiniſchen Manuſcript und übertrug es ins Italieniſche. Er betrachtet die Erzählung als einen Anhang zu dem Werke de rebus Corsicis jenes Geſchichtſchreibers Petrus Cyrnäus, welcher hier eine Epiſode aus ſeinem romantiſch bewegten Leben erzählt. Ueber die Aechtheit derſelben ſtellt er weder Zweifel noch Beweiſe auf; der lächelnde Leſer wird leicht erraten, warum.

Ich habe dieſe meiſterhafte Novelle aus dem Italieniſchen Viale's übertragen, ohne mir Zuſätze oder Abkürzungen zu erlauben. Sie erſcheint mir nicht allein merkwürdig als originelles Charaktergemälde, welches auch für die Gegenwart corsiſcher Zuſtände ganz und gar vollgültig iſt, ſondern auch ausgezeichnet durch ihre Kunſt, und jenen ſchwermütigen Hauch, welcher den meiſten corsiſchen Poeſien eigen iſt und auch im beſondern Salvatore Viale charakteriſirt, den fruchtbarſten Poeten der Inſel, einen würdigen Greis von unerſchöpfter Thätigkeit.

Das Gelübde des Petrus Cyrnäus.

Hiſtoriſche Novelle von Salvator Viale.

— Revenge, sent from the infernal kingdom,
To ease the gnawing vulture of thy mind,
By working wreakful vengeance on thy foes.
Shakespeare.

Die Spanier, die Genueſen, der Papſt und endlich Galeazzo von Mailand hatten kaum aufgehört, unter ſich und mit den Corſen um den Beſitz der Inſel zu ſtreiten, als die Herren von Cinarca einen Bürgerkrieg erregten, welcher unter uns jede Grundlage des Rechts zerſtörte. Dies geſchah, weil ihr Stolz durch einen Act offner Unparteilichkeit von Seiten des Vicekönigs Gianantonio Cotta beleidigt worden war. Hieraus folgte natürlich, daß während des Stillſchweigens der Geſetze und der Ungewißheit der Staatsgewalt alle Feinde der Regierung die Herren ſpielten, und daß die Banditen und die Verurteilten im Buſchwald gleichſam Recht und Urteil ſprachen.

Es war in dieſer Zeit, und gerade im Sommer des Jahres 1468, daß ich, Pietro da Felce, an Perſon wie an Habe von einem mächtigen Feind beleidigt, gezwungen war, mir unter den Banditen einen Verteidiger und Kämpen zu ſuchen. Groß war damals die Zahl der ſogenannten „Könige des Feldes," und aller Haupt war der berühmte Gigante. Dieſer Mann war einer der wenigen Banditen mit weißem Barte, die man Veteranen nennen kann; und wahrlich, ſchon im Alter von dreiundvierzig Jahren hieß er der Decan der Banditen auf der Inſel. Zwar ſagte das Gerücht ſchon lange, er ſei krank; doch je lauter daſſelbe in der Pieve ward, deſto weniger ward es geglaubt; viel eher ſchien die Nachricht von der Krankheit des Gigante den öffentlichen Schreck zu ſteigern, als zu mindern. Erinnerten ſich doch viele, daß er, wenn einer ſeiner Feinde aus Furcht vor ihm ſich im Haus verrammelte, ſich ſelber in eine Höle duckte

und ſich todt ſtellte, um jenen heraus zu locken und dann unverſehens abzuthun. Daher pflegte bei der Nachricht von Gigante's Krankheit immer eine neue Frevelthat zu erfolgen.

Dieſer Hauptbandit führte auch den Namen Settejàcari (vom arabiſchen Wort jàcaro, welches Jacke heißt); aber weil ſeiner Namen ſo viele waren, als die Formen, in die er ſich verwandelte, hatte er auch den hirtenüblichen Namen des Leitſtiers angenommen und ließ ſich Tintinnajo nennen. So nannten ihn nämlich ſeine Landsleute, weil er einſt dem Stier ſeines Feindes die Glocke abgenommen und mit deren Geläute jenen in den Hinterhalt gelockt hatte. In Wahrheit, dieſer Urſprung des Namens, den ich ſpäter erfuhr, war der einzige Grund, der mich vom Tintinnajo entfernte. Ich ging nun bei mir zu Rate. Indem ich unter den Banditen einen Mann von anerkannter Klugheit und Redlichkeit auswählen wollte, richtete ich endlich meine Gedanken auf Galvano da Chiatra.

Galvano war mein Verwandter; ſchon früher hatte er mich, eine hülfloſe Waiſe, mit Rat und That unterſtützt, ehe er bei der Regierung in Ungnade fiel und ich ſelber häuslichen Unglücks halber nach der Romagna wanderte. Er war zuerſt aus Vaterlandsliebe Bandit oder Rebell geworden, d. h. aus Haß gegen die Fremdherrſchaft; mit der Zeit aber hatte er ſich, ſei's zu ſeiner eigenen Verteidigung, oder aus Verwandtenpflicht und Gemeinſchaftlichkeit des Schickſals an jene Verbannten angeſchloſſen, welche ſich Parrocchiani nannten, nach dem Erzprieſter von Aleſani. Nach dem Tode Paganello's und nach der Verbannung der Parrocchiani behauptete Galvano ganz allein den Namen und die Hoffnungen ſeiner Partei gegenüber den Genueſen. Weil er nun immer zum Herzog von Mailand gehalten hatte, durchſtreifte er das Land unter dem Namen Galeazzino; aber wegen einer Maske, mit der er oft ſein Geſicht bedeckte, nannten ihn die Genueſen die „eiſerne Maske.“ Außerdem hatte er ſich durch eine fürchterliche Flinte ſchrecklich gemacht, die man, wie

ich nachher erfuhr, Sanſone nannte. Und groß war ſeine Fertigkeit, ſie zu handhaben und mit ihr das Ziel zu treffen. Dieſe Flinte war eine von den tragbaren Bombarden, die auch Musketen genannt wurden, und welche durch Feuerskraft einer kleinen Bleikugel eine unglaubliche Gewalt gaben. Es war aber dieſes Geſchoß mit vielen andern in die Hände der Unſern gefallen, als die Catalanen bei Loreta vernichtet wurden, und zur Zeit des Bündniſſes der vier Pievi gegen die Biſogni oder die baarfüßigen und unbeſoldeten Kriegsleute des Königs von Aragon.

Ich ging alſo in der Stille nach dem Gebirge von S. Aleſſio, welches über der Pieve von Aleſani aufſteigt und ihr den Namen gibt. Ich klomm bis zum Gipfel des Bergs, wo unter dicht verwachſenen Eichen, welche Sturm und Alter gebeugt hatte, keine Spur eines lebenden Weſens ſich zeigte, außer hie und da das einſame Lager eines Wildſchweins und die zerſtreuten Federn der Falkenmauſe, oder die Knochen vom Raub der Adler. Wie ich nun tief in das Dickicht eindrang, erſtaunte ich, Galvano in der Geſellſchaft eines ältlichen Mannes vor mir zu ſehen, welcher nach dem Anſtand und der Würde der Perſon, nach der Feinheit der Kleidung und des Benehmens zu ſchließen, von nicht gewöhnlichem Stande war. Die Phyſiognomie dieſes Mannes, ganz und gar leutſelig und doch ernſt, und in ſo großem Widerſpruch mit jenem Ort und ſeiner Geſellſchaft, hatte in meinen Augen etwas unſäglich Fremdes und Rätſelhaftes. Wahrlich, ich glaubte, er ſei eher ein Schutzflehender wie ich, als ein Banditengenoß. Ich wagte weder Galvano mich zu nähern, noch ihm einen Gruß zu bieten, ehe nicht der Unbekannte auf einen Wink von ihm ſich zurückzog.

Da erſt ging ich mit herzlichem Vertrauen auf Galvano zu; ich erzählte ihm viele Dinge, die ich hier nicht wiederholen mag noch darf; ich wies ihm beſonders den Zuſammenhang meines Streites mit der öffentlichen und berühmten Feindſchaft der Commune von Petricaggio nach; ja ich teilte ihm ſogar meinen

anfänglichen Plan mit, mich an Gigante zu wenden. Hierauf ſetzte ich ihm der Reihe nach all das Unheil auseinander, das ich ſeit lange an meiner Ehre und Habe erlitten hatte, nämlich heimliche Verläumdungen, öffentlichen Schimpf, Ausreißen der Grenzpfähle, Verwüſtung der Gehege, Vertilgung des Viehs, Todesdrohungen gegen meine Hirten und Inſaßen, und ähnlichen Schaden.

Galvano hörte die Geſchichte meiner Leiden mit unglaublichem Gleichmut an, ich ſage beſſer mit einem verächtlichen Lächeln, das mich in Erſtaunen ſetzte. „Mein Neffe," ſagte er, „wir leben in gar ſchwierigen Zeiten. Du ſiehſt es: nach Paganello's Tode und nach der Vertreibung der Parrochiani war der Bandit Gigante allerdings eine Zeitlang mein Begleiter; doch ſeit lange ſchon habe ich ſeine Spur verloren; ja ſeit einigen Monaten weiß ich nichts mehr von ihm. Du ſiehſt alſo, ich bin hier ohne andere Geſellſchaft als die meines magern Hundes, meiner treuen Flinte und dieſes heiligen Scapuliers, der einzigen Hinterlaſſenſchaft, die ich gegenwärtig von meinem Vater beſitze; und in dieſer Einſamkeit muß ich außer beſtändiger Pein und Not noch die ganze Laſt meiner Privatfeindſchaften und die aller meiner todten oder exilirten Genoſſen tragen. Ich will dir nicht ſagen, wie viel Gefahren ich in dieſem meinem ruheloſen Leben erduldet habe, immer auf der Flucht, hier und dort, von Berg zu Meer; und du weißt gar wol, wie die Streifereien der Häſcher und die anlandenden Galeeren der Genueſen ſo Küſte wie Berg, ſo Verweilen wie Flucht unſicher machen. Kurz und gut, in dieſem Zuſtand der Unſicherheit und Einſamkeit, und mürbe von Mühſal und Jahren, möchte ich mich lieber den Gefahren der Flucht ausſetzen; ich möchte lieber, wenn es Gott gefällt, Corsica und Italien für immer verlaſſen. Folge alſo dem Rat, den ich als redlicher Verwandter dir gebe: um dieſer Kleinigkeiten willen, die dich kränken, wende dich an die gewöhnliche Juſtiz, oder verzeih deinem Feinde; willſt du

aber weder das eine noch das andere, so folge meinem Beispiel und verlasse zum zweitenmal das Vaterland."

Ich erstaunte, daß er all die wirklichen Leiden und Verluste, um die ich klagte, Kleinigkeiten nannte, und noch einmal und mit mehr Feuer setzte ich ihm alles aus einander. Ich gebrauchte alle Gründe, mit welchen die Leidenschaft ihre eigenen Ausbrüche zu färben und zu rechtfertigen pflegt; ich sagte ihm, daß Verzeihen oder Auswandern mir nicht allein den größten Schaden bringen, sondern auch meine Familie noch größeren Gefahren aussetzen würde; denn wiche ich der Uebergewalt eines andern, so sei ich nicht allein dem Spott aller meiner Landsleute oder Freunde und Feinde preisgegeben, sondern ich und meine Nächsten müßten den Hohn der Feigsten ertragen, welche immer die Ersten seien, gegen einen schwachen Flüchtling oder einen Ungerächten gemeine Sache zu machen. „Also," sagte ich, „wenn ich an meinem Feinde nicht die schuldige Rache nehme, kann ich in meinem Dorfe mit Sicherheit und Ehre weder wohnen, noch es verlassen. Was aber die Zuflucht zur Justiz betrifft, wo ist diese heute in Corsica? Und was kann ich von unsern Behörden gegen einen reichen und mächtigen Feind hoffen? Du kennst die traurige Lage des Königreichs in diesen verworrenen Zeiten; sie ist der Art, daß wenn ich einst deinem Rat folgte, und ich will nicht sagen Corsica, sondern mein Haus und mein Dorf verließe, ich es allein thäte, um mich den Feinden dieser Regierung, den freien Verteidigern des Vaterlands anzuschließen."

„Dies," unterbrach mich Galvano, „ist ein anderer Gegenstand, welcher mit unserer Sache wenig oder nichts zu thun hat. Weil du aber auf die öffentlichen Zustände zu sprechen kommst, so will ich dir sagen, daß ich dich mit solchem Leim leicht fangen könnte. Ich erinnere mich wol, daß ich in deinen Jahren mit diesem Gerede von Vaterlandsliebe in den Buschwald gelockt ward; sie ist im Grunde nichts als Eigenliebe oder persönlicher

Haß gegen dieſen und jenen; ich merkte es leider erſt, als es zu ſpät war umzukehren. Aber ich ward rechtſchaffener als meine Genoſſen, denn wenigſtens lachte ich ſeither immer hell auf, wenn ſie mir von Vaterlandsliebe ſprachen. Du ſiehſt, Pietro, daß ich weder ſelbſt betrogen ſein, noch andere betrügen will. Halte dich alſo, wenigſtens für jetzt, an meinen erſten Rat: kehre friedlich in dein Dorf zurück, und noch einen Monat lang bemühe dich auszuweichen, nichts zu wiſſen, und wo möglich den Trotz und die Herausforderung deines Feindes zu ertragen. Mittlerweile wirſt du Muße haben, mit reiflicher Ueberlegung dich zu entſchließen; denn jetzt iſt dein Blut in Wallung, und ich weiß nicht, ob dir der Kopf auf dem rechten Flecke ſitzt. Haſt du dann nach dreißig Tagen dein Gefühl nicht geändert, ſo erwarte ich dich hier unfehlbar am dreißigſten Tage, und ſei ſicher, wir werden dann ein Heilmittel ausgefunden haben."

Nach meiner Rückkehr nach Felce dauerte in mir der Groll gegen meinen Feind fort; aber entſchloſſen, den Rat meines Ohms treu zu befolgen, bemühte ich mich, ſo viel als möglich einſam und unbemerkt zu leben. Ich floh den Anblick und die Begegnung meines Feindes, ſelbſt meiner Mitbürger. Und obwol dieſe erzwungene Einſamkeit und die ungewöhnliche Unthätigkeit mich nachdenklicher und empfindlicher machten, fand ich doch die Kraft, den unaufhörlichen Uebermut meines herausfordernden Feindes zu ertragen. Sein Haß gegen mich war, wie ich glaube, von einem verſteckten Aufſtachler ſchlau genährt worden, einem Menſchen, der meine Worte und Handlungen ihm hinterbrachte. Ich ſpreche von einem jener Uebelſtifter, die ſich zwiſchen zwei Feinde drängen und die Handlungen des einen übertreiben und verſchlimmern, aus verſtelltem Eifer für den andern und mit dem heimlichen Plan, beiden zu ſchaden. Als nun mein Feind, durch ſolche Einflüſterungen aufgeſtachelt, mein Schweigen und meine offenbare Indolenz ſah, fand er doch das Mittel, mich in Harniſch zu jagen. Er bediente ſich ich weiß nicht welches

Vorwandes, um ſeinen alten und neuen Groll gegen einen würdigen Geiſtlichen zu wenden, meinen teuerſten Blutsverwandten; er wußte wol, daß ich dieſe neue Beleidigung als eine perſönliche betrachten müſſe, weil ſie in der That aus Haß gegen mich gegen einen unſchuldigen Vetter gerichtet war. Wie ich nun jenen tugendhaften Greis um das Beneficium einer erblichen Kaplanei gebracht ſah, und ſogar eines Sonntags in der Kirche ſeinen Namen laut von der Tafel ableſen hörte mit öffentlicher Drohung, oder mit dem Todtengruß des Pater noster, als ich ſah, wie er gezwungen war, ſich außerhalb ſeiner Pieve einen Zufluchtsort und das Brod zu erbitten, da freilich ging mir die Geduld aus, und am feſtgeſetzten Tage ſuchte ich Galvano auf, am bezeichneten Ort auf dem Berge Sant' Aleſſio.

Ich trug ihm, und nicht ohne gerechte Uebertreibung, meine zweite Klage vor, ich erzählte ihm, wie die Frevel meines Feindes meinen Vetter und mich ſelbſt zur Flucht aus dem Dorfe gezwungen; ich fügte hinzu, wie die wiederholten Beleidigungen eines ſolchen Menſchen gegen einen ſeiner Neffen eine offenbare Nichtachtung ſeiner ſelbſt bekundeten, und wie er wenigſtens aus Verwandtenpflicht an meiner gerechten Rache Anteil nehmen müſſe.

Galvano hörte aufmerkſam und ruhig meine neue Klage an, aber bei dem letzten Vorſchlage zog er die Augenbrauen zuſammen. „Ei," rief er, „ſprich die Wahrheit, kamſt du her, daß ich allein mich mit deiner Rache belade? Bin ich in deinen Augen ſo elend und verworfen, daß du mich wie ein feiles Werkzeug deines Haſſes, oder, wie man ſagt, wie deine Lanze zu gebrauchen wähnſt?"

„Nein," antwortete ich, „ich kam nur, um von dir Rat und Hülfe zu erbitten; und wenn du in dieſem Falle ſie verweigerſt, werde ich den Weg zu Gigante finden, und ſei es wie es ſei, ich bin entſchloſſen, auf jede Weiſe mich ſelbſt zu rächen." — „Wenn du," antwortete Galvano, „wirklich feſt in dieſem Entſchluſſe biſt, ſo glaube ich, brauchſt du wenig Rat. In Wahrheit,

was hindert dich, dem Beiſpiel deines Gegners zu folgen und ihm Gleiches für Gleiches zurückzugeben?“

Hier begann der Bandit mir alle Arten, andern zu ſchaden, anzugeben, wie ſie die böſeſten Menſchen anwenden, d. h. Felder und Weinberge zu verwüſten, die Einmieter zu bedrohen, die Ackersleute, die Zeugen, die Richter einzuſchüchtern, den Feind und ſeine Partiſanen zu bedrohen und zu denunciren, eigene Freunde und ſeine Feinde zu ſeinem Schaden ins Complot zu ziehen.

„Ich nun,“ fuhr er fort, „könnte dich, wenn ich wollte, in allen dieſen Stücken thatſächlich oder durch die Protection meiner Vertrauten unterſtützen, und wiſſe, daß ich deren nicht wenige unter den Reichen und Betitelten zähle, die mich im Notfall unterſtützen würden. Denn da wir Banditen Alle nötig haben, müſſen wir es dahin bringen, daß auch Alle unſer im Guten oder Schlimmen einigermaßen benötigt ſind. Daher mangelt es uns keineswegs an freiwilliger Freundſchaft und gefälliger Clientel, noch an edlen Gevatterſchaften und, wenn es Not thut, an gelahrten Secretären. Ja, zwiſchen zwei ſtreitenden Parteien hält der Bandit immer das Gleichgewicht, und der Neid der Familien ernährt uns. Doch um auf unſern Gegenſtand zurückzukommen, glaube meinen Jahren und meiner Erfahrung: alle jene Repreſſalien, alle jene Angriffe, die ich dich lehrte, ſind ein ewiges Hin und Her, das dich früh oder ſpät nötigt, zu ſterben oder ſterben zu laſſen. Und ſage mir dreiſt, haſt du den Mut, zwiſchen dieſen Gefahren zu ſtehen? Haſt du den Mut, wenn du, ſtatt zu ſterben, ein Mörder werden ſollteſt, alle die Folgen davon zu ertragen? Denke ernſtlich nach, Pietro: dieſe Frage iſt nicht zufällig, ich thue ſie mit Abſicht, denn biſt du von jetzt ab zu jenem Schluß bereit — ſag' mir — wäre es dann nicht beſſer, daß du begänneſt, wo du aufhören müßteſt? So wirſt du wenigſtens die Freiheit der Wahl zwiſchen beiden Entſchlüſſen haben.“

Es war kaum vierundzwanzig Stunden her, daß die Cabalen meines Verfolgers mich und meinen Verwandten zur Flucht aus der Heimat gezwungen hatten; daher faßte mich jene wiederholte und dringende Frage Galvano's gerade im heißesten Zorngefühl, in der wildesten Rachluft, und ich bekenne, daß ich in jenem Augenblick dem heftigen Vorschlag des Banditen bejahend antwortete.

„Ich nehme dich beim Wort," sagte er; „und weil du das Herz hast, den mutigsten und kürzesten Entschluß zu fassen, so verdienst du mein Vertrauen und meine Hülfe. Auf! nimm deine Lanze, komm mit mir und glaube mir, es wird der morgende Tag nicht untergehen, bevor dir genug geschah, nein, nicht einmal der heutige."

Indem er so sprach, blieb er einen Augenblick stehen, wie in Gedanken, und nachdem er den Mond genau betrachtet hatte, wie die Banditen pflegen, fuhr er fort: „Nein, so lange dieser Vollmond dauert, kann man nichts thun, aus Liebe zum Octavarium des heiligen Pancrazius. Du mußt dir merken, daß dieser Heilige der Advocat und Beschützer der Verbannten ist, und ich im besondern achte diese Woche wegen eines feierlichen Gelübdes heilig. Vor dem Neumond, der auf den ersten Tag nach der Octave fällt, würde ich mir ein Gewissen machen, irgend wen zu schädigen, wäre es selbst ein Catalan oder ein Genueſe; ja ich würde nicht einmal gestatten, daß ein anderer in meiner Begleitung einem Menschen ein Haar krümmte. An einem dieser Tage — es sind jetzt gerade drei Jahre — verwundete mich der Pfeil eines Spaniers zwischen den beiden Knochen des rechten Beins, ohne mich sehr zu beschädigen. Hätte er nun aber zufällig einen oder den andern Knochen zerbrochen oder zersplittert, so würde die Wunde tödtlich gewesen sein; denn sie würde mich gegen mich selbst zu einem schlimmen Dienst gezwungen haben. In ähnlichen Fällen sah ich, wie einer meiner Genossen dem andern solchen Dienst leistete, versteht sich, auf seine Bitte." Während er dies sprach, ließ er aus seinem Aermel den blanken

und ſchon etwas abgenützten Knauf eines kleinen Dolchs hervor blicken. — „Seit jenem Gelübde," fuhr er fort, „mache ich an dieſen Tagen gleichſam Ferien, oder vielmehr Abſtinenz. Und das ſollſt auch du mir dem Heiligen zu Liebe halten. Ich werde dieſen kurzen Waffenſtillſtand benutzen, um dich zu belehren und für dieſes neue Kriegsleben ein wenig geſchickt zu machen. Vertraue dich, Pietro, meiner Schule, und binnen acht Tagen hoffe ich dich in einen neuen Menſchen verwandelt zu ſehen. Ja, weil du meinen Freund Gigante aufſuchen wollteſt — ja wol, in wenig Tagen beſuchen wir ihn, und, merk' es dir gut, hier auf eben dieſer Stelle."

So ſprach der Bandit und dann warf er ſeine Kapuze und den Ranzen über die Schulter und fügte hinzu: „Erinnere dich, daß deine, ich wollte ſagen unſere Rache bis zum Neumond vertagt iſt. Aber du mußt ſie von jetzt an als vollzogen anſehen, d. h. du mußt von jetzt an als guter Rekrut und Kamerad mit mir leben und handeln."

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, ſo veränderten ſich mit einemmal ſein Weſen und ſeine Sprache; ja ſeine Geſichtszüge wurden andere, ſo daß es ſchien, er nahm nun den Namen und das Antlitz des Galeazzino und der eiſernen Maske an und mit ihm alle ſchrecklichen Attribute jener Kämpfernamen. Er ſchien mir fürwahr in einen andern Menſchen verwandelt, als er den Sturmhelm auf das Haupt geſchnallt und die Viſirmaske herunter gelaſſen, die Muskete ergriff und mit kurz abgebrochenem und herriſchem Ton mir befahl, voran zu marſchiren gegen den Berg Punta a tre Pievi.

Während ich nun, wortlos, mit geſenktem Haupte die Straße einſchlug, lief ſeine Dogge Brusco, ſchon an ſolche Wanderungen gewöhnt, und als wüßte er die Gedanken ſeines Herrn, knurrend voraus, und er litt nicht, daß ich ihm auch nur einen Schritt voran that.

Ich hatte von Manchem die Waghalſigkeit, die Freiheit und

die Macht der „Männer vom Buſchwald“ rühmen hören, und obwol ich ein wenig wider Willen dem unerwarteten Befehl Galvano's gehorchte, ſo hatte ich doch aus jugendlicher Lebhaftigkeit eine Luſt daran, einige Tage lang dieſes wilde, zügelloſe und von aller öffentlichen Meinung und allem Geſetze freie Leben nicht allein kennen zu lernen, ſondern ſelbſt zu leben. Außerdem war ich ja den Nachſtellungen meiner Dorfgenoſſen entgangen, und ich fühlte mich ſicherer in der Geſellſchaft dieſes fürchterlichen und verzweifelten Mannes. Frei alſo in meinem Gefühl und in meinem Haß, empfand ich nicht einmal, in welche ſchreckliche Abhängigkeit ich mich eben gegeben hatte; ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß ich nicht allein meinen Feind nicht mehr zu fürchten brauche, ſondern daß ich ihm furchtbar werden müſſe, ſobald er erfuhr, welchen verzweifelten Entſchluß ich gefaßt hatte.

Noch nie zuvor hatte ich mich ſo unabhängig gefühlt, noch nie ſo ſehr als Herr meines ganzen Weſens, als wie ich vom Gipfel der Rotonda und des Calleruccio mit einem Blick die ganze Küſte der Inſel umfaßte, von den Ebenen von Salenzara bis zur Spitze des Cap Corſo. Ich war nun zum zweitenmal aus meinem heimatlichen Tal getrieben, und ich betrachtete mit Erſtaunen jene weite und herrliche Anſicht. Von dieſer Entfernung aus ſah ich hinab in die Nebel und Schlünde meiner Pieve, und kaum unterſchied ich die Häuſer von Petricaggio, klein wie eben ſo viele Bienenſtöcke.

Galvano ruhte mit mir über dem Gipfel von Calleruccio. Er hatte ſeinen Ranzen, ſeinen Helm und das Viſir auf die Erde abgelegt, und nachdem ich nun ein wenig Odem geſchöpft, weigerte ich mich nicht, ihm zu Liebe den Mantelſack und jene Rüſtung auf mich zu laden und die Bergſteile hinabzutragen. Aber ich hatte noch nicht eine halbe Meile zurückgelegt, als ich, ſchweißtriefend und atemlos, zu ihm ſagte: „Ich begreife nicht, wie ein Bandit, der doch flink zu Fuße ſein ſoll, ſich die Laſt

ſolchen Gepäckes aufbürden mag." — „Du weißt alſo nicht," antwortete jener, „daß der Flüchtling ſein Haus auf dem Rücken trägt, wie die Schnecke?"

Und hier ſagte er mir, daß ſchon das Zurücklaſſen eines ſeiner Schuhe an irgend einem Ort ſeinen Aufenthalt verraten würde; und er erzählte mir von einem Banditen mit Namen Sette-Fiati (Sieben-Lunge), und bekannter unter dem Namen Micione, weil er die Katze ſo gar geſchickt nachmachen konnte, wie der viele Jahre lang die Verfolgungen der Juſtiz hintergangen hatte und endlich doch in die Hände der Häſcher gefallen war, weil ihn im Grunde einer Höle eine Spur verriet; den Spion aber hätten gemacht ein kleines Crucifix und eine Kürbisflaſche.

„Merke dir als Regel," fügte er hinzu, „daß in dieſem Ranzen all meine Notdurft enthalten iſt, d. h. Lebensmittel, ein wenig Wäſche, Koch- und Schreibebedarf, der Stal, ein Päckchen Sublimat, desgleichen eines mit Wundſalbe und zwei Bücher, die Canzonen des Petrarca und der Sterbende Chriſt des Pater Guglielmo von Speloncato."

Unter den verſchiedenen Kleinigkeiten, welche Galvano's Ranzen enthielt, will ich ein ſeltſames Gerät nicht vergeſſen; es war dies eine Glocke, jener des Tintinnajo ähnlich, welche Galvano als Signal diente, wenn er mit jenem Banditen eine Zuſammenkunft hatte. „Mir gab ſie Gigante," ſagte er, „und er hat mich gelehrt mit ihr zu fragen, zu antworten, ja ſelbſt von einem Felſen zum andern mich zu unterhalten. Er lehrte mich auch jenes Geläute der Kuh nachahmen, wenn ſie weidet, und dieſer Ton hat mir mehr als einmal das Leben gerettet; denn oft hat er im Gewirre des Buſchwaldes die Häſcher von meinen Spuren abgelenkt."

Wir entfernten uns immer mehr von der Pieve von Aleſani, und bald durchſchritten wir das tiefſte Gebüſch, bald liefen wir, um unſere Fußſpur zu verbergen oder kein Geräuſch zu machen,

baarfuß über das Dornicht und den ſpitzigen Kies der Wildbäche. Ich erinnere mich, daß wir nie zwei Nächte hintereinander an demſelben Ort verweilten, und wegen einer Raſt von fünf oder ſechs Stunden, die wir an irgend einem Orte nahmen, waren wir dann gezwungen, uns in Eile 25 oder 30 Millien zu entfernen, um die Verfolgungen der Feinde und des Gerichts zu täuſchen. Aus demſelben Grunde nahmen wir täglich eine entgegengeſetzte Richtung, immer von Oſt nach Weſt, von Weſt nach Oſt, und durch die waldigſten und unzugänglichſten Gegenden. Nie hielten wir an, außer wenn es nötig war, uns durch Speiſe und Schlaf zu ſtärken. Mit dieſen mühſamen Zickzackwanderungen glaube ich in der Länge und Breite ein gutes Dritteil Corsica's durchirrt zu haben; und als nun unſer Mundvorrat ausging, ſagte ich zu Galvano, daß ich ohne Speiſe dieſes beſtändige und zielloſe Laufen ſchwerlich ertragen könne.

Wir wollten uns von der Hitze des Tages erholen und machten eine lange Raſt im Schatten eines Eichengebüſches, wo der Berg von S. Appiano ſich gegen die Täler von Aleſani hinab erſtreckt. Ich irrte kreuz und quer durch jene alten Urwälder, und da ich nichts fand als Eichelhülſen und fette Gräſer, wegen deren jener Berg berühmt iſt, pries ich Galvano meine Geſchicklichkeit, Eber und Haſen mit dem Pfeil zu treffen, und ich erbot mich für unſere Malzeit reiches Wildpret zu liefern.

„Da ſieht man," antwortete Galvano, „daß du noch ein Knabe biſt, denn du glaubſt wahrlich, hier mit mir auf einer Luſtjagd zu ſein. Schlag dir, ich bitte dich, dieſen Einfall aus dem Sinn, und ſchone deine Pfeile und deine Lanzenſpitze für eine ernſtere Gelegenheit. Merke dir, daß wir weder das Wild jagen, noch ſein Fleiſch röſten können, ohne unſern Feinden und dem Volk uns zu verraten; würden dieſe den Hund bellen hören oder den Rauch des Feuers ſehen, ſo möchten ſie leicht auf uns ſelber Jagd machen. Aus all dieſen Gründen pflegen

wir Banditen mit dem Wild in Frieden zu leben, und wir eſſen nur geſalzenes Fleiſch. Ich will dir ſagen, daß mein Brusco ehemals ein trefflicher Jagdhund war; aber gegenwärtig hat er allen Geruch verloren, außer wenn es gilt, die Catalanen und Bisogni zu packen, und wahrlich, er erkennt ſie am Atem und faßt ſie beſſer als eine Dogge den Haſen."

Hierauf zeigte er mir ein fettes Kalb, welches auf einer nahen Weide graste, und ſagte mir, daß wir nicht einmal dieſes uns aneignen dürften; auch ſei es eine Schurkerei, ein fremdes Thier zu tödten, nur um es zu eſſen, und könnte nicht minder gefährlich ſein, weil es die Zahl der Feinde ohne Not vermehrte. — Ich antwortete auf dieſe Reden kein Jota, aber meine Miene mußte ein wenig verändert und beſtürzt erſcheinen, denn er ſah mich ſcharf an und fügte hinzu:

„Du leideſt, Pietro, ich ſehe es; aber du würdeſt weniger empfindlich und bekümmert ſein, wenn du dich beſſer deſſen erinnerteſt, was dich dein Feind hat erdulden laſſen; ja es wäre nicht übel, hätte er dir einen guten Denkzettel mitgegeben. Auf und Mut gefaßt! und merk' auf eine andere Belehrung! Gib wol Acht, mit mir heiter und guten Muts zu ſein und mir weder Trübſinn noch Mißtrauen zu erregen; denn was iſt das für eine Rachluſt, die nicht drei Tage der Nüchternheit aushält? Willſt du, daß ich dir trauen ſoll, ſo halte mir wacker den Hunger aus und gewöhne dich, wie wir zu ſagen pflegen, die Quareſima des Teufels durchzumachen."

Bei dieſen letzten Worten fühlte ich meine Knie ein wenig zittern; aber ich wollte meinen Gefährten von meinem guten Willen überzeugen, warf mein Mißbehagen ab und beeilte den Schritt aufwärts über die Flanke des Berges von Mutari.

Als wir beim Portello angelangt waren, das heißt an jener Oeffnung des Berges, durch welche von jener Seite das Tal von Aleſani ſich aufzubrechen ſcheint, befahl mir der Bandit, aus Furcht vor dem gefährlichen Ort, von der Straße abzu-

lenken. Ich mußte nun ihm auf den Ferſen die Felſen empor klettern, die jenen Schlund überragen. Alſo kroch ich auf Händen und Füßen bis zum letzten Block hinan, und dort oben warf ich mich, von der Mühſal erſchöpft, unter einen Baum. Dann betrachtete ich mit einem gemiſchten Gefühle von Freude und Kummer zum zweitenmal meine Pieve wieder.

Wir machten uns wieder auf und kamen an einen Ort, von wo wir das Dorf von Felce erblickten und ſogar die Balkone und die Schießſcharten meines väterlichen Hauſes und die meines Feindes. Galvano zeigte mir der Reihe nach meine Felder und Gehege, welche teils mit Gewalt in Beſitz genommen waren, teils offen und unverteidigt da lagen. Jener Haß, welchen die Entfernung und ſo viele Strapazen bisher in meinem Herzen eingeſchläfert hatten, erwachte plötzlich bei dieſem Anblick in voller Heftigkeit. Mattigkeit, Melancholie, Furcht, Hunger, alles war mit einemmal vergeſſen; ich fühlte nichts als Haß und Rachegroll, und ſelbſt der Gedanke der erduldeten Mühen reizte die Wut gegen meinen Feind auf, ſtatt ſie zu mindern, und ließ mich ihm allein alle jene Leiden und meine eigene Torheit aufbürden.

So ſtand ich von dieſen Gedanken bewegt, als Galvano zu mir ſagte: „Schau, Pietro, Pirelli liegt nahe und du haſt Speiſe nötig. Ich gebe dir eine Stunde Zeit; geh in jenes Dorf nach Lebensmitteln, oder vielmehr treibe meine Steuer ein. Ehe du dich aufmachſt, haſt du jedoch zwei Marken nötig, die eine für die Perſonen und die andere für mich ſelber. Sieh, hier iſt ſie!" Und alſogleich ſtieß er einen hellen Pfiff aus und ſagte mir, daß dies das Zeichen für die Genoſſen und die Verwandten ſei. Hiebei erzählte er mir, wie einſt ein Bandit aus Irrtum ſeinen Bruder getödtet hatte, während dieſer ihm heimlich das Brod aus dem Hauſe zutrug; denn er hatte nicht das Zeichen gegeben.

„Die andere Marke," fuhr er fort, „iſt das erſte Pfand des

Vertrauens und der Freundſchaft, das ich dir gebe, und es wird ein unfehlbar Mittel ſein, reichlichen Vorrat zu ſchaffen. Schau, dieſes Gewehr gehörte einſt einem meiner berühmteſten Vorgänger. — Und mit dieſen Worten ließ er mich den Namen Sanſone leſen, den ich dem Gerücht nach ſchon kannte und der mit einer Dolchſpitze auf dem Musketenkolben eingeritzt war; und während ich bei dieſem Anblick mich zwang, meine Furcht zu verbergen, ſagte er: „Nimm, nimm dieſe Flinte! Was? du haſt Angſt? Geh dreiſt nach Pirelli mit dieſem Grillenverſcheucher; fordere im erſten beſten Hauſe Lebensmittel für unſern Bedarf und zähle darauf, daß du einen Creditbrief in Händen haſt; denn es weiß ein jeder, daß Brod und Wein verweigern uns den Krieg erklären heißt, und wahrlich, wir machen zwiſchen dem, der uns durchs Schwert, und dem, der uns durch Hunger umbringen will, keinen Unterſchied.“

An dem Namen Sanſone erkannte ich die Waffe, welche einſt Brandolaccio da Caſacconi, den Bergbanditen, berühmt und furchtbar gemacht hatte; ich bedachte, welcher Gefahr ich mich ausſetzte, wenn ich eine Botſchaft ausrichten ging, dieſen ſchrecklichen Geleitsbrief in der Hand. Hiemit lief ich ja Gefahr, allen Menſchen, Bekannten und Unbekannten, Freund und Feind den Frieden für immer aufzuſagen. Ich erkannte nun die fürchterliche Lage, in die ich mich von dem Augenblick an verſetzen mußte, ſo bald ich mich in Pirelli mit dieſem wahrhaften Banditendiplom blicken ließ.

Ich verbarg Galvano mein Widerſtreben und ſagte ihm, wie es auch die Wahrheit war, daß ich mich ſtark genug fühlte, den Hunger bis zum folgenden Tag auszuhalten. Auf dieſes zog er ein Tuch aus der Taſche und gab es dem Hunde in das Maul; dann nahm er die Glocke aus dem Ranzen und hing ſie ihm an den Hals, damit, wie er ſagte, ihr Ton uns zum Zeichen diene, wenn der Hund wieder kam. Hierauf wies er dem Hund den Weg gegen das Kloſter des heiligen Franciscus.

Während nun das Thier, als wäre es ſtolz, jenes Zeichen zu tragen, in der Richtung aufs Kloſter fortſprang, wandte ſich Galvano zu mir und ſagte:

„Es freut mich, daß du bereit biſt, meine Enthaltſamkeit nachzuahmen; nur möchte ich auch ſicher ſein, daß du jenen Auftrag nicht aus Furcht abgelehnt haſt; ich will ſagen, aus Furcht als Erbe Brandolaccio's und Geſandter des Galeazzino zu erſcheinen. Wäre dies der Fall, ſo bedenke, Pietro, daß, wenn du vor ſechs Tagen deine Vendetta vollzogen hätteſt, du jetzt ein regelrechter Bandit wäreſt. Nun haſt du an jenem Tage mir das Wort gegeben, dich zu rächen, und deshalb biſt du vor meinen Augen bereits verurteilt. Sende getroſt von hier aus einen Kuß an alle vier Winkel deines Hauſes und denke, daß du der Juſtiz bereits den Handſchuh hingeworfen und, wie wir ſagen, das Sonetto empfangen haſt, d. h. die Sentenz in contumaciam. Wiſſe überdies, daß ein Menſch, der mit mir drei oder vier Tage gelebt hat, ſich von mir nicht trennen darf, ohne mich oder die Juſtiz, und, was ſchlimmer iſt, uns beide zu Feinden zu haben."

Alſo ſprach Galvano und machte mir mit dem Musketenlauf das gewohnte Zeichen, ihm voran zu gehen. Wir ſchritten nun vorwärts und gelangten im Abenddämmern an einen verlaſſenen Turm in einem tiefen Grunde, wenige Millien von Felce. Dort ſaß ich quer über einem Felſen und betrachtete ängſtlich den Neumond, welcher mit einem zweifelnden Schein die Spitze von St. Aleſſio kaum beſtreifte. So in Gedanken vertieft, hörte ich von ferne plötzlich ein Schellengeläute im Buſchwald. Im erſten Augenblick fürchtete ich die Ankunft des Gigante; aber bald erkannte ich Brusco, welcher ganz fröhlich daher ſprang, ein Bündel in ſeinem Maule.

„Da ſieht man," ſagte mein Gefährte, „daß dieſes Thier den Auftrag beſſer ausgerichtet hat, als ein Menſch deines gleichen es würde vermocht haben." Und gleich ging er Brusco

entgegen, und nachdem er aus einem Tiſchtuche ein großes Brod von Roggenmehl und eine Kürbisflaſche voll Wein von Verde gezogen hatte, entblöste er ſeinen Dolch, um das Brod zu zerteilen, tauchte ein Stück davon in Wein und warf es dem Hunde in den Schlund; ſodann nahm er, wie gewöhnlich, die Muskete zwiſchen die Schenkel und aß behaglich auf dem Graſe. Ich trank gierig aus der Flaſche, und obgleich ich allen Appetit verloren hatte, zwang mich Galvano dennoch, mit ihm und Brusco jenes ſchwarze, ein wenig muffige Brod zu teilen und meine Portion bis auf die letzte Krume zu verzehren.

Hierauf fiel mir, da ich den Schlund von Felce nahe vor mir ſah, Tintinnajo oder der Bandit Gigante ein, und der Beſuch, welchen Galvano ihm zu machen mir verſprochen hatte. Ich fürchtete, mich zu dieſer Stunde dort zwiſchen jenen zwei Banditen allein zu finden, und wollte Galvano um Gigante befragen; aber ich hielt mich zurück, ich ſcheute mich ſogar, ſeinen Namen auszuſprechen. Er fing indeß ſehr vertraulich mit mir zu reden an, und um, wie er ſagte, den Schlaf und den Hunger zu hintergehen, begann er mir mehrere Züge aus ſeinem Leben zu erzählen.

„Mein Neffe," ſagte er, „laß dich das fortdauernde Mißtrauen nicht wundern, das ich bisher gegen dich beobachtet habe. Mißtrauen iſt bei mir eine Notwendigkeit, eine Gewohnheit. Es iſt, ſo zu ſagen, mein Talisman, meine Religion, die mich von Gift und Dolch befreit, und damit du erkennſt, wie ſehr ich Recht habe, dem Nächſten zu mißtrauen, will ich dir das unwürdige Ende jenes tapfern Brandolaccio erzählen. Du weißt ſicherlich, wie er durch Parentel und Gaſtfreundſchaft am Tiſche eines ſeiner leiblichen Vettern verraten wurde. Ich will dir nun dieſen Ort zeigen, an dem wir uns eben befinden, und du ſollteſt ihn wol vom Hörenſagen kennen; denn der bloße Name des Turms de' Pinzacchi erinnert ja jeden an den Verrat, der am Pfarrer Paganello von ſeinem Gevatter Criſtofano Appulo und

ſeinem Blutsverwandten Morazzano verübt ward. Du mußt die Umſtände dieſer Begebenheit gehört haben, aber weder die Art noch die geheimen Urſachen wirſt du kennen."

Nun erzählte er mir, wie der Pfarrer im Scharmützel gegen die genueſiſchen Banden die ganze Terra di Comune an der Spitze von fünfhundert Bewaffneten durchzogen habe, wie der Governatore Grimaldi, da er ihm nicht gewachſen war, ihm Verzeihung und Frieden anbieten ließ, und wie er, überzeugt, daß Paganello dieſem Anerbieten mißtrauen werde, heimlich Vincenzo da Chiatra, den Erzfeind jenes, vermocht habe, ihm die Wahrheit zu ſchreiben, d. h. ihm brieflich den Verrat, welchen er, Grimaldi, unter dem Anerbieten des Friedens verbarg, zu enthüllen. Auf dieſe Weiſe habe der Prieſter, viel eher dem Vorſchlag Grimaldi's als der Mitteilung ſeines Todfeindes Glauben ſchenkend, ſich eingebildet, daß dieſer aus Haß ſeine Verſöhnung mit dem Governatore hintertreiben wolle; ſo traute er eher dem Genueſen als dem Corſen, und wurde von beiden verraten.

„Ich war," fügte Galvano hinzu, „zur Vendetta in Novale zurückgeblieben, mit etwa zehn Parrocchianen, als Paganello hier mit Appulo, mit Morazzano und mit Guido von Pietrafanta Zwieſprach hielt, und ich erinnere mich, daß die Glocke der Pfarrkirche den drei Meuchelmördern das Zeichen des Verrates gab. Auf das Geſchrei der Angreifer und des Verwundeten eilte ich mit meinen Bewaffneten herbei, und da ich von dieſem hörte, daß Morazzano ſich meiner Verwandtſchaft und meines Namens bedient hatte, um die Hinterliſt auszuführen, ſtürzte ich voll Wut auf die Verräter. Es ſchien mir die Zeit nicht kurz genug, mein Blut und meinen Namen von jenem Flecken der Schande rein zu waſchen, und ich war ſo glücklich, an eben dieſem Ort mit dieſer Lanze den Verräter meines Vetters zu durchſtoßen."

Dieſe Erzählung erregte mir Furcht und Schaudern; aber

weil ich damals die wahren Frevel des Paganello nicht kannte, empfand ich neben dem Schrecken ein gewiſſes Gefühl von Erbarmen und Liebe zu ihm und zu meinem Ohm. Mir gefiel vor allem an Galvano jene Empörung gegen den Verrat, und daß er Ehre und Freundſchaft dem Leben und der Verwandtenpflicht vorzog.

Wir waren mitten in dieſen Geſchichten, als der Bandit die Glocke von Novale anſchlagen hörte und plötzlich von dem Ort, wo er ſaß, auf die Füße ſprang. Er ergriff ſeinen Sanſone, und den Flintenlauf hierhin und dorthin wendend, ſpürte er rings in das Dickicht hinein. „Im Buſchwald," ſagte er, „darf man nicht einmal den Glocken trauen; ich weiß aus vielen Fällen, daß die Glocken oft zu den Häſchern reden; doch nein, hier iſt nichts zu fürchten: es iſt die Glocke des De Profundis."

Er legte die Muskete auf die Erde, nachdem er ſie bereits ſchußbereit gemacht hatte, und ſeine Eiſenhaube vom Kopf nehmend ging er von mir fort, über einem kleinen Gemäuer zu beten, und nachdem er auf den Knieen einige Gebete gemurmelt hatte, ging er, ſie über einem Gebüſche von Brombeeren und Neſſeln zu wiederholen.

„Unter jener Mauer," ſagte er mir hierauf, „liegt Paganello begraben, und unter jenen Neſſeln einer ſeiner Mörder, Simon von Arezzo, welcher den Seinigen ganz zuletzt zu Hülfe kam und der einzige war, der als guter Soldat gefochten. Ich habe für Freund und für Feind gebetet, denn ich lebe mit den Todten gern in Frieden. In jenem Kampfe trug ich nicht einmal eine Schramme davon, und hier leiſtete ich dem Pfarrer, nachdem ich ihn gerächt hatte, die Dienſte des Prieſters, der Schildwache und des Chirurgen, und endlich des Todtengräbers. Ich gab ihm ein verborgenes Grab, wie du ſiehſt, ſonder Namen und Kreuz. Was mich damals am meiſten kränkte, war dies, daß mein Gefährte bereits verſchieden war, als ich kaum hundert Schritte von hier die Leiche Morazzano's fand. Der

Schurke war in aller Stille ſterben gegangen, den Hügel hinunter, unter jene Steineiche. — Armer Paganello! ihm ward volle Rache, aber er hatte nicht den Troſt, ſie vollführt zu ſehen.“

Als Galvano mich bei dieſen Worten ſchaudern ſah, fuhr er fort: „Freilich, das ſind ſchlimme Dinge; aber wundere dich nicht, daß unter ſo vielen Feinden, die er hatte, gerade ich ihn tödten mußte. Ich hätte nicht ohne Schimpf leiden dürfen, daß ein Anderer die Hände in mein Blut tauchte; und wenn ein Anderer als ich meinen Vetter tödtete, ſo fiel mir die traurige Pflicht zu, ihn zu rächen; du weißt, ſo will es die Sitte des Landes. — Es war ſein Geſchick: er ſollte ungerächt ſterben.“

Welchen Eindruck auf mein Gemüt jene Todtengebete, jene Geſpräche machten, das läßt ſich eher denken als ſagen. Ein ſolch abſcheuliches und wahrhaft gottloſes Gemiſch von Mitleid, Religion und Barbarei erſchien mir zuerſt unerklärlich, beſonders an einem ſo verſtändigen Manne, als Galvano war; aber bald kehrte ich mit meinen Gedanken zu dem ſchauervollen Schauſpiel zurück, und ich bedachte, wie ein Uebelthäter auf der Flucht ſchwerlich wieder ein guter Menſch werden könne, ohne ſich tauſend Gefahren auszuſetzen. — Dennoch ſagte ich zu mir ſelbſt: der Gedanke an Gott iſt der einzige Troſt, der einem Menſchen übrig bleibt, welcher von ſeiner Familie getrennt, als Flüchtling und im Banne der Geſellſchaft lebt. Und ſchon fühlte ich die Wahrheit in mir ſelber; denn noch niemals zuvor hatte ich ſo viel an Gott und an das künftige Leben gedacht, als an dieſem Orte und in dieſem Augenblicke, das heißt nahe an jenen beiden Gräbern, im Anblick meines Heimatdorfes und im Begriffe, mich binnen wenig Stunden für immer von der menſchlichen Geſellſchaft und von aller Tröſtung und Sicherheit des bürgerlichen Lebens loszureißen.

Ich eilte, dieſen Ort trauriger Erinnerungen zu verlaſſen; ich folgte der Richtung des Hundes, welcher auf einen Wink

ſeines Herrn gegen den Schlund von Felce dahin ſprang. Je mehr ich mich von meinem Dorfe entfernte, je tiefer ich mich in die Schluchten und dicht bewachſenen Gründe verwickelte, von denen das Tal finſter iſt, deſto lauter fühlte ich mein Herz ſchlagen und ein nie empfundener Schauder durchbebte mich. Das Rauſchen des Gezweigs, das Schreien und Flügelſchlagen der Vögel jagte mich bald auf, bald hemmte es mir den Fuß. Der Schatten der windbewegten Aeſte, das leiſeſte Knurren des Hundes oder ſein Stilleſtehen, ſelbſt die vom Feuer geſchwärzten Stämme der Korkeichen, die bekappten Pfähle auf den Feldern, der ferne Rauch der Kohlenmeiler und Capannen, der Pfiff der Hirten in den Bergen erweckten mir Angſt und Gewiſſensbiſſe. Ich fürchtete meinen Begleiter, ich fürchtete mich vor mir ſelber; denn ſchrecklich war in mir der Gedanke an das verſprochene Verbrechen, und entſetzlich wieder die Reue ſelbſt, ſei es aus Haß, den ich noch heimlich gegen meinen Feind nährte, ſei es aus Furcht, meinen Erzfeind in meinem eigenen Begleiter zu finden.

Ungefähr eine Meile jenſeits des Schlunds von Felce hielten wir an. Ich ſah, daß Galvano dort über Nacht bleiben wollte, und ſuchte ein Lager, wo ich mich ruhig bergen dürfte. Ich dachte nicht mehr daran, daß ich Gigante antreffen ſollte, und während des Geſprächs mit meinem Gefährten hatte ich jede Erinnerung an ihn vermieden. Ich hielt mich ſogar zurück, Galvano zu andern Vertraulichkeiten aufzufordern, und wahrlich, jedes neue Geheimniß, das er mir enthüllte, laſtete auf meiner Seele; es ſchien mir wie eine neue Feſſel, die mich an ihn band. Aber er ſagte mir, daß er mir ein letztes Geheimniß offenbaren müſſe, und indem er mich an ſein Verſprechen erinnerte, mir hier Gigante's Bekanntſchaft zu verſchaffen, begann er von ihm zu reden. Und wer kann mein Erſtaunen faſſen, als ich hörte, daß jener berühmte Hauptbandit, welcher ſchon ſeit ſo langer Zeit Corſica erſchreckte, im Buſchwald von einem Pfeil ver-

wundet worden, ja daß er ſchon vor zehn Monaten geſtorben war?

Galvano entſchuldigte ſich, daß er mir dies bisher verſchwiegen hatte: „denn es iſt, ſagte er, ein Geheimniß, welches allen, ſelbſt dem Bogenſchützen, der ihn traf, unbekannt iſt.“

Bei dieſen Worten ſtand ich zwiſchen Furcht und Schrecken geteilt. „Weißt du es gewiß,“ fragte ich hierauf, „daß Gigante todt iſt? In der That ſagte das Gerücht, er ſei krank; aber man hielt es für eine Liſt, und ſicherlich glauben ihn heute im Dorf alle am Leben, und daß er noch lebt und das Regiment führt, das zeigen wol ſeine Feinde, die noch immer im Hauſe ſich verrammelt halten, und noch mehr ſeine Freunde, welche frank und frei auf den Plätzen umherſchwärmen, befehlen, Steuern auflegen und den Behörden Geſetze vorſchreiben. Alſo, entweder ſtarb Gigante in dieſen zwei Wochen, oder er lebt noch heute.“

„Du begreifſt wol,“ antwortete Galvano, „daß ich dir für einen ſolchen Mann keinen Todtenſchein vom Pfarrer aufweiſen kann; aber ich kann dir verſichern, daß er ſich diesmal nicht verſtellt. Er iſt wirklich todt.“ Und nun zeigte er mir in einem Dorngebüſch den Ort, wo, wie er ſagte, die Leiche ſich hineingekauert habe, einen Brunnen, Serpajo genannt, trocken, mit halb zerbröckelter Umfaſſungsmauer, und ſo tief, daß er ſelbſt den Geruch verbarg.

Trotz dieſer Erklärungen Galvano's hatte ich über Tintinajo's Tod meine begründeten Zweifel. Ich war eben aus dem Dorfe gekommen, und wußte, daß man die Verwandten des Banditen beſchuldigt hatte, ihm in dieſen verfloſſenen Monaten ein Aſyl gegeben zu haben, daß man ſie ſogar thatſächlicher Mitwirkung bei einer ſeiner neueſten Frevelthaten angeklagt hatte. „Eben deswegen,“ fügte ich hinzu, „ſind ſeine Vettern noch jetzt im Kerker. Sollten ſeine eigenen Verwandten nach ſo langer Zeit ſeinen Tod nicht wiſſen? und wenn ſie ihn wiſſen,

ſollten ſie das Gefängniß erleiden wollen, um das Anſehen zu bewahren, das ihnen der verwandte Bandit verleiht?“

Dieſe zwei Mutmaßungen ſchienen mir gleich unmöglich, und Galvano wußte oder wollte mir nichts erklären. Aber wol wiederholte er mir, daß Gigante weder Uebles noch Gutes mehr verüben könne. Er ſagte mir hierauf, daß ſeit dem Tode Brandolaccio's, und ehe ich ſein Genoſſe geworden, Gigante's Name ſein Geleite und ſein Schirm, und das Geheimniß von ſeinem Tode ſechs Monate lang ſeine einzige Sicherheitswache geweſen ſei. „Und binnen zwei Tagen wird es auch deine Sicherheitswache ſein,“ fügte er hinzu und legte den Finger an den Mund, zum Zeichen, daß er mir Stillſchweigen anempfehle.

Ich wollte dieſes traurige Geſpräch abſchneiden; ich wandte mich von Galvano, um in einer nahen Grotte mich zu bergen und, wie ich ſagte, mich vor dem feuchten und kalten Winde zu ſchützen, der vom Bergſchlund herwehte; aber er verbot es mir. Er ſagte mir, daß der Bandit in ſeiner eigenen Pieve unter offenem Himmel ſchlafen müſſe, daß er nie in eine Höle kriechen dürfe, außer zur Zeit des Sturms und des Schneefalls. Einzig meinen Bogen ſollte ich in die Grotte tragen, damit, ſagte er, die Sehne nicht von der Nachtkälte zerſpringe. „Und gib Acht, dir die Kapuze feſt überzuziehen, daß du nicht einen Katarrh davon trägſt. Die Jahreszeit iſt gut und dieſe Luft hier ſehr geſund, aber ein wenig rheumatiſch; und der geringſte Huſten, der dich befiele, würde uns verderblich ſein, zumal am morgenden Tage.“

Alſo wickelte ich mich in meinen Mantel, und erſtarrt vom Hunger, von der Angſt und der Kälte, legte ich mich auf die nackte Erde nieder. Ich gab mir Mühe, mich ſchlafend zu ſtellen, aber ich dachte daran, wie die Thiere, welche vom Menſchen am meiſten verfolgt ſind, ruhiger und ſicherer ſchliefen, als wir. Die düſtern Begebenheiten, die in dieſer Gegend vorgefallen waren, und die Unthat, welche wir auf morgen feſtgeſetzt hatten,

ſtellten ſich abwechſelnd mit allen ihren ſchrecklichen Folgen vor meinen Geiſt hin. Kurz zuvor hatte mich die Nachricht vom gewaltſamen Tode jenes fürchterlichen Banditen in etwas aufgerichtet, aber jetzt jagte mir eben dieſer Todesfall, und der Gedanke, daß auch ich ſelber die Partei und den Namen der Sette-jàcari erwählen ſolle, einen doppelten Schrecken ein. Ich dachte an jenen Brandolaccio, deſſen Name für mich in meiner Kindheit ein Wort des Entſetzens und Abſcheus geweſen war; und doch hatte ich ihn nur eben zum erſten mal mit Ruhm von meinem Begleiter ausſprechen hören! Ich hatte in meiner Kindheit, als ich mit andern Corsen in der Romagna war, von den wilden und fürchterlichen Thaten und Reden jenes Mannes erzählen hören; ich erinnerte mich, wie er in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren ſich rühmte, genug gelebt zu haben, weil er alle ſeine Feinde überlebt habe; ich erinnerte mich, wie ich ohne Betrübniß die Nachricht von ſeinem Tode vernommen, und wie ich dieſelbe Teilnamloſigkeit, um nicht zu ſagen Freude, in den Zügen meiner Genoſſen geſehen hatte. Ich ſelbſt hatte bei jener Gelegenheit die Fremden mein Vaterland ſogar verhöhnen hören, und ich dachte bei mir: du ſollſt ein elendes Leben führen, ſchlimmer als das des Wildes, um verhöhnt zu ſterben, um die eigene Familie und das eigene Vaterland mit Schmach zu beladen!

In jener tiefen Stille, in jener Einſamkeit ward der Gedanke an die Gegenwart Gottes größer und größer in meinem Herzen: er umfaßte und unterwarf alle andern Mächte meiner Seele. Während dieſer unfreiwilligen und heftigen Betrachtungen erweckte mir nicht allein der Gedanke an die zu begehende Unthat, ſondern die Genoſſenſchaft des Banditen ſelber Gewiſſensbiſſe und ſchien mir ein fortgeſetztes Verbrechen.

In ſolchen Gedanken unterbrach mich Galvano, welcher, in ſeine Kapuze gewickelt, eben an meiner Seite ſich niederlegte. Nach der Weiſe der Flüchtlinge kreuzte er ſeine Beine mit den

meinen und nahm die beiden Zipfel meines Mantels in die Hand, und hierauf ſchien er mir einzuſchlafen. Ich wußte in der That nicht, ob er wie ich ſich ſchlafend ſtellte, oder ob ſein Schlaf nur leicht und unruhig war; aber bei der geringſten Bewegung, die ich mit dem Fuße oder mit der Seite machte, bei jedem ſeufzenden Odemzuge fühlte ich ihn zuſammenfahren und hörte ihn dann murren, oder gleichſam trocken huſten, als murrte er, und dieſem Tone antwortete das Winſeln und die Bewegung des Hundes, welcher ſich uns zu Füßen hingekauert hatte.

Furchtbar, ſchrecklich war für mich jene durchwachte Nacht; ich fühlte alle Mühſal, die ich während dieſer acht Tage an Leib und Seele erduldet hatte, und indem ich mir die erſte Rede zurück rief, welche Galvano ſelbſt über dem Berge von S. Aleſſio mir gehalten hatte, ſagte ich zu mir: „Wol! ich fühle noch nicht das Gewicht weder des Privathaſſes, noch des öffentlichen; ich fühle in meinem Herzen noch nicht den Gewiſſensbiß einer Schandthat, noch den Schimpf und das Zeichen des Cain auf meiner Stirne.“ Ich ſtellte mir nun vor, welcher Art mein Zuſtand nach einem erſten Verbrechen ſein würde, und ſobald der Ruf eines Frevlers und die Geſellſchaft von Frevlern für mich eine Notwendigkeit und vielleicht eine Bedingung meines Daſeins geworden wären. Was mich am meiſten ſchaudern machte, war dieſer Gedanke: nach einem ſo offenbaren Morde würde ich auf jede Weiſe vor meinen und vor der Welt Augen den Charakter eines Chriſten, ja eines Menſchen verloren haben, und alle andern Menſchen würden ihn in meinen Augen verlieren; und indem ich an jene ſchrecklichen Ereigniſſe zurückdachte, welche mir Galvano am Turm de' Pinzacchi mit ſo kaltem Blute erzählt hatte, ſo bedachte ich, daß ſich der Verbrecher und die Geſellſchaft einander wie Ungeheuer betrachten und ſich wie wilde Thiere einer verſchiedenen Gattung behandeln.

Ich fand keine Rettung vor dieſer ſchrecklichen und ſchmerz-

lichen Vorſtellung, noch Ruhe vor der Marter des Gewiſſens, bis ich mich nicht ganz zu dem Gott wandte, welcher jedes Herz prüft, und der vielleicht in dieſem Augenblick in das meinige edle Grundſätze legte. Ich ſchwor in meiner Seele die zugeſagte Rache ab; ich bat dafür jenen um Verzeihung, welcher verzeihend für uns ſtarb; ich rief Gott ſelbſt zum Zeugen meines Glaubens auf, ich verſprach ihm mich ſchuldlos zu erhalten, ſelbſt im Angeſichte des Todes; und wenn er in ſeiner Erbarmung es beſtimmt hatte, daß ich meine Reue überlebe, ſo ſchwor ich den Reſt meines Lebens ſeinem heiligen Dienſt und der Erleuchtung und Unterweiſung meiner Landsleute zu widmen. — Dieſes Gelübde, das ich Gott im Herzen that, gab meinem Geiſte die Kräfte und die Ruhe wieder, und ich ſchlief einen ſanften Schlaf, bis mich die Stimme Galvano's und das Bellen des Hundes erweckten.

Es war Morgengrauen. Die Spitzen und Gipfel der Berge waren rein von den Dämpfen des Tages, und erſchienen leuchtend und klar in der ſtillen, azurblauen Luft. Die vier Inſeln, welche im Oſt um Corsica daherſtehen, tauchten einzeln am Horizont empor, und die eckigen und ſchroffen Gipfel des Feſtlandes, die am Tage nicht ſichtbar ſind, traten vor uns ſo beſtimmt hervor, daß es ſchien, ſie hätten ſich wie durch ein Wunder unſern Geſtaden genähert. Ich ſah Galvano unbeweglich und mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit auslugen; ich ſah, wie er den Morgenduft der Blumen, den ſcharfen Wolgeruch des Lentiscus, des Ciſtus und des wilden Lavendels, der die Felſen umſproßte, begierig einatmete; ich ſah, wie er ſich lang an dem erſten Geſang der Vögel, am Murmeln und Rauſchen des Fluſſes von Aleſani erfreute, und wie er mit den Blicken bald die Hängeweiden und die flüchtigen Nebel des Fluſſes verfolgte, bald ſein Auge wandte und auf ſeinem Heimathügel, auf dem Meeresſtrande und der Küſte Italiens ruhen ließ.

Unterdeß betrachtete ich ſeitwärts hinter einem Caſtanien-

baum und durch die Zweige hin mein Haus und mein Fruchtfeld; die Tränen entſtürzten mir und ich weinte, als ich den Schall der Glocke von St. Damiano hörte. Dieſer Ton erweckte mir das ſanfte und redende Bild meiner verwittweten Mutter und mit ihm alle die frommen Gedanken, welche jene herrliche Frau mir mit der Muttermilch eingeflößt hatte. Mein Herz ſchlug heftig bei ihrer Erinnerung und ſein Klopfen ſelber ſchien mir eine innerliche Mahnung und ein frommer Ruf meiner Mutter. Zugleich ſah ich den erſten Stral der Sonne, ein Schauſpiel, welches den Blicken des Menſchen immerdar wie ein Wunder erſcheint; ſie ſtreifte kaum das Meer, und wie ich ſie erſcheinen ſah, dünkte mich das Geläute der Glocke die Stimme Gottes, welche mir das heilige Verſprechen dieſer Nacht ins Gedächtniß rief und mich ermahnte, eilig den guten Pfad einzuſchlagen.

Galvano ſuchte mich indeß hinter dem Baume auf, wo ich mich zurückgezogen hatte. „Pietro," ſagte er zu mir, „ſahſt du nicht, wie ſich die Amſel ſingend von jenem Zweig erhob? und du ſiehſt dort den Mann nicht, der in unſerer Richtung daher kommt? Wahrlich, ein braver Bandit das, der ſeinen Feind von einem andern zuerſt erkennen läßt!"

Bei dieſen Worten betrachtete er mich aufmerkſam, und ich richtete die Blicke nach jener Seite und ſah in der That einen Mann, der ſich allein und waffenlos dem Schlund von Felce näherte. Aber mein vielleicht zu wenig geübtes Auge vermochte ihn in ſolcher Entfernung nicht zu erkennen. Es bedurfte nicht viel, daß der Bandit, welcher die Gedanken eines andern ſo leicht durchſchaute, wie er die ſeinigen leicht verbarg, meine offenbare Veränderung bemerkte und den Abſcheu gegen den Mord auf meinem Antlitz ausgedrückt ſah. Er hatte ſich die Sturmhaube aufgeſetzt und die ſchwarze Maske, welche Zeit und Schweiß roſtig gemacht hatten, über das Geſicht heruntergelaſſen.

„Du willſt zurück, ſagte er, „ich merke es wol. Doch gib acht, denn die Reue kommt zu ſpät. Du haſt die Freundſchaft eines Flüchtlings geſucht, du haſt ſeine Geheimniſſe durchſchaut, und wollteſt ſchuldlos bleiben? Nimmermehr! Die Freundſchaft eines Verurteilten iſt ein feſteres Band als die Mitbürgerſchaft und das Blut; der Tod Morazzano's hätte es dich lehren ſollen. Und dann, haſt du ſchon die Beleidigungen deines Feindes und das Verſprechen der Rache vergeſſen? Wolan denn, wenn keine andere Feſſel, ſo bindet dich dieſes Verſprechen an mich; dieſen Morgen ſoll der Tod jenes Mannes dort mir das Handgeld deiner Treue ſein. Mit dieſer That ſollſt du deinen Kriegernamen verdienen, und ihn heute von dem Orte deiner erſten Rache empfangen. Siehſt du jenen dunkeln Schlund, der dem Felde als Graben und Durchgang dient? Man nennt ihn Trabocchetto; im Augenblick wirſt du dort deinen Feind auftauchen ſehen. Ich trete dir, wie es das Recht heiſcht, die Ehre der Rache ab, und ich verſpreche dir, dich ihrer zu verſichern, wenn dein Bogen fehlt."

Hier ſchüttete er friſches Pulver auf das Zündloch und ſetzte das Rad der Archibuſe in Schußgerechtigkeit. „Ja," ſetzte er hinzu, „ſollteſt du dich weigern, dann, beim Himmel! will ich dich wie einen Verräter betrachten!" — In dieſem Augenblick ergrimmte auch Brusco gegen mich, da er die drohende Miene ſeines Herrn ſah, er ſträubte ſein Haar, und indem er mir wütend ſein Gebiß zeigte, ſchien er nur den Wink ſeines Herrn zu erwarten, um ſich auf mich zu ſtürzen.

Entſchloſſen warf ich den Bogen, die Lanze und den Pfeilköcher auf die Erde und ſagte mit feſter Stimme zum Banditen: „O Galvano, hier bin ich, waffenlos! Du kannſt mich tödten, aber, beim ewigen Gott! niemals kannſt du mich zum Morde zwingen. Ich ſchwöre, daß ich um nichts auf der Welt dich verraten werde; aber ich hab' es Gott gelobt, abzuſagen jenem frevelvollen Verſprechen; und koſte es mein Leben, hier in dein

Antlitz ſchwöre ich..." — „Genug! genug!" rief Galvano, und indem er ſeine Viſirmaske zurückſchlug, ſenkte er den Flintenlauf auf die Erde. „Sei getroſt, o Pietro, und danke Gott, daß du es mit einem Banditen zu thun haſt, der ein wenig Manier verſteht."

Er reichte mir die Hand, um mich zu beruhigen, und that wieder ſo freundlich mit mir, als er es acht Tage zuvor an eben dieſem Orte gethan hatte. Beſtürzt und wie im Traume ſtarrte ich ihn an; ich ſah ihn tief bewegt und gerührt. „O!" rief ich aus, „ich erkenne dich, mein guter Ohm; du haſt geſiegt, du haſt geſiegt! Ach! vergib mir, daß ich dich bisher verkannte, daß ich nicht deinen erſten Rat befolgte und jenes Verſprechen nicht verſtand, das du mir hier am erſten Tage gegeben — ja, dieſes Verſprechen haſt du nun wahr gemacht, und nächſt Gott verdanke ich es dir, daß ich ein neuer Menſch geworden bin."

Bei dieſen Worten weinte ich bitterlich Tränen des Danks und der Freude; ich hörte nicht zu weinen auf, bis meine Seele ſich erleichterte und neue Kraft und Mut gewann. „Ach, wenn es ſo iſt," ſagte ich, „daß du all dies thateſt, um mich zu erleuchten, ſo iſt ja das ein Zeichen, daß auch du ſchon ſeit lange ein neuer Menſch geworden biſt. Ich hoffe von dir heute einen doppelten Troſt. Teurer Ohm, beim Andenken meines von dir einſt ſo geliebten Vaters, bei allem, was dir auf Erden das Liebſte und das Heiligſte iſt, ich beſchwöre dich, fliehe mit mir aus dieſer fürchterlichen Einſamkeit, entſage für immer dieſem unwürdigen Leben! Für ein von Natur edles Herz, wie das deinige es iſt, muß es entſetzlich und unerträglich ſein. Erinnere dich bei Gott, daß dieſe meine Gedanken deine eigenen ſind, denn du haſt ſie mir in das Herz ſo lebhaft eingedrückt. Zu ſehr haſt du bis jetzt deine liebevolle Natur maskirt, laß ſie nun die Welt erkennen und ſchätzen lernen. Alle, ich bin es überzeugt, ſelbſt deine Feinde werden dir mit Achtung verzeihen. — Folge mir. Jetzt iſt an mir die Reihe, dein Führer zu ſein und

deine Wolthat zu vergelten. Ich will der Welt die verborgenen und seltenen Vorzüge deines Gemütes kund thun, ich will dir die Achtung und die Liebe der Menschen erwerben, und in jedem Falle will ich dir, selbst auf Gefahr meines Lebens, ein Asil, Schutz und Verteidiger gewinnen."

Hier warf ich mich, im Enthusiasmus der Dankbarkeit und Leidenschaft, in die Arme des Banditen, und lange hätte ich ihn umschlossen gehalten, wenn er mich nicht selbst mit edler Zurückhaltung von seiner Brust abwehrte. „Halt, Knabe," sagte er, „nicht so hitzig! Meiner Treu! du bist ein wenig außer dir, weil du eine heiße Sommerwoche mit mir im Buschwalde gelebt hast. — Geh nur, du wärest mir der rechte Bandit! Aber, da du noch zur Zeit in dich gegangen bist, so ist es gut; doch deine Rede, Pietro, das ist eine andere Angelegenheit. Glaubst du, daß ich Predigten nötig haben würde, wenn ich mein Leben ändern könnte? Siehst du nicht, daß meine Wiederherstellung in meinem Lande eine Unmöglichkeit ist? Ich fürchte hier die Reue; ich fliehe vor ihr, wie vor einem Hausfeinde, wie vor einem Freunde, der mir verräterisch nach dem Leben trachtet. Auf denn! nimm deine Waffen und folge mir noch diese kurze Strecke, und ich bitte dich, behalte deine Predigten fein bei dir."

Mit diesen Worten entfernte er sich allgemach vom Schlund von Felce. Ich war ganz und gar von Bewunderung und Liebe erfüllt, und folgte ihm auf zerrissenen Irrpfaden und durch die nun trockenen und mit Kraut verwachsenen Rinnen der Wildbäche, die am Strand von Bravona münden.

Wir kamen an die Küste von Chiatra, als die Sonne schon hoch war und über den Wolkenhöhen von Elba sich im Meere spiegelte. Dort sahen wir eine kleine, tiefbordige Galeere in voller Kriegsrüstung, welche mit lautlosen Rudern der Mündung des Bravonaflusses zusteuerte.

Galvano ließ den Ton seiner Stimme sinken und stand unbeweglich hinter einer Klippe, aufmerksam und mißtrauisch

lauſchend; dann eilte er ſchnell gegen die Galeere hin, als er die Ruderſclaven pfeifen hörte und einen Mann über den Klippen ſah, welche ſtufenweiſe zum Geſtade aufſteigen. Ich erkannte eben jenen Mann wieder, den ich viele Tage zuvor mit meinem Ohm gefunden hatte, als ich ihn über dem Berge Sant' Aleſſio zum erſtenmale aufſuchte. Auf einen Wink jenes Unbekannten ſagte mir Galvano das letzte Lebewol; und da ich ihn nicht zu fragen wagte, wohin er ſich wende, bot ich ihm in Allem, weſſen er bedürfe, meine Hülfe an und verſprach ihm in Bezug auf ihn ein unverletzliches Stillſchweigen.

„Mein Neffe," antwortete er, „wiſſe, daß ich in Corsica nichts mehr mit Geheimniſſen zu thun habe. Ich erlaube dir alles, was du geſehen, gehört und in der Einſamkeit der Wälder und Berge erduldet haſt, der Welt kund zu thun. Ja, du ſollſt mir ausdrücklich verſprechen — und das iſt die einzige Gunſt, um die ich dich bitte — die Geſchichte dieſer acht Tage deines Lebens, ſo viel du vermagſt, in die Oeffentlichkeit zu bringen. Sonſt, o Pietro, vergiß meinen Namen und bemühe dich, ihn vergeſſen zu machen; denn das iſt für uns beide das Beſſere. Nur unſern Landsleuten ſage, du habeſt den Galeazzino auf jener Galeere nach der Küſte Afrika's fortſegeln ſehen. Endlich verkünde aller Orten den Behörden und dem Volke die große Kunde, daß der berühmte Gigante, der Schrecken Aller, dort in jenem Brunnen ſein Grab gefunden; und obwol er ſchon zehn Monate todt iſt, wird man ihn doch an der kleinen Statur erkennen, denn in Wahrheit, dieſer ſogenannte Gigante war über der Erde wenig mehr denn fünf Spannen hoch."

Galvano vernahm mit dankbarer Freude das Verſprechen, das ich ihm gab, ſeinen frommen Wunſch zu erfüllen. Aber er zog ſeine Hand zurück, als ich mich nahte, ſie zum Pfande meiner Treue zu drücken, und mit der Miene, ihm noch weiter zu folgen. Er bedeutete mir, mich ſchnell von ihm zu entfernen, und nachdem ich ihm das letzte Abſchiedswort zugerufen hatte,

eilte er, ſeinen Begleiter zu erreichen, über jene trockenen Stellen des Geſtades.

Ich ſchlug allein und mit vielen Tränen den Weg nach Aleſani ein, indem ich Galvano in der Geſellſchaft jenes Unbekannten ließ. Und dieſer Mann war, wie ich nachher erfuhr, der Pater Guglielmo von Speloncato, der berühmte heilige Bruder vom Orden der Minoriten, welcher mit ſeinen öffentlichen Predigten auf unſerer Inſel ſo viel Frieden geſtiftet, ſo Viele bekehrt und ſo reichliche Almoſen geſammelt hatte, um die Chriſtenſclaven in der Barbarei loszukaufen, nach der frommen Gewohnheit der Prädikanten. Ich erfuhr auch, daß er ſich in die Tracht der Landleute verkleidet hatte, um dem Haß der Parteien und der politiſchen Eiferſucht der Zeit zu entgehen.

Er fuhr auf jenem Schiff nach Afrika, in Begleitung einiger Väter des Inſtituts della Mercede, um dem Vaterlande viele tapfere und brave Corsen, welche ſchon lange im Bagno von Algier ſchmachteten, wieder zu bringen.

Als ich nun von der Spitze eines Hügels meine Augen nach der Küſte zurückwandte, ſah ich das Boot, auf welchem die beiden Wanderer ſtanden, mit Kraft gegen die Galeere rudern; und ich ſtaunte, als ich dieſen unerſchütterlichen, im größten Unglück gehärteten Mann ſah, wie er bitterlich weinte, während er von dieſen ihm ſo feindſeligen und verhängnißvollen Geſtaden ſich entfernte. Ich folgte dem Schiff mit den Augen; ein friſcher Maeſtrale wehte günſtig und es ging ſüdwärts in See. Ich unterſchied noch Galvano, als er zum letzten Lebewol ſeine Archibuſe abfeuerte, und ſie dann weit von ſich in das Meer ſchleuderte, und ihr nach die Maske und die Sturmhaube.

Welcher Art mein Verhalten war, als ich in mein Dorf zurückgekommen, habe ich hier nicht zu berichten. Es erinnern ſich noch alle Corsen der öffentlichen Verwunderung und der allgemeinen Freude, die meine Nachricht von Gigante's Tod erregte, und zumal die Auffindung ſeiner Leiche coram populo

an jenem von mir in Perſon angezeigten Ort. Bei dieſer Botſchaft, die mit Hörnerſchall durch die Dörfer getragen ward, öffneten ſich die lange verſperrten Fenſter und Thüren der Feinde der Settejàcari, und nach einer langen Einkerkerung ſah man aus den Häuſern die bleichen und magern Geſichter vieler Landleute hervorſchauen. Man ſah die Barrikaden von den Balkonen nehmen, und dort die Kleider in die Luft hängen, um ſie von dem Modergeruch zu reinigen. Ich ſah ſelbſt viele Leute mit geſchorenem Bart und ohne Waffen ſich auf Platz und Straßen zeigen, oder mit ihren magern Ochſen und ihren roſtigen Hacken aufs Feld gehen.

Einige Verwandte des Gigante wurden freigeſprochen, weil ſie ungerecht angeklagt waren, ihm entweder ein Aſil gegeben zu haben oder ihm bei einigen neuen ihm fälſchlich beigelegten Verbrechen behülflich geweſen zu ſein. Bei dieſer Gelegenheit machte ich eine ſeltſame Erfahrung. Die Vettern des Banditen hatten um ſeinen Tod gewußt, aber ſtillſchweigend die fünf Monate lange Gefangenſchaft ertragen; und ſie hatten dieſes Geheimniß bewahrt, um ihren Familien die Macht und den Kredit zu retten, welcher ihnen durch den Ruf des lebenden Banditen zu gute kam. Es ſchien ſie der Kerker nicht einmal zu ermüden, denn er trug dazu bei, jenen öffentlichen Irrtum zu beſtärken. Alle wurden auf Befehl des Vicarius in Freiheit geſetzt. Nur ein Verwandter des Todten, welcher den Leichnam heimlich weggebracht hatte, wurde im Gefängniß zurückbehalten, gleichſam ſchuldig eines Verbrechens neuer Art, d. i. des Attentats gegen die öffentliche Sicherheit, weil er aus böſer Abſicht dem todten Banditen ein Aſil gegeben, und aus gleicher Abſicht ſeinen Tod verhelt hatte.

Es wiſſen auch alle meine Landsleute, wie ich nach meiner Rückkehr nach Felce, und nachdem ich der friedlichſte und ruhigſte Jüngling von Aleſani geworden war, nicht allein mit allen meinen Feinden Frieden ſchloß, ſondern auch bemüht war, viele

alte Feindſchaften beizulegen, welche damals meine und die angrenzenden Pievi beunruhigten; und das gelang mir glücklich, denn bald darauf hatte die Rückkehr der Geſandten des Volks vom Hofe zu Mailand und die Ankunft des neuen Vicekönigs in Corsica, ſammt der Beſtätigung unſeres Nationalſtatutes, den Ehrgeiz der Caporali und der Cinarcheſen niedergebeugt und die Angelegenheiten dieſes unglückſeligen Landes beſſer geordnet.

Es wiſſen endlich Alle, wie ich, in der Ueberzeugung, daß jenes Gelübde ein wahrer Ruf vom Himmel geweſen ſei, mich vor Gott deſſen entledigen wollte, indem ich mein ganzes Leben ſeinem heiligen Dienſte weihte. Und ſo habe ich denn hier eben jenes Gelübde und zugleich mein an Galvano gegebenes Verſprechen erfüllen wollen, indem ich dieſe Geſchichte treu niederſchrieb, meinen Mitbürgern zur Erleuchtung und meinem wohlverdienten Lehrer zum Zeugniß der Dankbarkeit.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Die nächsten Gegenden des Cap Corso.

Das Cap Corso ist die lange und schmale Halbinsel, in welcher Corsica gegen Norden ausläuft. Das rauhe Gebirge, die Serra, durchzieht sie und erhebt sich im Monte Alticcione und im Stello zu mehr als 5000 Fuß Höhe. Zu beiden Küsten senkt es liebliche Täler ab.

Man hatte mir viel gesagt von der Schönheit dieses Ländchens, von seinem Reichtum an Wein und Orangen, und von den milden Sitten der Bewohner, so daß ich mit rechter Freude meine Wanderung antrat. Gleich der erste Eintritt in den Canton S. Martino ist festlich, da eine gute Straße durch Olivenhaine längs des Gestades fortführt. Kapellen im Grün, bekuppelte Familiengrüfte, einsam gelegene Häuser am Strande, hie und da ein verlassener Turm, in dessen Ritzen der wilde Feigenbaum nistet und dem zu Füßen der stachlichte Cactus wuchert, machen das Land malerisch. Ganz Corsica ist mit diesen Türmen umstellt, welche Pisaner und Genuesen bauten, die Küsten gegen den Saracen zu schützen. Sie sind rund oder viereckig, nur dreißig bis fünfzig Fuß hoch. Eine Wachmannschaft lag darin und alarmirte die Gegend, wenn Corsaren nahten. Alle diese Türme sind nun verlassen und stürzen allmälig ein. Sie geben dem corsischen Strande einen überaus romantischen Charakter.

Es war ein ſchönes Wandern in der ſtralenden Morgenfrühe, da der Blick das Meer mit den ſchön geformten Eilanden Elba, Capraja und Monte Criſto umfaßte, und wieder von dem Wechſel der Berge und der Täler in unmittelbarer Meeresnähe erfreut ward. Amphitheatraliſch umſchließen hier die Höhen blühende und ſchattige Täler, welche Bäche durchrauſchen. Im Cirkel umher ſtehn die ſchwarzen Dörfer mit ſchlanken Kirchentürmen und alten Klöſtern; auf den Talwieſen treibt die Hirtenwelt ihre Geſchäfte, und wo ſich das Tal zum Ufer öffnet, ſteht ein Turm und ein weltverlaſſener Hafenort, in welchem ein paar Fahrzeuge ankern.

Jeden Morgen kommen mit der Sonne Schaaren von Frauen und Mädchen aus dem Cap Corso nach Baſtia, ihre Früchte zu Markt zu tragen. Für die Stadt wird ein zierlich Kleid angelegt, ein blaues oder ein braunes, und das ſauberſte Tuch als Mandile um das Haar geſchlungen. Es iſt ein reizender Anblick dieſe Geſtalten am Meeresufer im Morgenlicht einherſchreiten zu ſehen, auf dem Kopfe die ſaubern Körbe, aus denen Goldfrüchte lachen; und nicht leicht möchte es etwas Graziöſeres geben, als ein ſchönes ſchlankes Kind, welches einen Korb voll Trauben auf dem Kopfe tragend, leichtfüßig daherkommt wie eine Hebe oder Tizians Tochter. Sie kamen alle des Weges vorüber plaudernd, ſcherzend mit demſelben ſchönen Gruße Evviva. Nichts Beſſeres kann der Menſch dem Menſchen anwünſchen, als daß er leben ſolle.

Doch nun vorwärts, denn die Sonne ſteht im Löwen und wird in zwei Stunden grimmig werden. Hinter dem Turm von Miomo gegen die zweite Pieve Brando zu, hört auch der Fahrweg auf, und man muß nun klettern gleich der Ziege, denn nur an wenigen Stellen des Cap Corso gibt es fahrbare Verkehrsſtraßen. Von der kleinen am Strande verlornen Marina di Vaſina ſtieg ich aufwärts in die Berge, auf welchen die drei Communen der Pieve von Brando liegen. Der Weg war rauh

und ſteil, doch erquicklich durch Bäche die herunterrauſchen und durch die Ueppigkeit der Gärten. Das ganze Geſtade iſt mit ihnen bedeckt, voll Reben und Orangen und Oelbäumen, an denen Brando beſonders reich iſt. Der Feigenbaum hängt ſeine Früchte nieder und hält dem ſchmachtenden Munde ſtill, unähnlich dem Baume des Tantalus.

In einem der Uferabhänge befindet ſich die ſchöne Stalactitenhöle von Brando, welche vor nicht langer Zeit entdeckt wurde. Sie liegt in den Gärten eines zurückgezognen Officiers. Ein Emigrant aus Modena hatte mir einen Brief an dieſen Herrn mitgegeben und ſo ſuchte ich ihn in ſeiner Beſitzung auf. Sie iſt überaus herrlich. Das ganze Ufer hat der Colonel zu einem Garten umgeſchaffen. Derſelbe hängt über dem Meer träumeriſch und ſchattig von ſtillen Oelbäumen, von Mirten und Lorbeern; Cypreſſen und Pinien einzeln oder in Gruppen, Blumen überall, Epheu um die Mauern, die Rebengewinde mit Trauben belaſtet, ein Landhaus ſtill im Grün verſteckt, eine kühle Grotte tief in der Erde, Welteinſamkeit, Ruhe, ein Blick in den ſmaragdnen Himmel und das Meer mit ſeinen Inſeln, ein Blick in das eigne glückſelige Menſchenherz; ich weiß nicht, wann man hier wohnen ſolle, ſo lange man noch jung, oder wenn man ſchon alt iſt.

Aus der Villa ſah ein ältlicher Herr heraus, wie er mich den Gärtner nach dem Colonel fragen hörte und winkte mir herauf. Wer der Mann ſei, das hatte mir ſchon der Garten geſagt, und nun ſagte es mir auch das Zimmer in das ich eintrat. Die Wände waren mit ſinnvollen Emblemen bemalt; da ſah ich die Stände welche ſich verbrüdern, dargeſtellt in einem Landmanne, einem Soldaten, einem Prieſter und einem Gelehrten, die ſich die Hände reichen. Dort ſaßen die fünf Racen, Europäer, Aſiate, Mohr, Auſtralier, Rothaut um einen Tiſch, hielten die Becher in der Hand und tranken Brüderſchaft, gar luſtig umrankt von tanzenden Rebenguirlanden. Sogleich erkannte

ich, daß ich in das ſchöne Land Icarien und zu keinem andern Manne gekommen ſei, als zu dem vortrefflichen Oheim aus Goethe's Wanderjahren. Und ſo war es auch; der Herr war ledig und der Oheim, humaniſtiſcher Socialiſt, ſegenverbreitender Landmann von ſtillem, großem Wirken.

Er kam mir heiter ruhig entgegen, das Journal des Debats in der Hand, lächelnd über das, was er darin geleſen hatte.

„Ich habe in eurem Garten und eurem Zimmer, Signore, den Contrat Social des Rouſſeau geleſen und ein Stück aus der Republik des Platon. Ihr zeigt mir, daß ihr ein Landsmann des großen Pasquale ſeid.“

Wir ſprachen allerlei über die Welt, die Menſchlichkeit und die Barbarei, und wie die Theorie ſich ſo unmächtig erweiſe. Doch ſind dies alte Geſchichten und jeder denkende Menſch hat ſie wol bedacht und beſprochen.

So gedankenvoll angeregt ging ich in die Grotte hinunter, nachdem ich dem ſeltnen Manne Lebewol geſagt hatte, der mir dichteriſch Geſchautes ſo überraſchend ins Wirkliche übertragen. Wunderlich iſt doch dieſe Inſel! Geſtern ein Bandit, welcher zehn Menſchenleben aus Capriccio gemordet hat und zum Blutgerüſte geführt wird, heute ein praktiſcher Philoſoph der Menſchenverbrüderung; beide gleich echte Corsen, aus der Geſchichte ihres Volks hervorgegangen. Unter den blühenden Bäumen des Gartens hingehend aber ſagte ich mir, daß es nicht ſchwer ſei im Paradieſe die Menſchen zu lieben. Ich glaube, daß die wunderbare Macht des erſten Chriſtentums daher kommt, weil ſeine Lehrer arme und wol unglückliche Leute waren.

Der heilige Paulus, ſo erzählt die corſiſche Legende, landete einſt auf dem Cap Corso, dem Promontorium Sacrum, wie es in alten Zeiten hieß, und predigte hier das Chriſtentum. Es iſt unbezweifelt, daß die chriſtliche Religion zuerſt auf dem Cap Corso Eingang fand, als ſie nach der Inſel hinüberkam. So iſt denn dies Ländchen ein von Alters her der Humanität geweihter Boden.

Eine Gärtnerin führte mich zur Grotte. Sie ist weder sehr hoch, noch sehr tief und ein Zusammenhang von Kammern und Gemächern, die man bequem durchschreitet. Von den Decken hängen Lampen. Die Gärtnerin zündete sie an und ließ mich allein. Nun erhellte das matte Dämmerlicht diese schöne Krypta von so bizarren Tropfsteinbildungen als nur ein gothischer Architect in Spitzbögen, Säulenknäufen, Tabernakeln und Rosetten erdenken kann. Die Grotte ist die älteste gothische Kirche Corsica's, die Natur hat sie im reizenden Phantasiespiele so gebaut. Als die Lampen flimmerten und das hellgelbe Tropfgestein überlichteten und durchschimmerten, war es doch ganz und gar eine Unterkirche. In dieser Dämmerung verlassen sah ich das folgende Märchenbild aus Tropfstein.

Eine wunderbare Jungfrau saß in weiße Schleier gehüllt auf einem Trone vom klarsten Alabaster. Sie regte sich nicht. Auf dem Haupt trug sie eine Lotosblume und auf der Brust den Karfunkelstein. Das Auge konnte gar nicht von der verschleierten Jungfrau lassen, denn sie erweckte die Sehnsucht. Vor ihr knieten viele kleine Zwerge, die armen Tröpfe waren alle aus Tropfstein und trugen gelbe Kronen aus dem allerschönsten Tropfstein. Sie regten sich nicht. Aber sie hielten alle die Hände nach der weißen Jungfrau ausgestreckt, als wollten sie ihr den Schleier heben, und es tropfte aus ihren Augen bitterlich. Mir schien es, als sollte ich Einige kennen und bei Namen rufen. „Dies ist die Isis," sagte die Kröte satirisch. Sie saß auf einem Steine, und ich glaube, sie hielt mit ihren Augen alle verzaubert. „Wer nicht das rechte Wort weiß und will den Schleier der schönen Jungfrau heben, der wird wie diese ein Tropf. Fremdling, willst du das Wort sagen?" —

Nun wollte ich eben einschlafen, weil ich sehr müde war, und die Luft in der Grotte so dunkel und so kühl, und weil auch die Tropfen so melancholisch niederfielen, da kam die Gärtnerin in die Grotte und rief: „Es ist Zeit!" — Zeit? den

Schleier der Iſis zu heben, o ihr ewigen Götter — — „Ja, Signore, wieder hinauszugehen an die ſchöne Sonne und in den lebendigen Garten.“ Dieſes ſagte die Gärtnerin; es dünkte mich wolgeſagt, ſo daß ich ihr auf der Stelle folgte. —

Seht dieſes Fucile, Herr; das haben wir in der Grotte gefunden, ganz mit Tropfſtein überzogen, und daneben lag menſchliches Gebein. Es war wol eines Banditen Flinte und Gebein. Der Aermſte hat ſich gewiß in dieſer Höle verkrochen gehabt und iſt drinnen wie das wunde Wild geſtorben. — Nichts war von der Flinte mehr über, als der roſtige Lauf. Manchem mag er die Rächerkugel ins Herz gewettert haben. Nun halte ich ihn hier in der Hand wie ein Foſſil grauſiger Geſchichte, und er thut ſeinen Mund auf und erzählt mir Vendettageſchichten.

Zweites Kapitel.

Von Brando nach Luri.

Wohin doch hier durch die Berghöh'n wanderſt du einſam,
Ganz unkundig der Gegend?

Odyſſee.

Nun ſtieg ich nach Erba Lunga hinab, einem ſchon ziemlich lebhaften Strandort, von deſſen Hafen jeden Tag Fiſcherbarken nach Baſtia auslaufen. Die entſetzliche Hitze zwang mich dort einige Stunden zu raſten.

Hier war einſt der Sitz der mächtigſten Signoren vom Cap Corso, und da ſteht über Erba Lunga das alte Schloß der Gentili. Mächtig ragen noch ſeine ſchwarzen Mauern von einem Felſenberge. Die Gentili herrſchten über das Cap Corso neben den da Mare. Den da Mare gehörte auch die ganz nahe liegende Inſel Capraja, welche von den gewaltthätigen Herren ſehr bedrückt im Jahre 1507 ihnen ſich durch einen Aufſtand entzog,

und unter die Bank von Genua ſich ſtellte. Immer ſtand das Cap Corso ſchon ſeiner Lage wegen im Ruf genueſiſcher Geſinnung und ſeine Bewohner galten als unkriegeriſch. Auch heute noch ſehen die Bergcorsen auf das milde und rührige Völkchen der Halbinſel mit Geringſchätzung herab. Der Geſchichtſchreiber Filippini ſagt von den Capcorsen: „Die Einwohner des Cap Corso kleiden ſich gut und ſind wegen ihres Handels und der Nachbarſchaft des Feſtlandes viel häuslicher als die anderen Corsen. Unter ihnen herrſcht große Rechtlichkeit und große Treue. Ihre Induſtrie beſteht allein in Wein, welchen ſie nach dem Feſtlande ausführen.“ Schon zur Zeit Filippini's war der Wein vom Cap Corso berühmt und meiſtens von weißer Farbe. Den beſten Ruf hat der von Luri und von Rogliano; er gehört zu den trefflichſten Sorten, welche Südeuropa hervorbringt und gleicht dem Spanier, dem Cyper und Syracuſer. Doch iſt das Cap Corso auch reich an Orangen und an Limonen.

Wandert man in dieſen Höhen weiter, den Meeresſtrand verlaſſend, ſo ſieht man wenig von den Reizen des ſchönen Landes, denn dieſe liegen verſteckt in den Tälern. Das ganze Cap Corso iſt ein Syſtem von ſolchen Tälern nach beiden Seiten des Meeres zu. Aber die Berge ſelbſt ſind rauh und ſchattenlos, ihr Gebüſch ſchützt nicht vor der Sonne. Kalkgeſtein, Serpentin, Talkſchiefer, Porphyre zeigen ſich. Spät am Abende gelangte ich nach einer mühſamen Wanderung in das Tal von Sisco. Ein Paeſane hatte mir dort Gaſtfreundſchaft zugeſagt, und ſolcher Ausſicht froh ſtieg ich denn ins Tal. Aber welches war hier die Commune von Sisco? Rings um ſtanden am Fuße der Berge und höher hinauf mehre kleine ſchwarze Dörfer, welche alle unter dem Namen Sisco begriffen werden. Dies iſt corſiſche Art, daß man alle Ortſchaften eines Tals mit dem einen Namen der Pieve nennt, obwol jede ihren beſondern führt. Ich ging auf das nächſte Dorf zu, wo ein altes Kloſter unter

Pinien mich anzog. Aber ich täuſchte mich, und noch eine Stunde mußte ich ſteigen, bis ich endlich den Gaſtfreund von Sisco erreichte. Maleriſch lag das kleine Dorf unter wilden und ſchwarzen Felſen, von einem wütenden Waſſer durchſchäumt, vom Berge Stello überragt.

Meines Gaſtfreundes Haus war wohnlich und eine junge Wirtſchaft. Corsen kamen gerade mit ihren Flinten von den Bergen und es gab eine kleine Geſellſchaft von Landleuten. Die Frauen nahmen nicht Teil; ſie rüſteten nur das Mal, bedienten, verſchwanden. Der Abend wurde verplaudert. Die Menſchen von Sisco ſind arm, aber gaſtlich und freundlich. Mit der morgenden Sonne weckte mich mein Wirt; er geleitete mich vor ſein Haus und übergab mich dann einem Greiſe, welcher mich durch die labyrintiſchen Bergpfade auf den rechten Weg nach Crosciano führen ſollte. Mit mir hatte ich einige Gaſtbriefe für andere Dörfer des Caps, ein Corse hatte ſie mir Abends übergeben. Dies iſt die preiswürdige Sitte in Corsica: der Gaſtfreund gibt ſeinem ſcheidenden Gaſte noch einen Brief auf die Reiſe an Verwandte oder Freunde, welche ihn dann ebenfalls gaſtlich aufnehmen und wiederum mit einem Briefe an Andere entlaſſen. So kann man Tage lang zu Gaſte gehen und iſt überall hoch gehalten. Weil es faſt in keinem Ort Gaſthäuſer gibt, wäre das Reiſen ohne dies kaum möglich.

Sisco hat eine der heiligen Catharina geweihte Kirche, welche ein berühmter Wallfahrtsort iſt. Sie liegt hoch am Ufer. Einſt war ein fremdes Schiff an dieſen Strand verſchlagen worden und hatte für ſeine Rettung Reliquien in die Kirche gelobt, welche das Schiffsvolk wirklich weihte. Es ſind gar ſeltne Dinge, und die Leute von Sisco können ſich etwas zu Gute darauf thun, ſo ſchöne Sachen zu beſitzen, als da ſind ein Stück von dem Erdenkloß, woraus Adam modellirt worden iſt, ein paar Mandeln aus dem Paradieſe, Aarons grünender Stab, Wüſtenmanna, ein Stück Fell von Johannes dem Täufer, Splitter

von der Wiege Chriſti, ein Stück Rohr Chriſti, und die berühmte Rute, mit welcher Moſes das rote Meer auseinander geſchlagen hat.

Der ſchönen Anſichten gibt es viele in den Bergen von Sisco und immer anmutiger wird das Land, je weiter nach Norden. Ich ging durch viele Orte: Crosciano, Pietra Corbara, Cagnano, an dem Abhange des Monte Alticcioni hin; aber ich fand auch die ärmlichſten Dörfer, in denen ſelbſt der Wein ausgegangen war. Da ich im Hauſe meines Gaſtfreundes ein Frühbrod ausgeſchlagen hatte, um nicht die guten Leute mit der Sonne in die Küche zu treiben, und es nun Mittag werden wollte, ſo begann mich der Hunger zu quälen. Weder Feigen noch Wallnüſſe am Wege — da beſchloß ich denn, im nächſten Paeſe, welches mir begegnen würde, um jeden Preis meinen Hunger zu ſtillen. In dreien Häuſern hatten ſie nichts, nicht Wein, nicht Brod; es war all' ausgegangen. Im vierten hörte ich die Citer ſchlagen. Zwei Greiſe in zerlumpten Kitteln ſaßen hier, der eine auf dem Lager, der andere auf einem Schemel. Der auf dem Lager ſaß, hielt die Cetera im Arm, ſah nachdenklich vor ſich hin und ſpielte. Vielleicht dachte er an ſeine entſchwundene Jugend. Der Alte that eine hölzerne Lade auf, holte ein halbes Brod heraus, welches ſorgſam in ein Tuch gewickelt war, und reichte es mir, daß ich mir davon ſchneiden ſollte. Dann ſetzte er ſich wieder auf das Lager, ſchlug die Citer und ſang ein trauriges Lied. Ich aß dazu das Brod der bitterſten Armut, und mir war es, als wäre ich zu dem alten Harfner aus dem Wilhelm Meiſter gekommen, welcher mir das Lied vorſang:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Weiß Gott, wie Goethe nach Corsica kommt, aber das ist nun schon der zweite Goethe'sche Mensch, den ich auf diesem wilden Cap angetroffen habe.

Also ward mein Hunger mehr als gestillt, und ich wanderte wieder weiter. Wie ich in das Tal von Luri stieg, war die Gegend um mich her zu einem Paradiese geworden. Luri ist das reizendste Tal im Cap Corso und auch das größte, obwol es nur zehn Kilometer Länge und fünf Kilometer Breite hat. Nach der Landseite zu schließen es schöne Berge, auf deren höchstem Gipfel einsam ein schwarzer Turm steht. Dies ist der Turm des Seneca, so genannt, weil nach der Volkssage Seneca auf ihm die acht Jahre seiner Verbannung zubrachte. Nach dem Meere zu verläuft das Tal sanft bis zur Marina von Luri. Ein reiches Bergwasser durchströmt es und ist in Canälen durch die Gärten geleitet. Hier liegen die Communen, welche die Pieve Luri bilden, reich und wohnlich aussehend mit schlanken Kirchen, Klöstern und Türmen, in einer Vegetation von der südlichsten Fülle. Ich sah manches herrliche Tal in Italien, doch erinnere ich mich nicht an eines, welches mir einen so lachenden, so wonnesamen Anblick gewährt hätte, als dieses von Luri. Ganz ist es voll vom Segen der Weinberge, bedeckt mit Orangen und Limonen, mit Fruchtbäumen jeder Art, reich an Melonen und Gartengewächsen, und je höher man hinauf steigt, desto dichter werden die Haine von Castanien und Nußbäumen, von Feigen, Mandeln und Olivenbäumen.

Drittes Kapitel.

Pino.

Eine gute Fahrstraße führt von der Marina Luris aufwärts. Man ist immer im Garten, in balsamischer Luft. Häuser

in eleganterem Villenſtil verraten Reichtum. Wie glücklich muß hier der Menſch ſein, den die Elemente und die Leidenſchaften ſchonen. Ein Winzer, der mich des Weges kommen ſah, winkte mir in ſeine Vigne, und ich ließ mich nicht bitten. Hier iſt recht der Ort, den Thyrſusſtab zu ſchwingen. Nichts von Traubenkrankheit, Labſal und Herzensluſt allerwegen. Der Wein von Luri iſt trefflich, und die Citronen dieſes Tals ſollen für die beſten des Mittelmeeres gelten. Es iſt namentlich die Gattung dickſchaliger Cedri, welche hier und beſonders auf der ganzen weſtlichen Küſte des Caps, vor allen andern Orten aber in Centuri gezogen wird. Der Baum, äußerſt froſtig, fordert viele Pflege. Er gedeiht nur in heißer Sonne und in den Tälern, welche vor dem Libeccio geſchützt ſind. Das Cap Corso iſt das wahre Elyſium dieſes koſtbaren Baumes der Hesperiden.

Nun machte ich mich weiter auf über die Serra nach Pino zu ſteigen, an die andere Seite des Meers. Lange Zeit ging ich durch Wälder von Wallnußbäumen, deren Früchte ſchon reif waren, und ich mußte hier beſtätigen, was ich gehört hatte, daß die Nußbäume Corsica's ihres Gleichen ſuchen. Es wechſeln mit ihnen Feigen, Oelbäume und Caſtanien. Es iſt ſchön, einen tiefſchattigen deutſchen Wald von Buchen, Eichen oder Tannen zu durchwandern, aber auch die Wälder des Südens ſind herrlich, denn dieſe Bäume ſind eine gar edle Geſellſchaft. Ich ſtieg auf den Turm Fondali hinauf, welcher neben dem kleinen Ort gleiches Namens im Grün verſchattet liegt, wunderbar pittoresk in dieſem ſaftigen Laube wirkend. Man ſchaut von ſeinen Zinnen in das ſchöne Tal hinunter bis zum blauen Meer und ſieht über ſich grüne Berge, auf denen verlaſſen ſchwarze Klöſter ſtehn. Auf dem höchſten Felsblock der Serra erblickt man den Turm des Seneca, welcher wie ein in Gedanken ſtehen gebliebener Stoiker weit ins Land und in die See niedergraut. Die vielen Türme — ich zählte deren mehrere — liefern den Beweis, daß dieſes Tal von Luri ſchon in alten Zeiten eine reiche Cultur

hatte. Sie wurden erbaut, um ſie zu ſchützen. Und ſo kennt auch ſchon Ptolemäus in ſeiner corsiſchen Geographie das Tal von Luri; es heißt bei ihm Lurinon.

Durch einen ſchattigen Hain und blühende Gewinde klomm ich zu dem Rücken der Serra empor, hart unter dem Fuße des Bergkegels, auf dem der Turm Seneca's ſteht. Von dieſem Punkte aus erblickt man beide Meere zur Rechten wie zur Linken. Nun ging's hinab nach Pino, wo Carrariſche Bildhauer mich erwarteten. Der Blick auf das weſtliche Geſtade mit ſeinen roten Riffen und den ausgezackten Felſenbuchten, endlich auf die dicht umlaubte Pieve von Pino war überraſchend. Pino hat einige ſchloßartige Häuſer und köſtliche Parks, welche ein römiſcher Duca zu bewohnen nicht verſchmähen würde. Es gibt auch in Corsica Millionäre, und namentlich zählt man auf dem Cap etwa hundert reiche Familien, darunter einige von unverhältnißmäßigem Vermögen, welches entweder ſie ſelbſt oder ihre Verwandten in den Antillen, in Mexico und Braſilien erworben haben.

Einer dieſer Cröſus von Pino hat von ſeinem Onkel auf S. Thomas 10 Millionen Franken ererbt. Oheime ſind doch die vortrefflichſten Menſchen. Einen Oheim haben iſt ſo viel als beſtändig in der Lotterie ſpielen. Es ſind ganz prächtige Menſchen, ſie können aus ihren Neffen alles machen, Millionäre, unſterbliche, geſchichtliche Perſonen. Der Neffe von Pino hat dem Oheim für ſeine Verdienſte eine Todtenkapelle aus Marmor bauen laſſen, eine reizende mauriſche Familiengruft auf einem Hügel am Meer. Die Carrareſen arbeiteten gerade daran und führten mich in die Capelle. Ueber der Gruft des Oheims ſteht geſchrieben: unter der Protection Gottes. Es wäre wahrlich beſſer für uns alle, wenn der liebe Gott ſtatt ein Vater der Menſchen ihr Onkel geworden wäre. Dann wären wir ſeine Neffen und hätten Millionen, bezahlten unſre Schulden, äßen nichts als Muränen mit Champagner, faßten uns alle in einem

großen Kreiſe bei den Händen und wären lauter Präſidenten, Vicekönige, Könige und Kaiſer.

Abends beſuchten wir den Curaten. Wir fanden ihn vor ſeinem herrlich gelegenen Presbyterium, nachtwandelnd in einer braunen Corsenjacke und die phrygiſche Freiheitsmütze auf dem Kopf. Der gaſtliche Herr führte uns in ſein Zimmer. Er ſetzte ſich auf einen hölzernen Stul, befahl der Donna Wein zu bringen und langte, wie die Gläſer kamen, ſeine Citer von der Wand. Nun hub er an friſch, fromm, fröhlich und frei nach Herzensluſt die Saiten zu ſchlagen und den Paoli-Marſch zu ſingen. Die corsiſchen Geiſtlichen waren ſtets freie Männer und kämpften in mancher Schlacht neben ihren Gemeindekindern. Der Pfarrherr von Pino ſchob ſeine Mithrasmütze zurecht und begann eine Serenata an die ſchöne Marie. Ich drückte ihm herzlich die Hand und dankte ihm für Wein und Lied, und ging fort in ein Paeſe ſchlafen, wo man mir ein Lager angewieſen hatte. Morgens in der Frühe wollten wir noch in Pino umherſtreifen und dann den Seneca auf dem Turme beſuchen.

Auf dieſer weſtlichen Küſte liegt unterhalb Pino die letzte und fünfte Pieve des Caps, Nonza genannt. Bei Nonza ſteht jener Turm, deſſen ich in der Geſchichte der Corsen erwähnte, von einem Zug heroiſcher Vaterlandsliebe berichtend. Noch eine andere heldenkühne That hat derſelbe Turm aufzuweiſen. Im Jahre 1768 lag in ihm mit einem Häuflein Milizen der alte Capitän Caſella. Die Franzoſen hatten bereits das Cap unterworfen, und die übrigen Capitäne capitulirt. Caſella wollte nicht das Gleiche thun. Der Turm beſaß eine Kanone und noch Munition genug, die Milizen hatten ihre Flinten. Damit könne man ſich, ſo ſagte der Alte, gegen eine ganze Armee verteidigen, und im letzten Notfall müſſe man ſich in die Luft ſprengen. Die Milizen kannten den Mann und wußten, daß er that, was er ſagte. Sie machten ſich deshalb Nachts davon mit Zurücklaſſung ihrer Gewehre, und der alte Capitän fand ſich allein.

Er beſchloß alſo den Turm ganz allein zu verteidigen. Die Kanone war geladen; er lud ſämmtliche Gewehre, verteilte ſie an den Schießſcharten und erwartete die Franzoſen. Sie kamen, geführt vom General Grande-Maiſon. Wie ſie in der Schießweite waren, ſchoß Caſella erſt die Kanone gegen ſie ab und machte dann ein hölliſch Feuern mit den Flinten. Die Franzoſen ſchickten an den Turm einen Parlamentär, welcher dem Hauptmann zurief, daß ſich das Cap unterworfen habe und daß der General ihn auffordere, nutzloſes Blutvergießen zu erſparen und mit ſeiner Mannſchaft ſich zu ergeben. Hierauf antwortete Caſella, daß er Kriegsrat halten wolle, und zog ſich zurück. Nach einer Weile erſchien er wieder und erklärte, die Beſatzung des Turmes von Nonza wolle capituliren unter der Bedingung, mit kriegeriſchen Ehren, mit aller Bagage und Artillerie abziehen zu dürfen, wozu die Franzoſen ſelber das Fuhrwerk zu liefern hätten. Die Bedingungen wurden zugeſtanden. Als nun die Franzoſen ſich vor dem Turme aufſtellten, die Beſatzung zu empfangen, kam heraus der alte Caſella mit ſeiner Flinte, ſeinen Piſtolen und ſeinem Degen. Die Franzoſen warteten auf die Mannſchaft und verwundert, daß ſie noch nicht herauskomme, fragte der commandirende Officier: Nun warum zögern Ihre Leute? — Sie ſind ja ſchon draußen, erwiederte der Corse, denn ich bin die Mannſchaft des Turms von Nonza. Hierauf wurde der Officier vor Scham wütend und wollte an Caſella. Der Alte zog den Degen, ſich zu wehren. Indeß eilte Grande-Maiſon ſelbſt herbei, und wie er den Zuſammenhang der Dinge erkannte, wurde er von Bewunderung hingeriſſen. Sofort ſchickte er ſeinen Officier in Arreſt, dem alten Caſella aber vollzog er nicht allein jede Bedingung Punkt für Punkt, ſondern entſandte ihn mit einer Ehrenwache und mit einem bewundernden Schreiben in das Hauptquartier Paoli's.

Oberhalb Pino erſtreckt ſich der Canton Rogliano mit Erſa und Centuri, ein durch Wein, Oel und Limonen ausgezeichnetes

Land, deſſen Cultur mit der Luri's wetteifert. Die fünf Pievi des ganzen Caps, Brando, Martino, Luri, Rogliano und Nonza haben 21 Communen und gegen 19,000 Einwohner, alſo faſt ſo viel als die Inſel Elba. Geht man von Rogliano über Erſa nach dem Norden, ſo gelangt man an die äußerſte Nordſpitze Corsica's, welcher die kleine Inſel Girolata gegenüberliegt. Auf ihr ſteht ein Leuchtturm.

Viertes Kapitel.

Der Turm des Seneca.

Melius latebam procul ab invidiae malis
Remotus inter Corsici rupes maris.
Römiſches Trauerſpiel. Octavia.

Der Turm des Seneca iſt ſchon auf der See und viele Miglien weit ſichtbar. Er ſteht auf einem gigantiſchen Granitblock, welcher einzeln aus dem Berggipfel hervorragt und die ſchwarze Turmſäule trägt. Einzeln ſteht auch dieſe da, ſchauerlich und melancholiſch, von Nebeln umflattert. Ringsum öde Haideberge, zu beiden Seiten in der Tiefe das Meer.

Sollte hier, wie die ſinnige Tradition es behauptet, der verbannte Stoiker acht Jahre des Exils verbracht haben, hoch am Himmel tronend, in ſchweigſamer Felſenwildniß, nun ſo war der Ort für einen Philoſophen ſo übel nicht, weiſe Betrachtungen über Welt und Fatum anzuſtellen und die ewigen Elemente bewundernd anzuſchauen. Der Geiſt der Einſamkeit iſt der beſte Lehrer der Weiſen. Er mag denn Seneca die Welt erklärt und in ſtillen Nächten ihm die Eitelkeit des großen Rom gezeigt haben, wenn der Verbannte ſein Loos beklagen wollte. Als er aus dem Exile wieder nach Rom zurückkehrte, mochte er unter den neroniſchen Gräueln jene einſamen Tage von Corsica

oft zurückſehnen. Es gibt eine alte römiſche Tragödie Octavia, welche das tragiſche Schickſal der Gemalin Nero's zum Gegenſtande hat. In dieſem Trauerſpiel tritt Seneca als moraliſche Figur auf und klagend ſpricht er folgende Verſe:

O waltend Glück, warum ach! haſt du doch
Mit ſchmeichleriſchem Antlitz täuſchend, mich
Der ſein beſcheiden Loos zufrieden trug
So hoch erhoben! daß ich um ſo tiefer dann
Von ſteiler Kaiſerburg ſo viel des Grau'ns
Erſchauend ſtürze. Beſſer war ich dort
Vom Fluch des Neides fern in Einſamkeit
Geborgen auf des Corsenmeers Geſtade.
Frei war die Seele dort und ſelbſtbeſtimmt,
Der Studien Muße immer hingegeben.
O wie erlabte mich's — denn nimmer ſchuf
Die Meiſterin Natur Erhabneres
An Rieſenwerken — anzuſchau'n den Himmel,
Den heil'gen Sonnenwagen und der Welt
Bewegung, Wechſelwiederkehr des Jahrs,
Des Mondes Rund und jene ſchönen Sterne,
Die ihn umgürten, weit und breit ſodann
Des großen Aethers Funkelflammenſchein.
Das All ſoll einſt ins blinde Chaos wieder
Wenn's altert ſtürzen; doch iſt heute ſchon
Der letzte Weltentag, der in dem Sturz
Des Himmels nun das ſündige Geſchlecht
Begraben ſoll.

Rauh war der Hirtenpfad, der uns auf den Berg über Trümmergeſtein führte. Zu Füßen des Turmes liegt im Geſtrüpp und in Felſen ganz verſteckt, etwa auf halber Höhe, ein verlaſſenes Franciskanerkloſter. Die Hirten und die wilden

Feigenbäume wohnen jetzt in den Hallen, und der Rabe krächzt das de profundis. Doch kommt der Morgen und der Abend seine stille Andacht zu halten und die wilde Mirte, Meute und Cytisus opfernd anzuzünden. Welch' ein Kräuterduft rings, und welches Morgenschweigen auf den Bergen und auf dem Meer!

Wir standen am Turm des Seneca. Auf Händen und Füßen waren wir geklettert um an seine Gemäuer zu gelangen. Man kann sich an Mauerkanten festhalten und so, über dem Abgrunde schwebend, zu einem Fenster klimmen. Denn sonst gibt es keinen Eingang in den Turm; seine Außenwerke sind ganz zerstört, aber man erkennt noch an den Resten, daß hier ein Castell stand entweder der Signoren vom Cap oder der Genuesen. Der Turm ist rund, aus festem Material gebaut, sein Kranz zersplittert. Schwerlich lebte Seneca auf diesem Aornos; wenigstens ist's unersliegbar für Moralphilosophen, ein Geschlecht welches die Ebnen liebt. Seneca lebte wol in den römischen Colonien Aleria oder Mariana, wo der an römische Bequemlichkeit gewöhnte Stoiker sich mag ein wohnlich Haus eingerichtet haben nahe am Meer, von dessen Strand der beliebte Mullus und der Thunfisch nicht weit zur Tafel hatten.

Ein Bild aus der grausig schönen Kaiserwelt Roms zog wieder an mir vorüber, wie ich auf Seneca's Turme saß. Wer kann diese Welt ganz und richtig begreifen? Mir ist es manchmal als wäre sie der Hades, und als halte die ganze Menschheit in seiner Dämmerung einen großen diabolischen Narrenfasching, ein Riesenballet vor des Kaisers Trone tanzend. Der Kaiser aber sitzt düster wie Pluto, und bisweilen bricht er in ein wahnsinniges Gelächter aus. Denn gar zu toll ist doch dieser Carneval. Auch der alte Seneca spielt unter den Pulcinellen und tritt auf mit der Badewanne.

Auch ein Seneca kann etwas tragikomisches haben. Man sehe ihn nur in der rührend lächerlichen Gestalt jener alten Bildsäule, welche seinen Namen trägt. Er steht da nackt, ein Tuch

um die Lenden, in der Badewanne worin er ſterben will; die Geſtalt iſt ſo überaus kläglich, in die Kniee geknickt, und das Antlitz jammert ſo ſehr jammervoll. Er ſieht aus wie der heilige Hieronymus oder wie ein verhagerter Büßer, und doch das Lachen reizend, wie manche Märtirergeſtalten tragikomiſch ſind, weil die Form ihres Leidens meiſtens ſo wunderlich iſt.

Drei Jahre älter als Chriſtus war Seneca, in Corduba in Spanien geboren, aus ritterlicher Familie. Seine Mutter war Helvia, eine Frau von ſeltnem Geiſt, ſein Vater Lucius Annäus ein namhafter Rhetor, welcher mit der Familie nach Rom ging. Zur Zeit Caligula's glänzte Seneca der Sohn als Redner und ſtoiſcher Philoſoph von großem Wiſſen. Ein ausgezeichnetes Gedächtniß hatte ihm dazu verholfen. Er ſelbſt erzählt, daß er zweitauſend Namen, welche man ihm nannte, in derſelben Ordnung gleich wieder herſagen konnte und daß es ihm leicht war, mehr als zweihundert Verſe nach einmaligem Hören genau wieder zu geben.

Auch am Hofe des Claudius angeſehn, wurde er durch Meſſalina geſtürzt. Sie klagte ihn an, daß er mit der berüchtigten Julia, der Tochter des Germanicus und der ſchamloſeſten Bulerin Roms, ein Liebesverhältniß gehabt habe. Die Beſchuldigung iſt doppelt komiſch, weil ſie von einer Meſſalina ausgeht, und weil wir uns den moraliſchen Seneca als Don Juan zu denken haben. Was an der ſcandalöſen Geſchichte wahr ſei, iſt ungewiß, aber Rom war frivol, und es gibt nichts bizarreres als ſeine Charaktere. Julia wurde beſeitigt, der Don Juan Seneca aber unter die Barbaren nach Corsica verwieſen. Ganz eigentlich wurde alſo Seneca ein corſiſcher Bandit.

Es gab damals kaum eine fürchterlichere Strafe als die Verbannung aus Rom, weil ſie die Verſtoßung aus der Welt war. Acht Jahre lang lebte Seneca auf der wilden Inſel. Ich kann es deshalb meinem alten Freunde gar nicht vergeben, daß er nichts geſagt, nichts aufgezeichnet hat über ihre Natur, über

die Geſchichte und Art des damaligen Volks. Es würde heute ein einziges Kapitel darüber von großem Werte ſein. Aber daß er nichts über das barbariſche Land zu ſagen wußte, iſt für den Römer bezeichnend. Hochmütig, beſchränkt, lieblos gegen das Menſchengeſchlecht war damals der Menſch. Wie anders ſtehen wir heute der Natur und der Geſchichte gegenüber.

Dem verbannten Seneca war die Inſel nur ſein Kerker, den er haßte. Was er über ſie in ſeinem Troſtbriefe ſagt, zeigt wie wenig er ſie kannte. Denn war ſie gleich noch uncultivirter als heute, ſo blieb die Größe ihrer Natur doch immer dieſelbe. Er dichtete dieſe Epigramme auf Corsica, welche in ſeinen poetiſchen Werken ſtehn:

Auf Corsica.

Corsiſche Inſel, du von Phokäiſchem Pflanzer bewohnte,
Corsica, Cyrnus zuvor von den Griechen benannt,
Corsica, gegen Sardinien kurz, und gedehnter als Elba,
Corsica, ſtrömedurchrauſcht, fiſcheernährender Flut,
Corsica, ſchreckliches wenn erſt ſommerlich ſenget der Glut-Brand,
Schrecklicher zeiget des Hunds wütend Geſtirn das Gebiß:
Schon' der Verwieſ'nen, dieſes ja heißt, o ſchon' der Begrabnen;
Deine Erde ſie ſei leicht der Lebendigen Staub.

Ein zweites Epigramm hat man Seneca abgeſprochen, doch weiß ich nicht, warum es der klagende Mann nicht ſo gut gedichtet haben ſoll, als einer ſeiner vielen Genoſſen oder Nachfolger im corsiſchen Exil.

Corsica das barbariſche ſperren die jäheſten Felſen,
Starrend iſt's überall, öde ſein wüſtes Geländ'.

Frucht nicht reichet der Herbſt, noch Saaten reift dort der Sommer,
Und ſein Winter voll Reif kennt nicht der Pallas Geſchenk.
Nimmer erfreuet ſein Mai mit ſchattigen Laubes Bedachung,
Nirgend entſprießet ein Kraut dieſem unſeligen Land.
Nicht die Gabe des Brods und des Quells, nicht die letzte des Feuers,
Zwei, die Verbannung nur, und der Verbannte ſind hier.

Ueberſetzt man Verbannte mit Banditen, ſo paßt der Vers ſchlagend noch heute auf Corsica.

Die Corsen haben Seneca mit ihrer Rache nicht verſchont. Weil er von ihnen und ihrem Lande ſo ſchändliches geſagt hat, haben ſie ihm eine ſcandalöſe Geſchichte angehängt. Die Volksſage erzählt nämlich nur dieſe eine Begebenheit aus der Zeit ſeines corsiſchen Aufenthaltes: wie Seneca auf ſeinem Turme ſaß und in das ſchreckliche Eiland niederblickte, ſo ſah er die corsiſchen Jungfrauen, und ſie wurden lieblich vor ſeinen Augen. Der Götterſohn ſtieg herab und fing an zu bulen mit den Töchtern des Landes. Eine ſchöne Hirtentochter würdigte er ſeiner Umarmung. Als er ſich nun ihrer menſchlich erfreute, überraſchten ihn die Verwandten der Schönen, nahmen ihn und mit Neſſeln geißelten ſie ihm ſein irdiſches Teil. Seitdem wächſt die Neſſel unausrottbar am Turme des Seneca als eine warnende Sinnpflanze für Moralphiloſophen. Ortica di Seneca nennen ſie die Corsen.

Armer Seneca! er kommt aus tragikomiſchen Situationen nicht heraus. Mich fragte ein Corse: Ihr habt geleſen was Seneca von uns geſagt hat? ma era un birbone, er war ein großer Schuft. Seneca morale, ſagt Dante, Seneca birbone ſagt der Corse. Auch das iſt ein Zeichen von corsiſcher Vaterlandsliebe.

Noch andere Seufzer hauchte der unglückliche Mann in

Verſen aus, ein paar Epigramme an Freunde, eins an ſeine Vaterſtadt Corduba. Von den Tragödien, welche Seneca's Namen tragen, hat er, wenn er je eine ſchrieb, die Medea ſicherlich in Corsica geſchrieben. Wo gab es ein zu dieſem Argonautengedicht anregenderes Local als die meerumrauſchte Inſel? da konnte er ſeinen Chor wol die merkwürdigen Verſe ſingen laſſen, welche den Columbus prophezeien:

Kommen dereinſt wird ein ſpätes Jahrhundert,
Welchem Okeanos löſt den Gürtel vom Land.
Schrankenlos ſteht dann offen die Erde,
Und neue Welten entdecket der Tiphys.
Nicht iſt Thule das äußerſte Land.

Der Steuermann Columbus aber wurde geboren im genueſiſchen Lande, in der Nähe Corsica's. In Calvi in Corsica ſelber laſſen ihn die Corsen geboren ſein und noch heute behaupten ſie dieſes.

Fünftes Kapitel.

Seneca morale.

— e vidi Orfeo
Tullio e Livio e Seneca morale.
Dante.

Manch ſchöne Frucht zog Seneca in ſeinem Exil, und vielleicht verdankte er einen Teil ſeiner erhabnen Weltbetrachtung eher der corſiſchen Einſamkeit als den Lehren eines Attalus und Socio. In der Troſtſchrift an ſeine Mutter Helvia ſchreibt er ihr am Ende: Siehe nun, ſo ſollſt du mich denken: froh und heiter wie im Glücke. Das iſt aber das beſte Glück, wenn der Geiſt ohne Nebengedanken ſeiner Thätigkeit hingegeben iſt,

und ſich bald an leichteren Studien ergötzt, bald nach Wahrheit dürſtend zur Betrachtung ſeiner eignen Natur und der des Alls ſich erhebt. Zuerſt erforſcht er die Länder und ihre Lage, dann die Beſchaffenheit des umſtrömenden Meers, ſeine wechſelnde Ebbe und Flut; dann betrachtet er, was zwiſchen Himmel und Erde Furchtbares liegt, und dieſen durch Donner, Blitze, Windesbrauſen, Regenguß, Schnee und Hagel aufgeregten Raum; endlich wenn er die niederen Regionen durchwandert hat, nimmt er zum Höchſten ſeinen Flug und genießt das ſchönſte Schauſpiel der himmliſchen Dinge, und ſeiner Ewigkeit eingedenk geht er in Alles ein, was da war und ſein wird in alle Ewigkeit.

Als ich Seneca's Troſtſchrift an ſeine Mutter in die Hand nahm, war ich nicht wenig neugierig, in welcher Weiſe er ſie tröſten würde. Wie mag wohl heute irgend einer der tauſend Verbannten von Bildung, welche in der Welt zerſtreut ſind, eine Mutter tröſten? — Seneca's Brief iſt eine ganz ſchulgerechte Abhandlung von 17 Kapiteln. Sie iſt ein lehrreicher Beitrag zur Pſychologie jener ſtoiſchen Menſchen. Der Sohn will weniger die Mutter tröſten als eine treffliche Schrift verfaſſen, deren Logik und Stil man bewundern ſoll. Er iſt ganz ſtolz darauf, daß ſie eine neue literariſche Gattung ſein werde. Der eitle Mann ſchreibt an ſeine Mutter, wie ein Schriftſteller an einen Kritiker, mit dem er ſeinen Gegenſtand kühl erwägt. Ich habe, ſo ſagt er, alle Werke der größten Genie's nachgeſchlagen, welche zur Mäßigung der Trauer geſchrieben ſind, aber kein Beiſpiel gefunden, daß Jemand die Seinigen getröſtet, wenn ſie um ihn ſelbſt weinten. So kam ich bei dem neuen Fall in Verlegenheit und fürchtete die Wunden aufzureißen, ſtatt ſie zu heilen. Müßte nicht ein Menſch, der vom Scheiterhaufen ſelbſt ſein Haupt erhebt, um die Seinen zu tröſten, neue und nicht aus der täglichen Umgangsſprache hergenommene Worte nötig haben? Jeder große und ungewöhnliche Schmerz muß eine Auswahl von Worten treffen, da er

doch oft das Wort ſelber verſagt. Nun denn, ich will es wagen, nicht im Vertrauen auf mein Genie, ſondern weil ich ſelbſt ſtatt der wirkſamſten Tröſtung Tröſter ſein kann; dem du nichts abſchlagen könnteſt, wirſt du wie ich hoffe (obwol jeder Schmerz ſtörriſch iſt) nicht verſagen, daß du deinem Gram durch mich eine Grenze ſetzen läſſeſt.

Nun fängt er auf die neue Art zu tröſten an, indem er der Mutter vorrechnet, was ſie ſchon alles erlitten hat und daraus den Schluß zieht, daß ſie ſchon abgehärtet ſein müſſe. Durch die ganze Abhandlung klappert das Skelett der Dispoſition: erſtens, die Mutter ſoll nicht um ſeinetwillen trauern; zweitens, die Mutter ſoll nicht um ihretwillen trauern. Der Brief iſt voll der ſchönſten ſtoiſchen Weltverachtung.

„Aber es iſt doch ſchrecklich, das Vaterland zu miſſen.“ Was iſt dagegen zu ſagen? Mutter, ſieh doch die ungeheure Volksmenge in Rom; der größte Teil derſelben iſt aus dem ganzen Erdkreiſe zuſammengeſtrömt. Die einen hat Ehrgeiz aus der Heimat getrieben, andere das öffentliche Leben, eine Geſandſchaft, Genußſucht, Laſter, Studium, Schauſpiel, Freundſchaft, Speculation, Beredſamkeit, ſchöne Geſtalt. Sodann abgeſehen von Rom, das man freilich als die Vaterſtadt aller betrachten kann, gehe doch in andere Städte, gehe auf Inſeln, hieher nach Corsica, überall ſind mehr Fremde als Einheimiſche. „Denn dem Menſchen iſt ein beweglicher Wanderſinn gegeben, weil er vom himmliſchen Geiſte bewegt wird. Betrachte die welterleuchtenden Geſtirne; ihrer keines bleibt ſtehn, unaufhörlich wandern ſie ihre Bahn und wechſeln ewig ihren Ort.“ Dieſen ſchönen Gedanken hat dem Seneca ſein Dichtertalent eingegeben. Unſer bekanntes Wanderlied ſagt: die Sonne ſie bleibet am Himmel nicht ſtehn, es treibt ſie durch Meere und Länder zu gehn.

„Gegen die Veränderung des Ortes ſelbſt, fährt Seneca fort, hält Varro der gelehrteſte Römer das für die beſte Beruhigung,

daß die Natur der Dinge überall dieſelbe ſei. Marcus Brutus findet genug Troſt darin, daß wer ins Exil geht ſein Gutes mit ſich nehmen kann. Iſt es nicht eine Kleinigkeit was wir verlieren? wohin wir uns wenden mögen, gehen zwei herrliche Dinge mit uns: die Natur die überall, und die Tugend die unſer eigen iſt. Laß uns durch alle möglichen Länder gehen, wir werden keinen Teil der Erde finden, der dem Menſchen nicht Heimat ſein könnte. Von überall ſteigt der Blick gen Himmel, und in gleicher Entfernung ſtehn alle göttlichen Welten von allem Irdiſchen entfernt. So lange alſo meinen Augen jenes Schauſpiel, das zu ſehen ſie nicht ſatt werden können, nicht verſchloſſen wird, ſo lange ich Mond und Sonne ſchauen darf, ſo lange mein Blick an den übrigen Sternen haften, ihren Aufgang und Untergang, ihre Räume und die Urſachen erforſchen darf, warum ſie ſchneller oder langſamer wandeln, ſo lange ich die unzähligen Sterne der Nacht ſchauen darf, wie die einen unbeweglich ſind, die anderen nicht großen Raum durcheilend, ſondern in ihrer eigenen Bahn kreiſend, manche plötzlich hervorblitzend, manche mit Stromfeuer das Auge blendend als ob ſie fielen, oder im langen Zuge mit Lichtflut vorüber wallend; ſo lange ich bei dieſen bin und ſo viel dem Menſchen erlaubt iſt im Himmliſchen wohne, ſo lange ich den Geiſt, welcher nach dem Anſchaun verwandten Weſens trachtet, im Aeter halten kann: was kümmert es mich, welchen Boden mein Fuß tritt? Alſo es trägt dieſes Eiland nicht fruchtbringende noch wonnige Bäume, es wird nicht von großen und ſchiffbaren Strömen bewäſſert, es erzeugt nichts was andre Völker begehren möchten, es iſt kaum für die Notdurft der Bewohner fruchtbar, kein koſtbarer Stein wird hier gehauen (non pretiosus hic lapis caeditur), nicht Gold- noch Silberadern zu Tage gebracht. Der Geiſt iſt enge, der am Irdiſchen ſich ergötzt. Auf das iſt er zu leiten, was überall gleich erſcheint und überall erglänzt." —

Hätte ich Humboldts Kosmos zur Hand, ſo würde ich nach-

ſehen, ob der große Naturforſcher dieſe erhabnen Perioden Seneca's da berückſichtigt hat, wo er von dem Sinn der Alten für Naturſchönheit handelt.

Auch dies iſt ſchön und geiſtreich: Je länger ſie ihre Hallen bauen; je höher ſie ihre Türme erheben, je breiter ſie ihre Straßen dehnen, je tiefer ſie ihre Sommergrotten graben, je maſſiger ſie ihre Speiſeſäle aufgipfeln, um deſto mehr verdecken ſie ſich den Himmel. — „Brutus erzählt in ſeinem Buch über die Tugend, daß er den Marcellus im Exil zu Mytilene geſehn, und daß er ſo viel es die menſchliche Natur vergönnt, höchſt glückſelig gelebt habe und niemals den ſchönen Künſten mehr ergeben geweſen ſei. Daher, fügt er hinzu, weil er ohne ihn zurückkehren ſollte, habe es ihm geſchienen, er vielmehr gehe ins Exil und nicht jenen laſſe er in der Verbannung zurück."

Nun folgt das Lob der Armut und der Genügſamkeit im Gegenſatz zur Schlemmerei der Reichen, welche alle Tiefen durchſuchen, um ihren Gaumen zu kitzeln, vom Phaſis her das Wild, und die Vögel von den Partern holen, welche ſich erbrechen um eſſen zu können, und eſſen um ſich zu erbrechen. Der Kaiſer Caligula, ſagt Seneca, den mir die Natur erzeugt zu haben ſcheint, um darzuthun, was im höchſten Glück das höchſte Laſter vermöge, hat an einem Tage für zehn Millionen Seſterzien geſpeiſt und obwol er dabei durch alle erfinderiſchen Menſchen unterſtützt wurde, hat er es doch kaum heraus gebracht, wie man den Tribut von drei Provinzen in eine einzige Malzeit verwandeln könne. — Wie Rouſſeau predigt Seneca die Rückkehr der Menſchen zum einfachen Naturzuſtande. Die Zeiten beider Moraliſten waren ſich gleich; ſie ſelbſt ſind in der Schwäche des Charakters ſich ähnlich, obwol Seneca gegen einen Rouſſeau ein Römer und ein Heros war.

„Scipio's Töchter bekamen aus dem Staatsſchatze ihre Ausſteuer, weil der Vater ihnen nichts hinterließ. O glückliche Männer der Mädchen, ruft Seneca aus, denen das römiſche

Volk Schwiegervaters Stelle vertrat! Wirſt du die für glücklicher halten, deren Ballettänzerinnen eine Million Seſterzien als Heiratsgut mitbringen?"

Nachdem nun Seneca ſeine Mutter um ſein eignes Leiden getröſtet hat, tröſtet er ſie auch um ihrer ſelbſt willen. „Nicht nach Frauen, ſchreibt er, haſt du dich zu richten, deren Traurigkeit, wenn ſie einmal ſie durchdrang, nur der Tod endigte. Du kennſt Manche, die nach dem Verluſt ihrer Söhne das angelegte Trauerkleid nie mehr ablegten. Von dir verlangt ein von jeher ſtärkeres Weſen Größeres. Für die kann die Entſchuldigung des Geſchlechts nicht gelten, welcher alle weibliche Gebrechen ferne waren. Dich hat nicht das größte Uebel der Gegenwart, die Zuchtloſigkeit, der Menge beigeſellt; über dich hatten weder Edelſteine noch Perlen Macht; dich blendeten nicht Reichtümer als das höchſte Gut der Menſchen; nicht hat dich die in altem und ſtrengem Hauſe wol Erzogene die Nachahmung den Schlechten vereint, welche auch den Guten gefährlich iſt. Niemals haſt du dich deiner Kinderzahl geſchämt, als ob ſie dir dein Alter vorrücken; niemals haſt du wie Andere, denen ſchöne Leibesgeſtalt einzige Empfehlung iſt, deinen geſegneten Zuſtand verborgen, als ob er eine ungeziemende Bürde ſei, noch haſt du die in deinem Schooß empfangene Hoffnung auf Kinder vernichtet. Nie haſt du dein Antlitz durch Flitter und Schminke befleckt; nie gefiel dir ein Kleid, das nur gemacht war, die Blöße zu zeigen. Als die einzige Zier und die höchſte nie alternde Schönheit, als der trefflichſte Schmuck erſchien dir die Sittſamkeit." So ſchreibt der Sohn an ſeine Mutter, und mir ſcheint, es iſt eine recht philoſophiſche Kaltblütigkeit darin zu ſpüren.

Er erinnert an Cornelia, die Mutter der Gracchen. Doch verhelt er ſich nicht, daß der Schmerz ein ungehorſames Ding ſei. Aus dem verſtellten Blicke brechen doch die Tränen hervor. Bisweilen befangen wir die Seele mit Spielen und Fechter-

kämpfen, aber ſelbſt mitten in ſolchem Anblick beſchleicht ſie einer Sehnſucht leiſes Mahnen. Darum iſt es beſſer zu überwinden, als zu täuſchen. Denn wenn das Gemüt entweder durch Vergnügen getäuſcht oder durch Beſchäftigung zerſtreut iſt, ſo erhebt es ſich wieder und nimmt aus der Ruhe ſelber die Gewalt zu neuem Toben; doch dauernd iſt es ſtill, wenn es der Vernunft nachgegeben. Eines Weiſen Stimme ſpricht hier einfache, allein richtige, doch bitter ſchwere Regeln der Lebenskunſt. Deshalb ratet Seneca ſeiner Mutter nicht die gewöhnlichen Mittel zu gebrauchen (hier muß man doch wieder lächeln), nämlich eine ſchöne Reiſe zu machen oder in der Hauswirthſchaft ſich zu zerſtreuen, ſondern er ratet zu geiſtiger Beſchäftigung. Er bedauert es hiebei ſehr, daß ſein Vater, ein vortrefflicher Mann, der aber zu ſehr an den Gewohnheiten der Alten hing, ſich nicht entſchließen konnte, ihr eine philoſophiſche Bildung geben zu laſſen. — Das iſt mit wenig Strichen ein Porträt vom alten Seneca, ich meine von dem Vater. Man weiß nun, wie er ausgeſehn hat. Als die modernen Herren und Damen in Corduba, welche aus der Republik des Platon die Frauenemancipation und die höhere Stellung des Weibes aufgegriffen hatten, dem Alten vorſtellten, daß ſeine junge Frau gut thäte, in die Vorleſungen einiger Philoſophen zu gehen, da hat er ſo herausgepoltert: Dummes Zeug, mein Weib ſoll keine verdrehte Prinzeß und kein alberner Blauſtrumpf werden; kochen ſoll ſie können, Kinder bekommen, Kinder erziehen. Dies ſagte der prächtige Herr und ſetzte im ſchönſten ſpaniſch noch hinzu: Baſta!

Vieles ſpricht nun Seneca von der Seelengröße, deren auch das Weib fähig ſei und ahnte damals nicht, daß er ſie einſt ſterbend an ſeinem eignen Weibe Paulina erfahren ſollte. Ein edler Mann und ein Stoiker von der erhabenſten Geſinnung hat in dieſer Troſtſchrift an Helvia geſprochen. Iſt es nun möglich, daß eben derſelbe Mann auch denken und

ſchreiben könne, wie ein gemeiner Kriecher und der niedrigſten Schmeichler Einer? —

Sechstes Kapitel.

Seneca birbone.

Magni pectoris est inter secunda moderatio.
Seneca.

Hier iſt eine andre Troſtſchrift, welche Seneca im zweiten oder dritten Jahr ſeines Exils an Polybius den Freigelaſſenen des Claudius, einen gemeinen Höfling ſchrieb. Polybius ging dem überſtudirten Claudius als wiſſenſchaftlicher Ratgeber an die Hand und quälte ſich ſelber mit einer lateiniſchen Ueberſetzung des Homer und mit einer griechiſchen des Virgil. Der Verluſt ſeines talentvollen Bruders veranlaßte das Troſtſchreiben Seneca's an den Höfling. Er ſchrieb die Abhandlung in dem Bewußtſein, daß Polybius ſie dem Kaiſer vorleſen werde; ſo hoffte er den Zorn des Claudius zu beſänftigen, und die Schrift wurde ein Muſter von gemeiner Schmeichelei gegen Fürſten und ihre einflußreichen Kammerdiener. Wenn man ſie lieſt, muß man nicht vergeſſen, welche Menſchen Claudius und Polybius waren.

O Schickſal, ruft der Schmeichler, wie haſt du doch liſtig die verwundbare Stelle ausgeſucht. Was ſollteſt du einem ſolchen Manne nehmen? Geld? — Er hat es ſtets verachtet. — Das Leben? Sein Genie macht ihn unſterblich. Dafür ſorgte er ſchon ſelbſt, daß ſein beſſeres Teil daure, und daß er durch die Verfaſſung von herrlichen redneriſchen Werken ſich der Sterblichkeit entziehe. So lange irgend die Literatur geehrt wird, ſo lange die lateiniſche Sprache ihre Kraft oder die griechiſche ihre Anmut behält, wird er mit den größten Männern leben, deren Genie er ſich gleichgeſtellt, oder wenn ſeine Beſcheidenheit ſich

dagegen ſträubt, doch genähert hat. — Unwürdiger Frevel! Polybius trauert, Polybius hat einen Kummer, und der Kaiſer iſt ihm gnädig! Das, unerbittliches Schickſal, haſt du ohne Zweifel zeigen wollen, daß niemand von dir geſchützt werden könne, ſelbſt nicht vom Kaiſer! Aber was weint doch Polybius? hat er nicht ſeinen geliebten Kaiſer, der ihm lieber iſt als das Leben? Iſt er unverſehrt, ſo ſind die Deinigen im Wolſein, dann haſt du nichts verloren, dann müſſen deine Augen nicht nur trocken, ſondern von Freude glänzend ſein. Im Kaiſer haſt du Alles, er iſt dir ſtatt Allem. — Auf dieſe deine Gottheit alſo mußt du deinen Blick richten, dann wird der Schmerz dein Gemüt nicht beſchleichen. — —

Schickſal, halte deine Hand vom Kaiſer zurück, und zeige Macht nur im Segen, indem du ihn der ſchon lange leidenden Menſchheit ein Arzt ſein läſſeſt, damit er was die Furie ſeines Vorgängers zerſtört hat, wieder ordne und einfüge. Dieſer Stern, welcher der in den Abgrund geſtürzten und ins Dunkel verſunkenen Welt erglänzt, leuchte immerdar! Germanien möge er beruhigen, Britannien aufſchließen und väterliche Triumfe halten und neue, deren Zeuge zu ſein auch mich die Gnade hoffen läßt, die unter ſeinen Tugenden die erſte Stelle einnimmt. Denn nicht ſo warf er mich weg, daß er mich nicht aufrichten wollte: nein, nicht einmal geſtürzt hat er mich, ſondern da das Schickſal mir einen Stoß gab, hat er mich im Falle gehalten, und wie ich fallen wollte, hat er mit Götterhand ſanft vermittelnd mich an einen Verwahrungsort gebracht. Für mich bat er beim Senat und hat mir nicht nur das Leben gegeben, ſondern erbeten. Er wird ſchon zuſehn, wie er meine Sache zu beurteilen habe; entweder wird ſeine Gerechtigkeit ſie als gut erkennen, oder ſeine Gnade ſie dazu machen. Immer wird ſeine Wolthat dieſelbe ſein, mag er erkennen oder mag er wollen, daß ich unſchuldig ſei. Unterdeß iſt es mir in meinem Elend ein großer Troſt, zu ſehen, wie ſein Erbarmen die ganze Welt

durchwandelt; und da er aus dieſem Winkel, in welchem ich begraben bin, ſchon mehrere, die im Raume vieler Jahre hier verſunken lagen, ans Licht zurückgeholt hat, ſo fürchte ich nicht, daß er mich allein übergehen werde. Er ſelbſt aber kennt am beſten die Zeit, wo er einem Jeden helfen ſoll: ich will mir alle Mühe geben, daß er nicht erröten darf, auch zu mir zu kommen. O Heil deiner Gnade, Cäſar, welche macht, daß unter dir Verbannte ruhiger leben, als vor Kurzem unter Cajus die Erſten des Volks. Nicht zittern ſie, nicht erwarten ſie ſtündlich das Schwert, nicht erbeben ſie, wenn ſie ein Schiff kommen ſehen. Durch dich haben ſie ſowol ein Ziel des grauſigen Geſchicks als auch die Hoffnung einer beſſeren Zukunft und einer ruhigen Gegenwart. Du ſollſt es wiſſen, daß nur die Bannſtralen ganz gerecht ſind, welche auch diejenigen anbeten, die von ihnen getroffen ſind."

O Neſſeln, mehr Neſſeln, edle Corsen — era un birbone!

Der Troſtbrief ſchließt mit dieſen Worten: „dies habe ich ſo gut ich konnte mit einem in langer Unthätigkeit ſchon matt und ſtumpf gewordenen Geiſte geſchrieben; ſcheint es dir nun entweder deinem Genie zu wenig entſprechend oder deinem Schmerz zu dürftige Arzenei zu ſein, ſo bedenke, daß demjenigen nicht leicht das lateiniſche Wort zufließt, den das wirre und ſchwerfällige Kauderwälſch der Barbaren umlärmt."

Die Schmeichelei fruchtete dem Jammermanne nichts, aber die am Hof in Rom eingetretenen Verhältniſſe rißen ihn aus dem Exil. Der Kopf des Polybius war gefallen, Meſſalina hingerichtet worden. So ſtumpf war Claudius, daß er die Hinrichtung ſeines Weibes vergaß und einige Tage darauf beim Abendeſſen fragte, warum Meſſalina nicht zu Tiſche komme. So ſind alle dieſe Greuel tragikomiſch, und da kommt denn auch der treffliche Tröſter, der corsiſche Bandit zurück. Agrippina, die neue Gemalin des Claudius, ließ ihn zurückrufen, um ihren elfjährigen Sohn Nero zu erziehen. Gibt es etwas Tragi-

komiſcheres als Seneca in der Geſtalt eines Erziehers von Nero? Er kam, den Göttern dankend, daß ſie ihm den Beruf auferlegt, einen Knaben zum Fürſten der Welt zu bilden. Er dachte nun die Erde mit ſeinem Geiſt zu erfüllen, indem er ihn dem jungen Nero eingab. Welch' ein Bemühen, ein tragiſches und lächerliches zugleich! Er wollte eine junge Tigerkatze in ſtoiſchen Grundſätzen erziehn. Uebrigens fand Seneca an ſeinem hoffnungsvollen Zögling einen von Schulmethoden noch ganz unverpfuſchten Stoff vor; denn er war in göttlicher Unwiſſenheit aufgewachſen, und bis zu ſeinem zwölften Jahr hatte er den innigſten Umgang genoſſen mit einem Barbier, einem Kutſcher und einem Seiltänzer. Aus deren Händen übernahm Seneca den Knaben, welcher beſtimmt war, über die Götter und die Menſchen zu herrſchen.

Da Seneca im erſten Jahre des Claudius nach Corsica verbannt geweſen war und in deſſen achtem zurückkehrte, ſo konnte er ſich „dieſer Gottheit und dieſes himmliſchen Sterns" noch mehr als fünf Jahre erfreuen. Eines Tags aber ſtarb Claudius, weil ihm Agrippina in einem Kürbiſſe, der als Trinkgefäß diente, Gift gegeben hatte. Die berüchtigte Locuſta hatte den Trank gemiſcht. Der Tod des Kaiſers gab Seneca die lang erſehnte Gelegenheit ſeiner Rache Luft zu machen. Schrecklich entgalt er ihm das Exil, er ſchrieb auf den Todten ſeine Satire die Apokolokyntoſis, ein Pamphlet von erſtaunlichem Witz und faſt unglaublicher Frechheit, welches dem Lucian an Genialität völlig gleich kommt. Schon der Titel iſt genial erfunden. Das neue Wort parodirt den Begriff der Apotheoſe oder Verſetzung der Kaiſer unter die Götter, und heißt die Verſetzung unter die Kürbiſſe oder Verkürbiſſung des Claudius, weil er doch durch einen Kürbis vergiftet worden war. Man muß dieſe Satire leſen. Sie iſt charakteriſtiſch für die römiſche Zeit, in deren grenzenloſer Deſpotie eines Menſchen Zunge dennoch ſolche Dinge ſagen durfte, und wo ein eben geſtorbner Kaiſer von ſeinem

Nachfolger, von ſeiner Familie, wie vom Volk öffentlich als Hanswurſt verſpottet werden durfte, unbeſchadet des kaiſerlichen Anſehns. Alles iſt in dieſer römiſchen Welt ironiſcher Zufall, tragikomiſch und bizarr, Narrenfaſching.

Seneca redet in Maskenfreiheit und als römiſcher Pasquino und hebt alſo an: Was am 13. October unter dem Conſulat des Aſinius Marcellus und des Acilius Aviola in dem neuen Kaiſerjahr, beim Beginne der Zeit des Heils im Himmel geſchah, will ich dem Andenken überliefern. Hiebei ſoll weder meine Rache noch meine Dankbarkeit mitſprechen. Fragt mich Jemand, woher ich denn alles ſo genau wiſſe, ſo werde ich für's Erſte nicht antworten, wenn mir's nicht beliebt. Wer darf mich zwingen? Weiß ich doch, daß ich ein freier Menſch geworden bin, ſeitdem jener abgefahren iſt, welcher das Sprichwort wahr gemacht hat: man muß entweder als König oder als Narr geboren ſein. Wenns mir beliebt zu antworten, ſo werde ich ſagen, was mir in den Schnabel kommt. — Nun ſagt Seneca höhnend, er habe, was er erzählen werde von dem Senator, welcher Druſilla (die Schweſter und Geliebte des Caligula) auf der appiſchen Straße habe zum Himmel fahren ſehen. (Für dieſe freche Ausſage hatte Livius Geminus von Caligula 250000 Denare Belohnung erhalten.) Derſelbe Senator habe nun auch alles geſehn, was dem Claudius bei ſeiner Himmelauffahrt paſſirt ſei.

Man wird mich beſſer verſtehen, fährt Seneca fort, wenn ich ſage, es war der 13. October. Die Stunde kann ich dir nicht genau ſagen. Denn leichter ſtimmen die Philoſophen als die Uhren überein. Doch war's zwiſchen der ſechsten und ſiebenten. — Claudius ſchnappte eben nach Luft und konnte keine finden. Da nahm Mercur, der ſich an des Mannes Genie ſtets ergötzt hatte, eine der drei Parzen bei Seite und ſagte: Grauſames Weib, was läßt du doch den armen Menſchen ſich ſo lange quälen, da er's nicht verdient hat. Es ſind nun 64 Jahre,

daß er immer nach Luft ſchnappt. Was zürneſt du ihm? Laß doch endlich die Mathematiker Recht bekommen, die ihn ſeitdem er Herrſcher wurde, jedes Jahr, jeden Monat ſterben laſſen. Und doch iſt's kein Wunder, wenn ſie irren. Seine Stunde kennt Niemand; denn kein Menſch hat ihn jemals als einen Gebornen betrachtet. Thue deine Schuldigkeit,

Laß ſterben ihn; ein Beſſrer ſei Herrſcher ſtatt ihm.

Hierauf ſchneidet die Parze des Claudius Faden entzwei, aber Lacheſis ſpinnt einen andern hellglänzenden, den Lebensfaden des Nero. Dazu ſpielt Phöbus auf der Leier, und es ſchmeichelt Seneca ſeinem Zöglinge, ſeiner neuen Sonne, nichtswürdige Verſe zu:

Nun ſpricht Phöbus es aus: die Tage des ſterblichen Lebens
Ueberſchreit' er zumal, mir ähnlich an Antlitz und Schönheit,
Schlechter an Stimm' und Geſang nicht; er bringt beglückende Zeiten
Ueber die alternden Menſchen, und bricht das Schweigen des Rechts auch.
Gleich wie Lucifer wol die flüchtigen Sterne verſcheuchet,
Oder wie Heſperus glänzt, wenn zurück ſie wieder gekommen,
Wie wenn roſig der Morgen, die Finſterniß löſend, den Tag bringt
Heiter empor, und die Sonne den Erdkreis ſtralend beſchauet,
Und aus den Schranken entführt den ſchimmernden Wagen der Frühe,
Alſo tritt auch Cäſar hervor, Rom ſchauet ihn alſo,
Nero deß ſtralend Geſicht hell glänzt von ſanfterem Schimmer,
Und den herrlichen Nacken umfließt weit wallend das Haupthaar.

„Claudius indeß pumpte die Luftblaſe ſeiner Seele heraus und hörte demnach auf als ein Phantasma ſichtbar zu ſein. Er

hauchte aber aus während er die Komödianten anhörte, ſo daß du weißt, wie ich dieſe nicht ohne Grund fürchte." Sein letztes Wort war: vae me, puto concacavi me.

Claudius alſo iſt todt. Nun wird dem Jupiter gemeldet, es ſei ein Mann von guter Figur, ſchon ziemlich grau, angekommen; er drohe man weiß nicht was; beſtändig ſchüttle er mit dem Kopf und ſchleppe das rechte Bein nach ſich. Man könne ſeine Sprache nicht verſtehn, er ſei weder Grieche noch Römer, noch von irgend einer bekannten Race. Jupiter befiehlt dem Hercules, da er doch durch die ganze Welt vagabondirt ſei, nachzuſehn, was für eine Menſchenart das wäre. Als Hercules, der doch kein Ungeheuer fürchtete, die beiſpielloſe Geſtalt wie von einem Seemonſtrum, dumpf und niedergedrückt, erblickte, meinte er, es ſei ihm eine dreizehnte Arbeit angekommen. Wie er aber genauer hinſah kam es ihm doch vor, als ſei es ſo Etwas wie ein Menſch. Er fragte alſo auf griechiſch und aus dem Homer:

Sprich! woher denn der Männer, aus welcher Stadt du?

Claudius war höchlich erfreut, daß es im Himmel Philologen gäbe und hoffte, dort ſeine Geſchichtsbücher anbringen zu können. Er hatte nämlich 20 Bücher tyrrheniſcher und acht Bücher carthagiſcher Geſchichte griechiſch geſchrieben. Er antwortet ſogleich ebenfalls homeriſch und albern mit folgendem Verſe:

Her von Ilion trug mich der Wind jetzt zu den Kikonen.

Das Fieber, welches allein von allen römiſchen Göttern den Claudius in den Himmel begleitet hatte, ſtraft ihn Lügen und nennt ihn einen Stockgallier. „Deshalb hat er auch, was er als Gallier nicht laſſen konnte, ſich Roms bemächtigt." (Indem ich dieſen Satz des alten Römers hier in Rom niederſchreibe und gerade franzöſiſche Trompeten höre, wird mir ſeine Richtigkeit

recht deutlich.) Claudius gibt ſofort den Befehl, man ſolle dem Fieber den Hals abſchneiden. Er gewinnt indeß Hercules, der ihn in den Götterſaal hineinbringt. Aber der Gott Janus trägt darauf an, daß keiner von denen die „des Ackerlands Früchte genießen" fortan vergöttert werden ſolle, und Auguſtus lieſt ein ſchriftliches Gutachten vor, wonach Claudius binnen drei Tagen den Olymp räumen ſoll. Die Götter treten der Sentenz bei, und Mercur ſchleppt den Kaiſer in die Unterwelt.

Auf der Via Sacra kommt ihnen gerade der Leichenzug des Claudius entgegen, welcher ſo beſchrieben wird: Und es war ein prächtiger Leichenzug von ſo ungeheurem Aufwand, daß man wol ſah, ein Gott werde begraben. Da waren Flötenſpieler, Hornbläſer, Erzſchläger jeder Art in ſolcher Menge und ein ſolches Zuſammenſtrömen, daß es auch Claudius hören konnte. Alle waren luſtig und vergnügt, das römiſche Volk ſpazierte umher als wäre es ein freies Volk geweſen. Agathon nur und einige Advocaten weinten und recht von Herzen. Die Rechtsgelehrten traten aus der Finſterniß hervor, bleich, hager, kaum noch bei Luft, gleich als ob ſie eben wieder auflebten. Als Einer von dieſen die Advocaten ſah, wie ſie die Köpfe zuſammenſteckten und ihr Mißgeſchick beklagten, kam er herbei und rief: Ich ſagte es euch, die Saturnalien werden nicht ewig dauern. Als Claudius ſein Begräbniß erblickte, fiel es ihm ein, daß er todt ſei. Denn mit großem Wortſchwall ſang man die anapäſtiſche Nänie:

Strömet ihr Tränen,
Klagen ertönet
Geheuchelter Trauer,
Laßet von Wehruf
Schallen das Forum.
Er iſt gefallen
Der Herrlichſte Aller,

Welchem kein Mann je
An Tapferkeit gleich war
Auf weiteſter Welt.
Jählings im Lauf wol
Behendeſte hat er
Weit überholet,
Hat den Parterrebell
Zu beſiegen vermocht,
Zu treffen den Perſer
Mit flücht'gem Geſchoß,
Zu ſpannen den Bogen
Starkarmig vermocht.
Hinrennendem Feind
Streifende Wund' er ſchlug,
Fliehenden Meders
Bemaleten Schild
Sicher er traf.
Ueber des Meeres
Letztem Geſtad
Die Britannen er zwang,
Und dem Briganten
Mit bläulichem Schild
Beugt' er den Nacken
In Romulus Joch.
Ob der neuen Gewalt
Römer-Lictorenbeils
Ließ erzittern er ſelbſt
Okeanos Flut.

Weint, beweinet den Mann,
Welcher ſo raſch wie
Nimmer ein Andrer
Rechtsfälle entſchied,

Hört' er nur eine,
Hört er auch keine Partei.
Wer wird als Richter nun
Jahr lang ſitzen zu Stul?
Dir läßt den Stul ſchon
Welcher den ſchweigenden
Schatten das Recht gibt
Der cretiſche König,
Hundert Städten ein Fürſt.
Mit wehvoller Hand
Schlagt an die Bruſt nun,
Feiles Geſchlecht ihr,
Rechtes Verdreher.
Grünſchnäblige Dichter
Rufet nun Weh!
All' ihr zumal
Die reichſten Gewinn
Erbechert ihr habt
Mit becherndem Schwung.

Wie Claudius endlich in die Unterwelt kommt, eilt ihm ein Sängerchor entgegen und ruft: Er iſt gefunden, Freude! Freude! So riefen nämlich die Aegypter, wenn ſie den Ochſen Apis fanden. Es kamen alle, die er hatte würgen laſſen, darunter auch Polybius und ſeine übrigen Freigelaſſenen. Nun unterſucht Aeacus des Claudius Thaten und findet, daß er dreißig Senatoren, dreihundert und fünfzehn Ritter, und Bürger ſo viel als Sand am Meer habe morden laſſen. Er fällt demnach den Spruch, Claudius ſolle in alle Ewigkeit aus einem durchlöcherten Becher würfeln. Da erſcheint plötzlich Caligula und reclamirt ihn als ſeinen Sclaven. Er bringt Zeugen, daß er dem Claudius, ſeinem Onkel, im Leben oftmals Rutenhiebe, Ohrfeigen und Peitſchenſchläge gegeben habe, und da dies niemand beſtreiten

kann, wird Claudius dem Caligula zugesprochen. Caligula schenkt ihn seinem Freigelassenen Menander, und diesem muß er nun in Rechtssachen behülflich sein.

Dies ist die Verkürbissung des Claudius. Seneca, welcher dem Lebendigen niederträchtig schmeichelte, war auch niedrig genug den Todten mit Kot zu bewerfen. Ein edler Mann rächt sich nicht an der Leiche des Feindes, auch wenn er ein lächerliches Scheusal war. Die Art des Feigen ists, sie zu beschimpfen. Die Apokolokyntose ist der treueste Spiegel der in Gemeinheit versunkenen römischen Kaiserwelt.

Siebentes Kapitel.

Seneca eroe.

Alto morire ogni misfatto amenda.
Alfieri.

Der Pasquino Seneca verwandelt sich wieder in den edlen Moralisten. Er schreibt seine Abhandlung „von der Gnade an den Kaiser Nero" — ein lächerlicher Widerspruch Nero und die Gnade. Doch weiß man, daß der junge Kaiser, wie alle seine Vorgänger, die ersten Jahre ohne Grausamkeit regierte. Die Schrift Seneca's ist wieder herrlich, weise und voll Adel der Gesinnungen.

Nero überschüttete seinen Lehrer mit Reichtümern, und der Verfasser des Tractats über die Armut besaß ein fürstliches Vermögen, Gärten, Aecker, Paläste, Villen vor dem nomentanischen Tor, in Bajä, im Albaner Gebirge, über sechs Millionen an Wert. Er hatte Zins- und Wuchergeschäfte in Italien, wie in den Provinzen, scharrte Geld zu Geld, und kroch hündisch vor Agrippina und ihrem Sohne, bis das Blatt umschlug.

Nach vier Jahren hatte sich Nero von allen Banden ent-

feſſelt. Den Muttermord hatte der furchtſame Seneca nicht verhindert. Der edle Tacitus weiſt auf ihn mit Tadel. Endlich wurde der Philoſoph Nero unbequem. Schon hatte dieſer ſeinen Präfecten Burrhus umgebracht, und Seneca ſich beeilt dem Wütenden alle ſeine Reichtümer zur Verfügung zu ſtellen; er lebte nun ganz zurückgezogen. Aber ſeine Feinde beſchuldigten ihn der Mitwiſſenſchaft um die Verſchwörung des Calpurnius Piſo, und auch ſein Neffe der bekannte Dichter Lucanus wurde darein und nicht grundlos verwickelt. Es iſt unglaublich wie ſich Lucan hierbei benahm. Er geſtand kleinmüthig, ließ ſich zu den entehrendſten Bitten herab, und indem er ſich hinter das erlauchte Beiſpiel des neroniſchen Muttermords flüchtete gab er ſeine eigene unſchuldige Mutter als Teilnehmerin der Verſchwörung an. Da dieſe Scheußlichkeit ihn nicht rettete und er zum freiwilligen Tode verdammt war, ging er nach Hauſe, ſchrieb an ſeinen Vater Annaeus Mela Seneca Einiges über gewiſſe Verbeſſerungen an ſeinem Gedicht, ſpeiſte köſtlich und ſchnitt ſich mit der größeſten Seelenruhe die Adern auf.

Ganz edel, groß und würdevoll ſteht der ſchwache Seneca in ſeinem Tode da, faſt in ſocratiſcher Heiterkeit und catoniſcher Ruhe. Er wählte die Verblutung als Todesart und willigte auch darein, daß ſein heroiſches Weib Paulina in gleicher Art ſtarb. Vier Millien von Rom befanden ſich beide, auf ihrem Landgut unter Freunden und Dienern. Nero ſchickte in Unruhe ab und zu ſeinen Tribunen nach der Villa, zu ſehen, wie es dort ſtünde. Eilend brachte man ihm die Nachricht, daß auch Paulina verblute. Auf der Stelle gab er Befehl, ihren Tod zu hindern. Die Sclaven verbinden der Frau die Adern, ſtillen den Blutſtrom, und Paulina wird gerettet, wider ihren Willen. Sie lebte noch einige Jahre. Dem greiſen Seneca unterdeß entſtrömte das Blut nur ſpärlich und quälend langſam. Er bat Statius Annaeus um Gift, nahm es, doch ohne Erfolg; dann ließ er ſich in ein warmes Bad bringen. Die umſtehenden

Sclaven beſprengte er mit dem Waſſer und ſagte dabei: „Zeus dem Befreier ſpende ich dies.“ Da er auch hier nicht ſterben konnte, ließ er ſich aus dem warmen Bade in ein heißes Dampfbad tragen und ſo erſtickte er in der Badewanne. Seneca war acht und ſechszig Jahre alt geworden.

Wer mag nun weiter mit dieſem Weiſen rechten, der doch ein Menſch ſeiner niedrigen Zeit war, und in deſſen Natur ſich Talent, Liebe zur Wahrheit und zur Weisheit mit den gemeinſten Schwächen vereinigte. Seine Schriften haben auf das ganze Mittelalter großen Einfluß ausgeübt und manchen Geiſt zum Edlen geſtimmt und von Leidenſchaften gereinigt. Scheiden wir alſo verſöhnt, Seneca.

Epikolokyntosis an Seneca.

Nun, carrariſcher Freund, du ganz unmarmornen Herzens,
Lange die Zucca hervor, corſiſches Kürbißgefäß,
Die wir gefüllt mit dem goldnen Funkelweine von Pino;
Daß wir ſpenden dem Geiſt Seneca's ſühnenden Trank.
Seneca, langausduldender Weiſer, der du zuvor einſt
Auf des corſiſchen Meers waldig umwildertem Fels
Inſelnder Mann mir Inſelndem mühſaldauernd vorangingſt,
Seneca, der du mich oft fern in likoniſcher Stadt
Conisberga benannt — es erglänzt dort immer Athenes
Friedliches Ehrengeſchenk ſtoiſchen Denkern um's Haupt,
Doch des Apollo duftiger Zweig, er vertrauert im Reife —
Der in barbariſcher Stadt oft mich römiſch gelabt;
Hör' mich hier auf witterndem Turme, der Wolken Behauſung,
Sei mir gaſtlich geſinnt, nimmer verſag' es dem Freund;
Weil's doch Lebendem frommt, wenn drunten in Aides Reiche
Schützend ein freundlicher Geiſt dunkle Gewalten ihm hemmt.
Sie nun erwecke mir wol fürſprechend deine Genoſſen,
Göttliche Helden zumal, daß ſie dem Wanderer hold

Nahen in Latiums Flur, wenn unter der tronenden Roma
Heiligen Schatten er weilt, ſinnend verſunkener Zeit.
Manches weiht' ich Geiſtern von Rom, und ich hab' es eropfert,
Daß mir ambroſiſch das Haupt tusciſche Rebe umlenzt,
Und ins Herz Entzückung mir ſtrömet die ſüdliche Muſe,
Bildend dem ſtrebenden Mut voller die ſchaffende Kraft.
Seid voreilende Schatten, mir Laren über dem Meere
Dort in des marmornen Roms götterumhegender Welt!
Wie iſt die Zucca ſpendenentleert! doch lieblich erfüllt ſich
Von dem bacchiſchen Hauch ſelig beſchwingt mein Gemüt.
Hier vom friſcheſten Triebe die Epheuranke mir brech' ich,
Wind' um die Stirn ſie mir lind, wandre nun fröhlich hinab,
Weil ich in ahnender Seele vernahm, daß gönnend die Parzen
Purpurne Jahre mir einſt ſpinnen im ewigen Rom.

Achtes Kapitel.

Träumereien einer Braut.

Und bald ſteht die Vermählung bevor, wo Schönes du ſelber
Anzieh'n mußt, und reichen den Jünglingen, wenn man dich heimführt;
Denn aus ſolchem ja geht ein Gerücht aus unter die Menſchen,
Das uns ehrt; auch den Vater erfreut's und die liebende Mutter.
Odyſſee.

Jedes Tal oder jede Pieve des Cap Corso hat ſeine Marina, ſeinen Hafenort, und kaum gibt es etwas Einſameres als dieſe Oertchen auf dem ſtillen Ufer. Es war ſchwüler Mittag, als ich an den Strand von Luri kam, die Zeit wo Pan zu ſchlafen pflegt. Die Leute im Hauſe, wo ich die Barke erwarten wollte, waren alle wie im Schlaf. Ein liebliches Mädchen aber ſaß am offenen Fenſter und nähte im Traum an einem Fazzoletto mit geheimnißvollem Lächeln und allerlei ſtillen, verblümten Gedanken. Sie ſtickte etwas in das Tuch; ich merkte, es war das

ein Gedicht, welches ihr ſeliges Herz auf ihre nahe Hochzeit machte. Durchs Fenſter lachte hinter ihrem Rücken das blaue Meer, welches um die Geſchichte wußte, weil das Schiffermädchen ihm alles geſtanden hatte. Das Mädchen trug ein meergrünes Kleid, eine geblümte Weſte, und das Mandile zierlich ums Haar geſchlungen; dies Mandile war ſchneeweiß mit feinen roten Streifen, je dreien übereinander. Auch mir geſtand Maria Benvenuta ihr öffentliches Geheimniß und wußte allerlei Geplauder von Wind und Wellen und von der ſchönen Muſica beim Hochzeitsreigen drüben im Tal von Luri. Nach einigen Monaten wird das Hochzeitsfeſt ſein, und kein ſchöneres wird man feiern auf ganz Corsica.

An dem Morgen, da Benvenuta ihr mütterliches Haus verlaſſen ſoll, wird am Eingang des Strandorts eine reizende Trovata ſtehn, ein grüner Triumfbogen mit bunten Bändern. Die Freunde, die Nachbarn, die Sippen werden auf der Piazzetta geſchaart ſein zum Corteo, zum Brautgeleit. Da tritt ein Jüngling vor die geſchmückte Braut und klagt, daß ſie den Ort verlaſſen wolle, wo ſie als Kind in guter Hut aufgewachſen ſei, und wo es ihr nie an Corallen, an Blumen und Freunden gefehlt habe. Weil ſie aber nun fortziehen wolle, ſo wünſche er ihr im Namen ihrer Freunde ein herzlich Glück und gebe ihr das Lebewol. Maria Benvenuta bricht in Tränen aus, und ſie reicht dem Jünglinge ein Geſchenk zum Andenken für die Commune. Ein geſchmücktes Pferdchen wird vor das Haus geführt, darauf ſetzt ſich die Braut und wol bewaffnete Jünglinge reiten neben ihr, mit Blumen und Bändern bekränzt, und der Corteo zieht hinweg durch die Ehrenpforte. Ein Jüngling aber trägt den Freno, das Symbol der Fruchtbarkeit, einen Spinnrocken welcher oben mit vielen Spindeln umgeben und mit bunten Bändern geſchmückt iſt. Als Banner weht darauf ein Tuch. Dieſen Freno in der Hand geht der Freniere ſtolz und freudig dem Zuge voran.

Das Geleite nähert ſich Campo, wo der Bräutigam wohnt, in deſſen Haus nun die Braut geführt werden ſoll. Auch am Eingang von Campo ſteht eine herrliche Trovata. Da kommt nun ein Jüngling hervor, hoch in der Hand einen bebänderten Oelzweig haltend; mit ſchönen Sprüchen übergibt er ihn der Braut. Vom Corteo der Braut aber ſprengen in raſender Haſt zwei Jünglinge gegen das Bräutigamshaus, den Vanto zu erreiten und zu erjagen; das heißt die Ehre der Erſte zu ſein, welcher der Braut die Schlüſſel von des Bräutigams Hauſe bringt. Das Sinnbild der Schlüſſel iſt eine Blume. Der ſchnellſte Reiter hat ſie gewonnen, und jubelnd hält er ſie in der Hand und ſprengt zur Braut zurück, ihr das Symbol zu übergeben. Der Zug zieht nun nach dem Hauſe. Auf allen Balconen ſtehn Frauen und Mädchen und ſtreuen auf die Braut Blumen, Reis und Waizenkörner und werfen Früchte der Jahreszeit unter die Ziehenden mit Freudenrufen und Segenswünſchen. Das nennt man Le Grazie. Nimmer aber hört das Schießen mit den Flinten auf, das Schallen der Mandolinen und das Spiel der Cornamusa oder Sackpfeife. Das iſt ein Jubiliren in Campo, ein Knallen, Jauchzen, Klimpern und Geigen, und wie toll ſchwirrt's in den Lüften von Frühlingsſchwalben, Lerchenliedern, fliegenden Blumen, Waizenkörnern, Sonnenſtäubchen, und das alles um dieſe kleine Maria Benvenuta, die hier am Fenſter dieſe ganze Geſchichte in das Fazzoletto ſtickt.

Nun kommt auch der alte Schwiegervater aus dem Hauſe und ſpricht alſo ernſt zu dem fremden Corteo: Wer ſeid ihr, Männer in Waffen? Freunde oder Feinde? ſeid ihr Begleiter einer donna gentile, oder habt ihr ſie geraubt, obwol ihr mir dem Ausſehen nach edle und tapfre Männer zu ſein ſcheint.

Wir ſind, ſpricht der Brautführer, Gaſtfreunde und geleiten dieſe ſchöne und herrliche Jungfrau, das Pfand unſerer neuen Freundſchaft. Wir pflückten die ſchönſte Blume am Strand von Luri, um ſie Campo zum Geſchenk zu bringen.

Seid denn willkommen, Gaſtfreunde, und tretet in mein Haus und labt euch am Feſte. Alſo ruft wieder der Alte, hebt die Jungfrau vom Pferd, umarmt ſie und führt ſie in das Haus. Dort ſchließt ſie der glückliche Bräutigam in ſeine Arme, und das geſchieht mit eitel Jubiliren auf der ſechszehnſaitigen Cetera und beim Schall der Cornamusa.

Dann geht's in die Kirche, wo die Kerzen ſchon funkeln, und Mirten reichlich geſtreut ſind. Und wenn das Paar zuſammengegeben iſt und wieder in das Hochzeitshaus tritt, ſo ſtehn da im Feſtzimmer zwei Stüle. Auf die zwei Wunderſtüle ſetzen ſich die jungen Glücklichen, und nun kommt eine ſchalkhaft lächelnde Frau, die ein bebändertes Wickelkind im Arme hält. Das Wickelkind aber legt ſie der Braut in den Arm. Die kleine Maria Benvenuta errötet keineswegs, ſondern nimmt das Kind und herzt es nach Herzensluſt. Dann ſetzt ſie ihm eine kleine phrygiſche Mütze auf, die iſt mit bunten Bändern reizend ausgeflittert. Wie dieß geſchehen iſt, umarmen die Sippen das Paar, und ein jeder ſpricht den guten alten Spruch:

Dio vi dia buona fortuna,
Tre di maschi e femmin' una,

das heißt: Gott gebe euch gutes Glück, drei Söhne und eine Tochter. Nun teilt die Braut kleine Geſchenke an ihres Mannes Verwandte aus, der nächſte Verwandte erhält eine kleine Münze. Darauf folgt der Schmaus und der Ballo, da wird man tanzen die Cerca, die Marsiliana und die Tarantella.

Ob ſie weiter die ältern Gebräuche thun werden, wie ſie die Chronik erzählt, das weiß ich nicht. Denn ehedem war es Sitte, daß ein junger Verwandter der Braut in die Kammer voranging. Der ſprang einigemale über das Brautbette und wälzte ſich mehre Male darüber, dann ließ er die Braut ſich auf das Lager ſetzen und löſte ihr die Bänder an den Schuhen, mit demſelben Anſtande wie Anchiſes der auf dem Lager ſitzenden

Venus die Sandalen löſt, wie man's auf alten Bildern ſehen kann. Die Braut bewegte nun zierlich das Füßchen und ließ die Schuhe zur Erde gleiten, dem bandauflöſenden Jünglinge aber gab ſie ein Geldgeſchenk. Kurz und gut, es wird am Hochzeitstage der Benvenuta luſtig zugehen, und noch nach vielen Jahren wird man davon in dem Tal von Campo reden.

Das alles beſprachen und beplauderten wir ernſtlich in dem Schifferſtübchen von Luri, und ich weiß auch das Schlummerlied, mit dem Maria Benvenuta ihren kleinen Sprößling in ihren Armen einwiegen wird.

Nanna.

Corſiſches Wiegenlied von jenſeits der Berge.

Ninniná, mein herziges Holdchen,
Ninniná, mein einziges Gut,
Biſt mein kleines tanzendes Schiffchen,
Das da tanzt auf blauer Flut;
Das vor Wellen ſich nicht fürchtet,
Nicht vor Winden auf der See.
Schlaf' ein Weilchen, ſchlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Schifflein ſchwer von Perlen, mein Holdchen,
Seide führſt du, Tüchlein an Bord,
Und die Segel ſind von Brocate,
Kommen aus indiſchem Port;
Und die Ruder ſind von Golde,
Koſtbar iſt die Arbeit daran.
Schlaf' ein Weilchen, ſchlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Holdchen, als du wareſt geboren,
In die Taufe trug man dich dann;

Und die Sonne war die Frau Pathe,
Und der Mond Gevattersmann;
Und die Sternlein in dem Himmel
Wiegten ſich in goldener Wieg'.
Schlaf' ein Weilchen, ſchlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani,

Heiter ward der Himmel, mein Holdchen,
Blau im Glanze hat er gelacht,
Ja auch ſelbſt die ſieben Planeten
Haben dir Spenden gebracht.
Alle Hirten auf den Bergen
Hielten durch acht Tage ein Feſt.
Schlaf' ein Weilchen, ſchlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Nichts als Citern hörte man, Holdchen,
Nichts als Tänze ſah man zumal
In dem Tale von Cuscioni,
Weit und breit allüberall.
Boccanera und Falconi
Bellten froh nach ihrer Art.
Schlaf' ein Weilchen, ſchlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Biſt du größer worden, mein Holdchen,
Wirſt du wandeln über die Au,
Alle Kräuter werden dann blühen,
Klares Oel wird ſein der Tau.
Feiner Balſam wird dann werden
Alles Waſſer in der See.
Schlaf' ein Weilchen, ſchlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Alle Berge werden, mein Holdchen,
Sich mit Schäfchen decken ſchneeweiß,
Und dann laufen dir nach die Hirſchlein
Und das Gemslein und die Geiß.
Doch der Habicht und die Füchſe
Laufen fort aus dieſem Tal.
Schlaf' ein Weilchen, ſchlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Du mein Holdchen biſt meine Primel,
Du mein Liebchen mein Tauſendſchön,
Das man ſieht im Tale Bavella,
Im Tale Cuscioni ſtehn.
Biſt vom Klee mein würzig Blättchen,
Das die Böckchen weiden gehn.
Schlaf' ein Weilchen, ſchlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Sollte nun das Kind von der Phantaſie dieſes Liedes zu ſehr aufgeregt worden ſein, ſo wird ihm ſeine Mutter noch dieſes kleine Nanna ſingen, worauf es ſofort einſchlafen wird.

Ninni ninni, ninni nanna,
Ninni ninni, ninni nolu,
Allegrezza di la mamma,
Addormèntati, o figliuolu.

Neuntes Kapitel.

Eine geſpenſtige Waſſerfahrt.

Mittlerweile wurde es am Ufer laut. Die Schiffer waren angekommen, und ſo nahm ich Abſchied von der zierlichen

Benvenuta, wünſchte ihr allerlei gute Dinge und ſtieg in die Barke, welche nach Baſtia ſegelte. Wir fuhren immer längs der Küſte und unmittelbar am Ufer. Das Schiff landete in Porticcioli, einem kleinen Hafen mit einer Dogana, um ſeine vier Paſſagiere regiſtriren zu laſſen. Auch hier ankerten einige Segelboote. Die reifen Feigen auf den Bäumen und die Trauben in den Gärten wurden uns begehrlich. Man brachte uns einen halben Weinberg der köſtlichſten Muscatellertrauben und Feigen von dem ſüßeſten Wolgeſchmack für ein paar Soldi.

Abends weiter fahrend hatte ich rechte Freude an dem mondbeglänzten Meer und an den ſeltſamen Uferformen. Viele Türme ſah ich auf den Felſen, hie und da eine Ruine, Kirche oder Kloſter. Wir ſegelten an der alten Kirche der heiligen Catharina von Sisco vorbei, welche hoch und prächtig am Ufer ſteht. Das Wetter wollte ſich verwüſten, wie man in der italieniſchen Sprache ſagt, und es drohte ein Sturm. Der alte Steuermann nahm im Angeſicht der heiligen Catharina ſein Berretto ab und betete laut: heilige Mutter Gottes Maria, wir fahren nach Baſtia, gib daß wir glücklich in den Hafen kommen. Die Schiffer alle nahmen die Berretti ab und ſchlugen andächtig ein Kreuz. Der Mondſchein auf dem Meer, welcher aus ſchwarzen Wetterwolken hervorbrach, die Furcht vor einem Sturm, das grauenvoll beleuchtete Ufer, endlich die heilige Catharina brachten über die ganze Barke plötzlich eine jener unwiderſtehlichen Stimmungen, die ſich in Geſpenſtergeſchichten Luft machen. Es begannen die Schiffer allerlei Hexereien zu erzählen. Nun wollte einer der Paſſagiere in des Fremden Augen ſeine Landsleute nicht gar alle für abergläubiſch gelten laſſen und zuckte als Freigeiſt beſtändig die Achſeln, ärgerlich daß ich ſolche Dinge hörte; ein anderer Paſſagier aber bekräftigte ſeine und der Schiffer Meinung beſtändig mit dem Schluß: ich habe die Hexen nicht mit Augen geſehn, aber Teufelskünſte müßen ſein. Ich ſelber behauptete, daß ich an

die Stregen und Hexen zuverſichtlich glaube und daß ich auch die Ehre gehabt hätte, einige von der beſten Art kennen zu lernen. Der Anhänger der Teufelskünſte, ein Bewohner von Luri, hatte mich übrigens einen tiefen Blick in ſeine geheimnißvollen Studien thun laſſen, da er bei Gelegenheit eines Geſprächs über London ſehr naiv die Frage hinwarf, ob London franzöſiſch ſei. Es ſchien mir deshalb vortrefflich geeignet, das Feuer in dieſer Hexenküche lebhaft zu unterhalten.

Die Corsen nennen die Hexe strega. Sie ſaugt beſonders als Vampyr den Kindern das Blut aus. Ein Schiffer beſchrieb ihr Ausſehn, da er ſie in ſeines Vaters Hauſe einmal ertappt hatte, pechſchwarz nämlich iſt ſie auf der Bruſt und kann ſich aus einer Katze in eine Jungfrau, aus einer Jungfrau in eine Katze verwandeln. Dieſe Stregen machen namentlich den Kindern Weh, thun ihnen das böſe Geſicht an und allerlei fattura. Sie können auch Waffen verhexen, daß ſie verſagen. In dieſem Falle muß man am Flintenbügel ein Kreuz machen, wie überhaupt das Kreuz die beſte Wehr gegen alle Zauberei iſt. Gut iſt es immer, Reliquien und Amulette zu tragen. Einige ſichern gegen das Blei und den Biß der giftigen Spinne malmignatto. Unter dieſen Amuletten hatte man ehemals in Corsica auch einen Reiſeſtein, wie er auch in Nordlandsſagen häufig vorkommt. Man fand ihn allein am Turm des Seneca, er war vierkantig und eiſenhaltig. Wer ſich einen ſolchen Stein über das Knie band, that eine leichte und glückliche Reiſe.

Viele Gebräuche der Heiden haben ſich in Corsica verloren, manche ſich noch erhalten und beſonders in dem Hirtenland Niolo. Da iſt hauptſächlich die Weisſagung aus den Knochen merkwürdig. Der Wahrſager nimmt das Schulterblatt (scapula) einer Geiß oder eines Schafes, macht es ſpiegelblank und lieſt daraus die Geſchicke der betreffenden Perſon. Es muß aber das linke Schulterblatt ſein, weil nach dem alten Spruche la destra spalla sfalla das rechte trügeriſch iſt. Von vielen berühmten

Corsen wird erzählt, daß Wahrſager ihnen ihr Loos prophezeit haben. Man ſagt, daß als Sampiero am Abend vor ſeinem Tode mit ſeinen Begleitern bei Tiſche ſaß, eine Eule auf dem Hauſe die ganze Nacht geſchrieen habe; da habe auch ein Wahrſager die Scapula geleſen und zum Entſetzen aller Sampiero's Tod darin gefunden.

Auch Napoleons Schickſal wurde aus einer spalla prophezeit. Es war ein alter Hirte von Ghidazzo, berühmt im Leſen der Schulterblätter; der beſah eines Tages, da Napoleon noch klein war, die Scapula und fand darauf deutlich abgebildet einen Baum, der mit vielen Zweigen hoch in den Himmel griff, aber nur kleine und wenige Wurzeln hatte. Daraus erkannte der Hirte, daß ein Corse Herrſcher der Welt werden würde, aber nur für kurze Zeit. Dieſe Prophezeiung iſt in Corsica populär; ſie hat eine merkwürdige Verwandtſchaft mit dem Traum der Mandane von jenem Baume, welcher den Cyrus bedeutete.

Viele abergläubiſche Vorſtellungen der Corsen von einer ſehr dichteriſchen Phantaſie beziehn ſich auf den Tod, den wahren Genius der corsiſchen Volkspoeſie, weil der Tod auf dieſem Eiland der Blutrache ſo recht eigentlich ſein mythiſches Haus hat. Die Inſel des Todes möchte ich Corsica nennen, wie andere Inſeln die des Apollo, der Venus, des Jupiter waren. — Wenn Jemand ſterben ſoll, ſo kündigt oft ein bleicher Lichtſchein am Hauſe ſeinen Tod an. Die Eule ſchreit die ganze Nacht, der Hund heult, und manchmal läßt ſich eine kleine Trommel hören, welche ein Geiſt ſchlägt. Soll Jemand ſterben, ſo kommen oft die Todten Nachts an ſein Haus und kündigen es an. Sie ſind nämlich ganz ſo gekleidet wie die Todtenbrüderſchaft, in langen weißen Kapuzmänteln, mit den ſpitzen Kappen, welche die geſpenſtigen Augenlöcher haben. Dann thun ſie alle Geberden der Todtenbrüder, welche ſich um die Bahre ſtellen, ſie aufheben, ſie tragen, ihr vorausgehen. Und ſo

treiben die Geiſter den Spuk vor dem Hauſe, bis der Hahn kräht. Ruft der Hahn, ſo ſchlüpfen ſie fort, die einen huſchen auf den Kirchhof, die andern huſchen in die Kirche in ihre Gräber.

Die Todten lieben die Gemeinſchaft. Wenn du Nachts auf den Kirchhof gehſt, ſo kannſt du ſie hervorkommen ſehen. Dann ſchlage ſchnell ein Kreuz über dem Flintenbügel, daß der Geiſterſchuß los geht. Denn ein voller Schuß hat Gewalt über die Geſpenſter, und ſchießt du unter ſie, ſo zerſtreuen ſie ſich, und erſt nach zehn Jahren können ſie ſich nach einem ſolchen Schuſſe wieder vereinigen.

Bisweilen kommen die Todten an das Bett des Ueberbliebenen und ſtellen ſich vor ihn hin und ſagen zu ihm: Nun klage nicht mehr und höre auf mit deinem Weinen, weil ich doch die Gewißheit habe, einſt ſelig zu ſein.

In ſchweigender Nacht, wenn du auf deinem Bette ſitzeſt und das traurige Herz dich nicht ſchlafen läßt, rufen oft die Todten deinen Namen: o Marì! — — o Josè! — — Bei Leibe, antworte nicht, rufen ſie auch noch ſo kläglich, und will dir gleich das Herz zerbrechen. Antworte nicht! wenn du antworteſt, ſo mußt du ſterben. —

„Andate! Andate! der Sturm kommt! ſeht die Tromba dort, wie ſie Elba vorbei treibt!" Und mächtig zog das ſchwarze Meergeſpenſt über See, ein grauſig ſchöner Anblick; der Mond war erloſchen, und Ufer und Meer lag in einem falben Wetterſchein. Gott Lob! da ſind wir am Turm von Baſtia. Die heilige Mutter Gottes hatte uns doch geholfen, und wie wir aus der Barke geſtiegen waren, begann das Wetter drein zu ſchlagen. Wir aber waren im Port.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Vescovato und die corsiſchen Geſchichtſchreiber.

Einige Meilen ſüdwärts von Baſtia liegt auf den Höhen der Oſtküſte der in der corsiſchen Geſchichte vielberühmte Ort Vescovato. Wenn man an der Straße zum Turm Buttafuoco gelangt iſt, ſo wandert man aufwärts in die Berge, durch die herrlichſte Kaſtanienwaldung, welche alle Hügel rings bedeckt. Das ganze ſchöne Ländchen heißt Casinca und die Gegend um Vescovato ganz im beſondern Caſtagniccia oder das Kaſtanienland.

Ich war geſpannt darauf, dieſes corsiſche Paeſe zu ſehen, in welchem der Graf Matteo Buttafuoco Rousseau einſt ein Aſil angeboten hatte; ich vermutete einen Ort zu finden, wie ich deren in den Bergen genug geſehen hatte. Daher war ich überraſcht, als ich Vescovato vor mir ſah, in den grünen Bergen verloren unter den prächtigſten Kaſtanienhainen, umkränzt von Orangen, Weinreben und Fruchtbäumen jeder Art, von einem Bergwaſſer durchrauſcht, originell corsiſch gebaut, doch nicht ohne einige zierliche Architectur. Da geſtand ich mir, daß unter allen Aſilen, welche ein miſanthropiſcher Philoſoph wählen möchte, Vescovato nicht das ſchlechteſte ſei. Es iſt ſelber eine Bergſiedelei in der ſchattigſten Waldeinſamkeit, mit köſtlichen Spaziergängen, auf denen man ungeſtört träumen kann, bald im

Geſtein am wilden Bergbach, bald unter einem blütenvollen Erikabuſch an einem epheugrünen Kloſter, bald auf einem Berghange, von dem das Auge in die paradieſiſche Ebene des Golo und in das Meer hinabſieht.

Ein Biſchof baute den Ort, und die Biſchöfe des alten Mariana, welches unten in der Ebene lag, wohnten ſpäter hier.

Vescovato iſt eine Oaſe von hiſtoriſchen Erinnerungen und Namen, und vor allem zieren es drei corsiſche Geſchichtſchreiber, alle aus dem ſechszehnten Jahrhundert, Ceccaldi, Monteggiani und Filippini. Ihre Häuſer ſind wolerhalten wie ihr Andenken. Der Curato des Orts führte mich in Filippini's Haus, welches ein armſeliges Bauernhaus iſt. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, als man mir einen aus der Wand gebrochenen Stein zeigte, auf welchen der berühmteſte Geſchichtſchreiber Corsica's in ſeiner Herzensfreude die Inſchrift gegraben hatte: Has Aedes ad suum et amicorum usum in commodiorem Formam redegit anno MDLXXV cal. Decemb. A. Petrus Philippinus Archid. Marian. Fürwahr die Anſprüche dieſer wackern Männer waren beſcheiden. Ein anderer Stein zeigt das Wappen Filippini's, ſein Haus nämlich und ein Pferd, das an einen Baum gebunden iſt. Der Archidiaconus hatte die Gewohnheit, ſeine Geſchichte in ſeinem Weinberge zu ſchreiben, den man noch in Vescovato zeigt. Wenn er von Mariana heraufgeritten kam, band er ſein Pferd unter eine Pinie und ſetzte ſich zum Nachdenken oder zum Schreiben nieder, geſchützt durch das hohe Gemäuer ſeines Gartens: denn er war ſeines Lebens vor den Kugeln ſeiner Feinde nie ſicher, und ſo ſchrieb er die Geſchichte der Corsen unter recht dramatiſchen und erregenden Eindrücken.

Filippini iſt das Hauptwerk der corsiſchen Geſchichte, ein ganz nationales Werk, auf welches die Corsen ſtolz ſein können. Es iſt ganz aus dem Boden des Volks herausgewachſen. Lieder, Chroniken, endlich bewußte Geſchichtſchreibung haben dieſes

Werk zuſammengeſetzt. Der Erſte, welcher daran arbeitete, war Giovanni della Grossa, Lieutenant des tapfern Vincentello d'Iſtria und Schreiber. Er ſammelte die alten Sagen und Traditionen und verfuhr wie Paul Diaconus in ſeiner Hiſtorie. Er brachte die corsiſche Geſchichte bis auf das Jahr 1464. Sein Schüler Monteggiani ſetzte ſie fort bis 1525, ziemlich dürftig; dann führte ſie Ceccaldi bis auf das Jahr 1559 und Filippini bis 1594. Von den 13 Büchern des Ganzen hat er alſo nur die letzten vier geſchrieben, aber das geſammte Werk redigirt, ſo daß es nun ſeinen Namen trägt. Es erſchien zum erſten Mal in Tournon im Jahre 1594 italieniſch unter dieſem Titel:

Die Geſchichte von Corsica, in welcher alle Dinge erzählt werden, die ſich zugetragen haben ſeit dem ſie anfing bewohnt zu werden, bis auf das Jahr 1594. Mit einer allgemeinen Beſchreibung der ganzen Inſel, eingeteilt in 13 Bücher, von denen die erſten neun angefangen worden von Giovanni della Grossa, welche Pier Antonio Monteggiani fortgeſetzt hat, und hernach Marc' Antonio Ceccaldi, und geſammelt wurden ſie und erweitert von dem hochgeehrten Antonpietro Filippini Archidiaconus von Mariana, und die letzten 4 von ihm ſelber gemacht. Durchgeſehen mit Fleiß und an's Licht gegeben von demſelben Archidiaconus. In Tournon. In der Druckerei des Claudio Michael, Drucker der Univerſität. 1594.

Obwol Filippini Gegner Sampiero's war und aus Menſchenfurcht oder Unwahrheit manches in ſeinem Buch unterdrückte, anderes verdrehte, ſo hat er doch den Genueſen ſo viel bittere Wahrheiten geſagt, daß die Republik dem Geſchichtswerk eifrig nachſtellte. Es war ſehr ſelten geworden; da erwarb ſich Pozzo di Borgo das große Verdienſt um ſein Vaterland, den Filippini neu herausgeben zu laſſen. Die neue Ausgabe wurde von dem gelehrten Corsen Gregori beſorgt und mit einer trefflichen Einleitung verſehen. Sie erſchien in 5 Bänden zu Piſa im Jahr 1827. Die Corsen ſind deſſen wol würdig, daß man ihre

hiſtoriſchen Denkmäler pflege. — Ihre neueren Geſchichtſchreiber tadeln Filippini, weil er alle Sagen und Fabeln des Grossa in ſein Werk mit aufgenommen hat. Ich will ihn deshalb loben, denn man muß ſeine Geſchichte nicht nach der ſtrengen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft meſſen, und ſo wie ſie iſt hat ſie gerade den hohen Wert eines volkstümlichen Gepräges. Auch darin ſtimme ich den Tadlern nicht bei, daß ſie dem Manne das Talent verkleinern. Er iſt breit, aber reich und hat eine geſunde aus moraliſchen Lebensbetrachtungen geſchöpfte Philoſophie. Man muß den Mann in Ehren halten, er hat ſeinem Volk genug gethan, war er gleich ein unfreier Anhänger Genua's. Ohne Filippini wäre heute ein gutes Teil corſiſcher Geſchichte gänzlich in Dunkel begraben. Er hat ſein Werk dem Alfonso d'Ornano, Sampiero's Sohne, gewidmet in der Freude, die er darüber empfand, daß der junge Held ſich mit dem genueſiſchen Senat verſöhnte und ſelbſt Genua beſuchte.

Als ich die Geſchichte zu ſchreiben unternahm, ſagt er, vertraute ich mehr auf die Gaben, welche mir die Natur verliehen hat, als auf die Kunſt, welche von dem verlangt wird, der eine ähnliche Sache unternimmt. Bei mir ſelbſt dachte ich entſchuldigt zu ſein bei denjenigen, die mich leſen werden, wenn ſie ſehen wie groß der Mangel an allen Mitteln in dieſer unſerer Inſel iſt (in welcher es Gott einmal gefallen hat, daß ich lebe), ſo daß man nicht an Wiſſenſchaften, welcher Art ſie immer ſeien, ſich machen, geſchweige denn in einem reinen und ganz makelloſen Stile ſchreiben kann. — Auch an andern Stellen beklagt ſich Filippini bitter über die gänzliche Ignoranz der Corſen in den Wiſſenſchaften. Selbſt die Prieſter nimmt er nicht davon aus, unter denen es kaum zwölf gäbe, welche die Grammatik gelernt hätten; unter den Franciscanern, welche 25 Klöſter hätten, ſagt er, gäbe es kaum acht Literaten, und ſo wachſe das ganze Volk in Unwiſſenheit auf.

Er verſchweigt nie die Fehler ſeiner Landsleute. „Neben

der Unwiſſenheit kann man nicht Worte finden, um auszuſprechen, wie groß die Faulheit der Inſulaner ſei, wo es gilt das Erdreich zu bebauen. Selbſt die ſchönſte Ebene der Welt, die von Aleria und Mariana, iſt verödet, und ſie jagen nicht einmal die Vögel. Sondern wenn ſie zufällig Herren von einem einzigen Carlin ſind, ſo dünkt es ihnen, daß ihnen nun nie mehr etwas mangeln könne; und da verſinken ſie in Nichtsthun und Faulheit." — Dies bezeichnet treffend auch noch die heutige Natur der Corsen. — Warum pfropft man den unzähligen wilden Oleaſter nicht? fragt Filippini; warum nicht die Kaſtanien? Aber ſie thun nichts, deßhalb ſind ſie alle arm. Armut führt zu Laſtern, und täglich gibt's Räubereien. Man ſchwört auch Meineide. Ihre Feindſchaften und ihr Haß, ihre wenige Liebe und ihre wenige Treue ſind faſt ewig; daher wird jenes Sprichwort wahr, welches man zu ſagen pflegt: der Corse verzeiht nie. Und daher entſteht all' das Verläumden und all' das Hinterbringen, wie man's immer ſieht. Die Völker Corsica's ſind (wie Braccellio geſchrieben hat) mehr als alle andern neuerungsſüchtig und aufſtändiſch, viele ſind gewiſſem Aberglauben ergeben, welchen ſie Magonie nennen; und dazu braucht man Männer wie Weiber. Es herrſcht hier auch eine Art von Weisſagung, die man aus dem Betrachten von Schulterknochen todter Thiere macht.

Dies iſt in Kürze das moraliſche Schattenbild, welches der corsiſche Geſchichtſchreiber von ſeinem Volk entwirft, und er hat es ſo wenig geſchont, daß er eigentlich nichts anderes von den Corsen geſagt hat, als was Seneca in folgendem Verſe von ihnen geſagt haben ſoll:

Prima est ulcisci lex, altera vivere raptu,
Tertia mentiri, quarta negare Deos.

Dagegen verteidigt er in ſeiner Widmung an Alfonso mit großem Eifer die Tugenden ſeines Volks, welches von Tomaso

Porcacchi Aretino da Caſtiglione in ſeiner Beſchreibung der berühmteſten Inſeln der Welt angegriffen war. Dieſer Mann, klagt Filippini, behandelt die Corsen als Meuchelmörder — das macht mich nicht wenig über ihn ſtaunen und mich gar verwundern; weil man doch, ſo darf ich wol ſagen, in der Welt keine Nation findet, von welcher die Fremden mehr geliebkoſt würden, und wo ſie ſicherer reiſen könnten: denn in ganz Corsica finden ſie die ausgeſuchteſte Höflichkeit, ohne daß ſie für ihren Unterhalt nur den geringſten Quatrin ausgeben dürfen. — Dies iſt wahr; ein Fremder beſcheinigt es hier dem corsiſchen Geſchichtſchreiber noch nach dreihundert Jahren.

Da wir nun hier auf einer Oaſe der Geſchichtſchreiber ſtehen, will ich einen Blick auch auf die anderen corsiſchen Hiſtoriographen werfen. Ein Inſelvolk von dieſem Reichtum an Heldenkämpfen und großen Männern, und von dieſer faſt beiſpielloſen Vaterlandsliebe muß wol auch an Geſchichtſchreibern reich ſein, und gewiß iſt ihre Menge im Verhältniß zu der Kleinheit der Volkszahl erſtaunlich. Ich nenne nur die Namhafteſten.

Neben Filippini iſt der trefflichſte Hiſtoriograph Corsica's Peter von Corsica, oder Petrus Cyrnaeus, Archidiaconus von Aleria, der andern alten Colonie der Römer. Er lebte im fünfzehnten Jahrhundert, und ſchrieb außer ſeinem commentarium de bello Ferrariensi lateiniſch auch eine Geſchichte Corsica's unter dem Titel: Petri Cirnaei de rebus Corsicis libri quatuor, welche bis auf das Jahr 1482 reicht. Sein Latein gehört zum Beſten jener Zeit, ſein Stil iſt ſaluſtiſch, kräftig, in großen Zügen; ſeine Stoffbehandlung aber iſt ganz unkünſtleriſch. Am längſten verweilt er bei der Belagerung von Bonifazio durch Alfonso von Arragon und bei ſeinen eigenen wechſelvollen Schickſalen. Filippini hat ſein Werk weder benutzt noch überhaupt gekannt; es exiſtirte nur in einem Manuſcript, und wurde zuerſt aus der Bibliothek Ludwigs XV. ans Licht gezogen. Muratori hat dies Manuſcript in ſein großes Werk im Jahre

1738 aufgenommen, und Gregori beſorgte dann auf Koſten Pozzo di Borgo's auch Peter von Corsica in einer trefflichen Ausgabe, Paris 1834, und gab zugleich neben dem lateiniſchen Text die italieniſche Ueberſetzung.

Noch einſichtsvoller hat Peter vom Character ſeines Volkes geſprochen, und auch was er ſagt, wollen wir nachſehn, um uns bei Gelegenheit zu überzeugen, ob die heutigen Corsen noch viel oder wenig von der Natur ihrer Vorfahren bewahrt haben.

„Sie ſind begierig, eine Beleidigung zu rächen, und ſich nicht gerächt zu haben, gilt für ſchimpflich. Wenn ſie denjenigen, welcher gemordet hat, nicht erreichen können, dann ſtrafen ſie einen ſeiner Verwandten. Deshalb legen ſobald ein Mord geſchehen iſt, alle Verwandte des Mörders augenblicks die Waffen an, um ſich zu verteidigen. Nur Kinder und Weiber werden verſchont." — Die Bewaffnung der Corsen jener Zeit beſchreibt er ſo: Sie tragen ſpitze Helme, Cerbelleras genannt, andere auch runde; ferner Dolche, vier Ellen lange Speere, deren jeder zweie hat; links ruht das Schwert, rechts der Dolch.

„Im Vaterland ſind ſie uneins, außer dem Vaterlande auf's innigſte verbunden. Ihre Seelen ſind zum Tode bereit (animi ad mortem parati). Alle ſind ſie arm und verachten den Handel. Nach Ruhm ſind ſie begierig; Gold und Silber gebrauchen ſie faſt gar nicht. Trunkenheit gilt für ſehr ſchimpflich. Schreiben und Leſen lernen ſie kaum; wenige hören die Redner und die Dichter; in Streitſachen üben ſie ſich aber ſo ſehr, daß wenn es auf einen Streit ankommt man glauben möchte, ſie ſeien alle treffliche Sachwalter. Unter den Corsen ſah ich nie einen Kahlkopf. Die Corsen ſind unter allen Menſchen die gaſtfreiſten. Den Landeshäuptern ſelbſt kocht das Weib die Speiſen. Von Natur ſind ſie ſchweigſam, mehr gemacht zum Handeln als zum Reden. Auch ſind ſie die religiöſeſten Menſchen.

Es iſt Sitte die Männer von den Weibern zumal bei Tiſche zu trennen. An die Waſſerquellen gehen die Frauen, die Töchter.

Denn Dienſtboten haben die Corſen faſt keine. Die corſiſchen Weiber ſind arbeitſam. Man kann ſie ſehen, wenn ſie an die Quellen gehn, auf dem Kopf das Gefäß tragen, das Pferd, wenn ſie eins haben, am Arme nach ſich führen, und die Spindel drehen. Auch ſind ſie ſehr keuſch und ſchlafen nicht lange.

Die Todten beſtatten die Corſen mit Aufwand: denn ſie beerdigen ſie nicht ohne Exequien, ohne Lamento, ohne Lobpreiſung, ohne Trauergeſang, ohne Gebet. Ihre Todtenfeier iſt jener der Römer ſehr ähnlich. Einer von den Nachbaren erhebt den Ruf und ruft nach dem nächſten Dorf: O du, rufe dorthin, denn eben iſt er geſtorben. Dann kommen ſie zuſammen, Dorf-, Stadt-, Gemeindeweiſe, je einzeln in langem Zuge, erſt die Männer dann die Weiber. Wenn dieſe ankommen, erheben alle ein Weinen und ein Klagegeſchrei, und das Weib und die Brüder zerreißen die Kleider auf der Bruſt. Die Weiber, von Tränen entſtellt ſchlagen ſich die Brüſte, zerfleiſchen ihr Geſicht, zerraufen ſich die Haare. — Alle Corſen ſind frei."

Man wird gefunden haben, daß dieſes Gemälde vielfach Aehnlichkeit mit dem Bilde hat, welches uns Tacitus von den alten Deutſchen aufſtellt. —

Das heroiſche 15. und 16. Jahrhundert war die Blütezeit der corſiſchen Geſchichtſchreibung. Sie ſchwieg im 17., weil das Volk in dieſer Zeit in einer todesähnlichen Erſchöpfung lag. Mit dem Aufſchwunge des 18. Jahrhunderts begann ſich auch die Geſchichtſchreibung der Corſen wieder zu regen. Da haben wir die Bücher von Natali: Disinganno sulla guerra di Corsica, und von Salvini: Giustificazione dell' insurrezione, brauchbare, doch nicht ausgezeichnete Schriften.

Eine Geſchichte Corſica's ſchrieb Dr. Limperani bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, ein ſtofflich reiches, aber breitgezogenes Werk. Höchſt brauchbar, ja unentbehrlich beſonders durch die vielen Documente, iſt die Geſchichte der Corſen von

Cambiaggi, welche 4 Quartbände umfaßt. Cambiaggi widmete ſein Werk Friedrich dem Großen, dem Verehrer Pasquale's und des corsiſchen Heldenmutes.

Nun die Freiheit der Inſel verloren gegangen iſt, haben ſich gelehrte Patrioten — und Filippini hätte ſich heute nicht mehr über den Mangel an wiſſenſchaftlichen Männern zu beklagen — mit rühmlichem Eifer der Geſchichte ihrer Nation angenommen. Meiſt ſind es Advocaten. Pompei ſchrieb ein Buch: l'état actuel de la Corse; Gregori gab den Filippini und den Peter heraus und ſammelte die Statuten Corsica's, ein höchſt verdienſtvolles Werk. Dieſe Geſetze entſtanden aus alten Rechts- und Strafbeſtimmungen, welche ſchon die Demokratie Sambucuccio's aufnahm, feſtſtellte und ergänzte, und wurden unter den Genueſen nach und nach vermehrt und geordnet, endlich im 16. Jahrhundert von ihnen geſammelt. Sie waren ſehr ſelten geworden. Ihre neue Ausgabe iſt ein glänzendes Denkmal corsiſcher Geſchichte, wie auch der Codex ſelbſt den Genueſen zur hohen Ehre gereicht. Ein anderer talentvoller Corse Renucci ſchrieb ſeine Storia di Corsica, 2 Bände, Baſtia 1833, ſie berührt in Kürze die älteſten Zeiten und behandelt ausführlich das 18. und 19. Jahrhundert bis auf das Jahr 1830. Das Werk iſt an Stoff reich, aber als Geſchichtswerk ſchwach. Arrighi ſchrieb ein Leben Sampiero's und ein Leben des Pasquale Paoli. Die weiteſte Verbreitung genießt Jacobi's zweibändige Geſchichte Corsica's, welche bis auf das Ende des Unabhängigkeitskrieges unter Paoli reicht, ein letzter Band ſoll noch nachfolgen. Jacobi hat das Verdienſt, aus allen gegebenen Quellen zuerſt eine überſichtliche Geſchichte der Corsen geſchrieben zu haben; ſein Buch iſt unentbehrlich, aber nicht von der beſten Kritik und gar nicht objectiv genug. Der jüngſte Verfaſſer eines vortrefflichen Compendium corsiſcher Geſchichte iſt der Archivar Camillo Frieß in Ajaccio, welcher mir ſagte, daß er eine größere Geſchichte der Corsen zu ſchreiben beabſichtige. Ich wünſche ihm Glück dazu,

denn er ist ein Mann von Talent. Möchte er sein Werk nicht wie Jacobi französisch, sondern aus Pflicht für sein Volk italienisch schreiben.

Zweites Kapitel.

Rousseau und die Corsen.

Ich ging zu dem Hause des Grafen Matteo Buttafuoco, welches einst die Wohnung Rousseau's sein sollte. Es ist das stattlichste in Vescovato, ein schloßartiger Bau. Gegenwärtig besitzt der Marschall Sebastiani, dessen Familie aus dem nahen Dorfe Porta stammt, einen Teil desselben.

Buttafuoco war derselbe, gegen welchen Napoleon als junger Demokrat in Ajaccio ein feuriges Pamphlet schleuderte. Als jener noch Officier in französischen Diensten war, lud er Jean Jacques Rousseau nach Vescovato ein. Im Contrat Social hatte nämlich der Genfer Philosoph über Corsica sich in folgender Weise prophezeiend ausgesprochen: „In Europa ist noch ein Land der Gesetzgebung fähig, das ist die Insel Corsica. Die Kraft und die Ausdauer, mit welcher dieses tapfere Volk seine Freiheit zu erlangen und zu verteidigen gewußt hat, verdiente wol, daß irgend ein weiser Mann es lehrte, sie zu bewahren. Ich habe eine gewisse Ahnung, daß diese kleine Insel eines Tages Europa in Erstaunen setzen wird." Bei Gelegenheit der letzten französischen Unternehmung zur Unterdrückung Corsica's hatte Rousseau geschrieben: „Man muß gestehen, daß eure Franzosen ein sehr serviles Volk sind, ein Volk, das von der Tyrannei leicht zu erkaufen ist, sehr grausam und gleich Henkern gegen die Unglücklichen; wenn sie am Ende der andern Welt einen freien Menschen wüßten, ich glaube sie würden marschiren einzig um des Vergnügens willen ihn zu vertilgen."

Ich will nicht behaupten, daß auch dies eine Prophezeiung

Rousseau's war, jene aber war es und ſie hat ſich erfüllt, denn der Tag iſt gekommen, an welchem die Corsen Europa in Erſtaunen geſetzt haben. Der günſtige Ausſpruch Rousseau's war es, welcher auch Paoli bewog, ihn im Jahr 1764 nach Corsica einzuladen, damit er ſich der Verfolgung ſeiner Feinde in der Schweiz entziehe. Voltaire, der erbitterte Neider und Spötter Rousseau's, hatte das Gerücht ausgeſprengt, daß man dieſem ein Aſil in Corsica anbiete, um ihm einen lächerlichen Streich zu ſpielen; darauf hatte Paoli ſelber an Rousseau eine Einladung geſchrieben. Buttafuoco war noch weiter gegangen, er hatte den Philoſophen aufgefordert, für die Corsen eine Geſetzgebung zu verfaſſen, wie ihn auch die Polen um eine Conſtitution baten. Paoli ſcheint dieſem Anſinnen nicht widerſtrebt zu haben, vielleicht weil er eine ſolche Arbeit wenn auch für unnütz, ſo doch immer von gewiſſer Seite für dienlich dem Rufe der Corsen hielt. So ſah ſich der eitle Miſanthrop in der ſchmeichelvollen Lage eines Pythagoras, und er antwortete mit Freuden, „daß die Idee allein ſich mit dieſer Aufgabe zu beſchäftigen, ſeine Seele begeiſtre, und daß er den Reſt ſeiner unglücklichen Tage edel und tugendhaft verwendet glaube, wenn er ſie zum Vorteil der tapfern Corsen verwenden könne.“ Alles Ernſtes verlangte er Materialien. Sein Werk kam nicht zu Stande, weil ihn die Plackereien ſeines Lebens daran hinderten. Was wäre es auch geworden: und was ſollten die Corsen mit einer Theorie, da ſie ſich ihre volksmäßige und materiell begründete Conſtitution ſelber gaben?

Die Verhältniſſe brachten indeß Rousseau von dem Entſchluſſe ab, nach Corsica zu gehen — ſchade! Er hätte hier eine Probe von ſeinen Theorien ablegen können — denn die Inſel erſcheint wie das verwirklichte Utopien ſeiner Anſichten von dem normalen Zuſtande der Geſellſchaft, wie er ihn namentlich in der Abhandlung: ob die Künſte und Wiſſenſchaften den Menſchen heilſam geweſen ſeien, angeprieſen hat. In Corsica hätte

er, was er wünſchte, vollauf gefunden: Naturmenſchen im wollnen Kittel, die von Ziegenmilch und wenig Caſtanien leben, weder Wiſſenſchaft noch Kunſt, Gleichheit, Tapferkeit, Gaſtfreiheit, und die Blutrache an allen Enden. Ich glaube, die kriegeriſchen Corsen hätten herzlich gelacht, wenn ſie Rousseau unter den Caſtanien hätten herumwandeln ſehn, ſeine Katze auf dem Arm, oder ſein Flechtwerk wirkend. Nein! das Gebrüll vendetta! vendetta! und ein paar Schüſſe aus dem Fucile hätten den armen Jacques ſchnell wieder verjagt. Aber immer denkwürdig und zum innern Weſen ſeiner Geſchichte gehörend bleibt Rousseau's Beziehung zu Corsica.

In dem Brief, welcher dem Grafen Buttafuoco abſagt, ſchreibt Rousseau: „Ich habe nicht das wahrhafte Verlangen in Ihrem Lande zu leben verloren; aber die gänzliche Erſchöpfung meiner Kräfte, die Sorgen, welchen ich mich unterziehen, die Fatiguen die ich leiden müßte, noch andere Hinderniſſe die aus meiner Lage entſpringen, zwingen mich wenigſtens für den Augenblick meinen Entſchluß aufzugeben, auf den doch trotz dieſer Schwierigkeiten mein Herz noch nicht ganz und gar verzichten kann. Aber, mein teurer Herr, ich werde alt, ich werde hinfällig, die Kräfte verlaſſen mich, der Wunſch reizt und das Hoffen ſchwindet. Wie es auch ſei, empfangen Sie und erbieten Sie dem Herrn Paoli meinen lebhafteſten und zärtlichſten Dank für das Aſil, welches mir anzutragen er mich gewürdigt hat. Tapferes und gaſtfreies Volk! nein, ich werde es ſo lange ich lebe nie vergeſſen, daß eure Herzen, eure Arme, eure Hände mir geöffnet geweſen ſind in dem Augenblick, als mir in Europa beinahe kein anderer Zufluchtsort übrig blieb. Wenn ich nicht das Glück habe, meine Aſche in eurer Inſel zu laſſen, ſo werde ich verſuchen wenigſtens ein Denkmal meiner Dankbarkeit dort zurückzulaſſen, und in den Augen der ganzen Welt werde ich mich ehren, wenn ich euch meine Gaſtfreunde und meine Beſchützer nenne. — — Das was ich Ihnen verſpreche und worauf Sie

von jetzt ab rechnen können ist, daß ich für den Rest meines Lebens mich nur mit mir oder mit Corsica beschäftigen werde: jede andere Angelegenheit ist gänzlich aus meiner Seele verbannt."

Das Letzte will viel sagen — doch es ist die rhetorische Sprache Rousseau's. Wie wundersam und fremd nimmt sich diese und das Rousseau-Wesen den schweigsam düstern, männlich starken, wild und kühn handelnden Corsen gegenüber aus. Rousseau und Corse scheinen zwei getrennte Begriffe, antipodische Naturen zu sein, und doch berühren sie sich wie Körperliches und Unkörperliches, durch Zeit und Idee verbunden. Es ist merkwürdig, wie neben den prophetischen Träumen einer Menschendemokratie, welche Rousseau weissagte, der erzne Korybanten-Waffentanz der Corsen unter Paoli herklingt, die neue Zeit verkündend, die ihr Heldenkampf begann. Mit dem Erzgetöse wollten sie das Ohr der alten Despotengötter betäuben, dieweil auf ihrer Insel der neue Jupiter geboren wurde — Napoleon, der revolutionäre Gott des eisernen Zeitalters.

Drittes Kapitel.

Die Moresca. Corsischer Waffentanz.

Die Corsen haben wie andere tapfere Völker von feuriger Natur und poetischem Sinn den Waffentanz, welchen man Moresca nennt. Ueber seinen Ursprung herrscht Streit, da ihn Einige von den Mauren, Andere von den Griechen herleiten. Die Griechen nannten diese Tänze der kriegerischen Jugend mit Schwert und Schild menfitische und pyrrhische und schrieben ihre Erfindung der Minerva und dem Sohne des Achill Pyrrhus zu. Es ist ungewiß, auf welche Weise sie sich über das Abendland verbreiteten; genug, seit den Kämpfen der Christen und der Mauren nannte man sie Moresca, und es scheint, daß sie

überall da noch in Gebrauch ſind, wo die Völker an Traditionen von dem alten weltgeſchichtlichen Rieſenkampf zwiſchen Chriſt und Heide, Europa und Aſien reich ſind, wie in Griechenland, bei den Albaneſen, Serben, Montenegrinern, Spaniern und andern Nationen.

Ich weiß nicht welcher Sinn ſonſt in die Moresca gelegt wird, da ich den herrlichen Tanz nur einmal in Genua tanzen ſah; in Corsica hat er immer die Eigenheit eines kreuzritterlichen Charakters bewahrt, weil die Moresca ſtets einen Kampf gegen die Saracenen darſtellte, ſei es die Befreiung von Jeruſalem, die Eroberung von Granada, oder die Einnahme der corsiſchen Städte Aleria und Mariana durch Hugo Graf Colonna. Dadurch hat die Moresca einen profan-religiöſen Charakter, wie manche feierliche Tänze der Alten, und durch ihre geſchichtliche Vorſtellung ein nationales Gepräge erhalten.

Die Corsen haben zu allen Zeiten das Schauſpiel dieſes Tanzes aufgeführt, beſonders in vielbewegter Zeit des Volkskampfes, wo ein ſolches Nationalſpiel in Waffen die Zuſchauer entflammte, indem es ſie zugleich an die großen Thaten der Väter gemahnte. Ich weiß kein edleres Vergnügen für ein freies und mannhaftes Volk, als das Schauſpiel der Moresca, die Blüte und die Poeſie des Schlachtenmutes. Sie iſt das einzige Nationaldrama der Corsen, welche, da ſie keine anderen Genüſſe hatten, die Thaten ihrer Heldenväter ſich auf demſelben Boden vortanzen ließen, den ſie einſt mit ihrem Blute tränkten. Oftmals mochte es geſchehn, daß ſie von der Moresca hinweg in die Schlacht zogen.

Vescovato war häufig das Theater dafür, und auch Filippini gedenkt deſſen. Man erinnert ſich noch, daß ſie Sampiero zu Ehren dort getanzt wurde, und auch zur Zeit Paoli's wurde ſie aufgeführt. Die letzte Vorſtellung fand im Jahre 1817 ſtatt.

Ganz beſonders beliebt war die Darſtellung der Eroberung von Mariana durch Hugo Colonna. Ein Dorf ſtellte die Stadt

vor. Die Schaubühne ſelbſt war ein freier Platz, die grünen Berge dienten als Amphitheater, worauf ſich Tauſende, aus der Inſel zuſammengeſtrömt, lagerten. Man denke ſich dieſes Publicum, dieſe rauhen, trotzigen Männer alle in Waffen, unter den Caſtanienbäumen gelagert und mit Blick, Wort und Geberde den Heldentanz begleitend. Die Schauſpieler, bisweilen 200 an der Zahl, ſind in zwei Schaaren geteilt, alle tragen ſie die römiſche Toga. Jeder Tänzer hält in der Rechten ein Schwert, in der linken einen Dolch; die Farbe des Helmbuſches und des Panzers macht den Chriſten oder den Mauren kenntlich. Ein einziger Geigenſpieler regiert mit dem Fiedelbogen die Moresca.

Sie beginnt. Ein mauriſcher Aſtrolog kommt aus Mariana herausgeſchritten, im Kaftan mit langem weißem Bart, er beſchaut den Himmel und befragt die Sterne, und beſtürzt weiſſagt er Unglück. Mit Zeichen des Schreckens eilt er in das Tor zurück. Siehe, da kommt ein mauriſcher Bote, in Blick und Bewegung jähe Furcht, nach Mariana gelaufen und bringt die Kunde, daß die Chriſten bereits Aleria und Corte eingenommen hätten und im Anmarſch auf Mariana ſeien. Wie der Bote im Tor verſchwunden iſt, blaſen die Hörner, und es tritt auf Hugo Graf Colonna mit dem Chriſtenheer. Unendlicher Jubel ſchallt ihm von den Bergen entgegen. Ich habe das Ganze in dieſer Ballade auszudrücken verſucht.

Hugo, Hugo, Graf Colonna,
O wie herrlich er vor allen
Tanzet wie der Königstiger,
Wenn er tanzt den Fels empor.

Graf Colonna hebt den Degen,
Küßt das Kreuz an ſeinem Griffe,
Und zu ſeinen Kriegerſchaaren
Alſo ſpricht der edle Graf:

Auf zum Sturm im Namen Gottes,
Tanzt hinauf Mariana's Mauern,
Laſſet ſpringen heut die Mohren,
Alle ſpringen über's Schwert.

Wiſſet, wer im Sturm gefallen,
Heute wird er noch im Himmel
Mit den Engelchören tanzen
Seinen ſeligen Sphärentanz.

Die Chriſten ſtellen ſich auf. Hörnerſpiel. Aus Mariana kommt herausgezogen der Maurenkönig Nugalon und ſein Heer.

Nugalone, o wie herrlich
Ihm die leichten Glieder tanzen,
Wie dem braungefleckten Panter,
Wenn er tanzt aus ſeinem Buſch.

Nugalone dreht den Schnauzbart
Mit der goldbereiften Linken,
Und zu ſeinen Kriegerſchaaren
Alſo ſpricht der ſtolze Mohr:

Nun wolauf, im Namen Allahs
In die Chriſtenſchlacht getanzet!
Durch den Sieg laßt uns bezeugen,
Allah iſt der einzige Gott.

Wiſſet, wer im Kampf gefallen,
Heute wird er noch in Eden
Mit der ſchönſten Houri tanzen
Seinen Wolluſt-Taumeltanz.

Nun defiliren beide Heere — der Mohrenkönig gibt das Zeichen zur Schlacht, und es beginnen die Turen des Tanzes, deren es zwölfe ſind.

Fiedelſtrich, ein ſcharfer, heller —
Rugalone und Colonna
Schweben tanzend ſich entgegen,
Sich entgegen tanzt ihr Heer.

Zierlich in dem Tact der Töne
Wiegen ſich die jungen Glieder,
Wie die ſchlanken Blumenhalme,
Wenn das Abendlüftchen geigt.

Kaum berühren ſich der Kämpfer
Leichtgeſchwungne Flimmerdegen;
Sind es Degen, ſind es Stralen,
Sonnenſtralen in der Hand!

Geigentöne, voller, voller —
Kling und Klang gekreuzter Degen,
Rückwärts, vorwärts leichte Glieder
Drehen ſich zum Geigenſpiel.

Und nun tanzen ſie im Ringe,
Chriſt und Maure feſt verſchlungen,
Von dem Silberhall der Degen
Ihre Waffenkette klingt.

Kling und Klang gekreuzter Degen,
Neue Weiſe, neue Schwünge,
Jetzt zerbrochen iſt die Kette,
Halber Bogen ſind's nun zwei.

Wilder, wilder die Moresca,
Rauſcht der Tanz ſich wild entgegen,
Wie die Meereswelle rauſchet,
Wenn der Sturm auf Felſen geigt.

Halte wacker dich Colonna,
Tanz' ſie nieder in den Boden!
Heute gilt es unſre Freiheit
Zu ertanzen mit dem Schwert.

Alſo wollen wir die Berge
Vescovato's niedertanzen,
Niedertanzen deine Heere,
Gottverfluchtes Genua!

Immer neue Turen, endlich tanzen ſie die letzte, welche die resa heißt, da ergibt ſich der Saracen.

Als ich die Moresca in Genua tanzen ſah, führte man ſie zu Ehren der ſardiniſchen Conſtitution und an deren Jahrestage am 9. Mai 1852 auf, denn der ſchöne Tanz hat in Italien eine revolutionäre Bedeutung und war deshalb in den unfreien Ländern verboten. Es war ein gar herrliches Schauſpiel, da das Volk in ſeinen maleriſchen Trachten, zumal die Frauen in den weißen langen Schleiern, den Platz am Hafen bedeckte. Etwa 30 junge Männer, alle weiß und knapp gekleidet, grüne und rote Schärpen um den Leib gewunden, tanzten die Moresca mit Begleitung von Hörnern und Trompeten. Alle hielten ſie in jeder Hand eine Fahne; die verſchiedenen Turen tanzend ſchlugen ſie die Degen gegen einander. Eine geſchichtliche Beziehung zeigte dieſe Moresca nicht.

Die Corsen haben wie die Spanier, die Bayern und die Tyroler, auch noch die Paſſionsſpiele erhalten, welche indeß ſelten geworden ſind. Im Jahr 1808 wurde unter andern ein

ſolches Spiel vor 10,000 Menſchen in Orezza gegeben. Zelte ſtellten die Häuſer des Pilatus, des Herodes und des Caiphas dar. Da gab es Engel und Teufel, welche aus einer Fallthüre heraufſtiegen. Das Weib des Pilatus war ein junger Menſch von 23 Jahren mit einem rabenſchwarzen Bart. Der Commandant der Garden trug die Nationalgardenuniform der Franzoſen mit Oberſtepauletten von Gold und von Silber, der zweite Commandant eine Infanterieuniform, und beide hatten das Kreuz der Ehrenlegion auf der Bruſt. Den Judas ſtellte dar ein Pfarrer, der Curate von Carcheto. Als nun das Spiel begann, gerieten die Zuſchauer durch unbekannte Veranlaſſung in ein Handgemenge und bombardirten einander mit Felsſtücken, die ſie von dem natürlichen Amphitheater aufrafften. Hierauf wollte Jeſus, welcher gerade aufgetreten war, nicht weiter ſpielen, und zog ſich ärgerlich aus dieſem irdiſchen Jammertal zurück. Aber zwei Gendarmen faßten ihn unter die Arme und führten ihn mit Gewalt auf die Scene, ſo daß er weiter ſpielen mußte. Dieſe ſpaßhafte Geſchichte erzählt der Ingenieur Robiquet in ſeinen hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Forſchungen über Corsica.

Viertes Kapitel.

Joachim Murat.

Espada nunca vencida!
Esfuerço de esfuerço estava.
Romanze Durandarte.

Da iſt noch ein drittes, ſehr merkwürdiges Haus in Vescovato, das Haus der Familie Ceccaldi, aus welcher zwei namhafte Männer Corsica's ſtammen, der genannte Geſchichtſchreiber und der tapfere General Andrea Colonna Ceccaldi, eins der Volkshäupter der Corsen und Triumvir neben Giafferi und Hyacint Paoli.

Aber mehr als ſolche Erinnerungen reizt eine andere, welche an dieſem Hauſe haftet. Es gehört dem General Franceſchetti, oder vielmehr ſeiner Gemalin Catarina Ceccaldi, und hier war es wo der unglückliche König Murat gaſtliche Aufnahme fand, als er auf der Flucht aus der Provence in Corsica landete, und hier faßte er den Plan, ſein ſchönes Reich Neapel durch einen ritterlichen Handſtreich wieder zu erobern.

Wieder zieht alſo das Lebensbild eines tapfern Caballero an uns vorüber auf dieſer wunderſamen Märcheninſel, wo die Königskronen auf den Bäumen wild wachſen wie die goldnen Aepfel im Garten der Heſperiden.

Das Ende Murats iſt ſo bewegend wie kaum das eines andern Mannes, welcher als ein prächtiges Meteor eine Zeit lang durch die Welt fuhr, dann in kläglichem Fall verknallte.

Nach ſeinem letzten unüberlegten Kriege in Italien war er flüchtig nach Frankreich gegangen. Unter Todesgefahr, in Weinbergen und Gebüſchen umherirrend, hatte er ſich eine Zeit lang an der Küſte von Toulon verborgen gehalten; ein alter Grenadier hatte ihn gerettet und vor dem Hungertode geſchützt. Derſelbe Marquis von Rivière, welchem Murat nach der Verſchwörung des George Cadoudal und Pichegru großmütig das Leben erhalten, ſchickte Soldaten nach dem Flüchtlinge aus, ihn todt oder lebendig einzubringen. In ſeiner Lage war Joachim auf den Gedanken gekommen, auf dem nahen Corsica Gaſtfreundſchaft zu ſuchen. Bei einem edlen Volke, welchem das Gaſtrecht heilig iſt, hoffte er Schutz zu finden.

Er floh aus ſeinem Schlupfwinkel, erreichte den Strand und eine Barke, welche ihn trotz Sturm und Ungewitter und der höchſten Not, zu ertrinken, nach Corsica brachte. Er landete am 25. Auguſt 1815 bei Baſtia, und hörend daß der General Franceſchetti, der früher unter ſeiner Garde in Neapel gedient hatte, ſich in Vescovato befinde, machte er ſich dahin auf. Er klopfte an das Haus des Maire Colonna Ceccaldi,

Schwiegervaters jenes Generals, und verlangte dieſen zu ſprechen. In ſeinen Memoiren über Murats Aufenthalt in Corsica und ſein Ende erzählt Franceschetti: „Ein Mann ſtellt ſich mir dar eingehüllt in einen Kapuzmantel, den Kopf begraben in eine Mütze von ſchwarzer Seide, mit dichtem Bart, in Pantalons, in Gamaſchen und Schuhen eines gemeinen Soldaten; er war abgemagert von Elend. Wie groß war mein Erſtaunen als ich unter dieſer groben Verhüllung den König Joachim erkenne, dieſen noch vor kurzem ſo glanzvollen Fürſten. Ein Schrei entfährt meinem Munde, und ich falle an ſeine Kniee."

Auf die Nachricht von der Landung des Königs bewegte ſich Baſtia, und viele corsiſche Officiere eilten nach Vescovato ihm ihre Dienſte anzubieten. Der Commandant von Baſtia, Oberſt Verrière war in Furcht. Er ſchickte Gendarmen mit einem Officier nach Vescovato, Joachim zu verhaften. Aber das Volk ergriff die Waffen, das Gaſtrecht und den Gaſt zu verteidigen, und der Trupp kehrte unverrichteter Sache um. Wie ſich nun das Gerücht verbreitete, daß König Murat die Gaſtfreundſchaft der Corsen angerufen habe und daß man ſeine Perſon bedrohe, zog Volk in Waffen aus allen Dörfern der Umgegend nach Vescovato und ſchlug hier ein Lager auf, ſo daß ſchon am folgenden Tage Murat über ein kleines Heer zu befehlen hatte. Der arme Joachim war entzückt von den Evviva der Corsen. Es ſtand bei ihm ſich zum Könige von Corsica zu machen, aber er hatte keine andern Gedanken als an ſein ſchönes Neapel. Der letzte Anblick einer ihm zujauchzenden Volksmenge gab ihm wieder das Gefühl eines Königs, und wenn dieſe Corsen, ſagte er, welche mir gar nichts verdanken, ſchon ſo hingebend ſind, wie werden mich erſt meine Neapolitaner empfangen, welchen ich ſo viele Wolthaten erwieſen habe.

Der Entſchluß, Neapel wieder zu gewinnen, wurde feſt in ſeiner Seele; das Beiſpiel Napoleons, welcher von dem nahen Elba in abenteuerlicher Weiſe Frankreich überfallen hatte, ſchreckte

ihn nicht. Der Sohn des Glücks mußte ſeinen letzten Wurf verſuchen, und um die Königskrone oder den Tod werfen.

Das Haus Ceccaldi ward unterdeß der Sammelplatz vieler Officiere und Herren von nah und fern, welche Murat ſehen und ihm dienen wollten. Er hatte ſeinen Plan gefaßt. Er berief aus Elba einen ſeiner alten Officiere der Marine den Baron Barbarà, einen Malteſer, welcher ſich nach Porto-Longone geflüchtet hatte, um mit ihm der die Küſten Calabrieus genau kannte, ſich zu beſprechen. Er ſchickte einen Corsen nach Neapel, Verbindungen anzuknüpfen und Geld aufzubringen. In Baſtia kaufte er drei Fahrzeuge, welche ihn an der Küſte von Mariana aufnehmen ſollten, aber die Franzoſen in Baſtia wurden davon benachrichtigt und belegten ſie mit Beſchlag. Vergebens mahnten Murat verſtändige Männer von ſeinem tollkühnen Unternehmen ab. Die Idee war bei ihm unerſchütterlich geworden, daß die Neapolitaner ihn liebten, daß er nur den Fuß auf die calabriſche Küſte zu ſetzen brauche, um im Triumf nach ſeiner Hauptſtadt geführt zu werden. Auch kamen Menſchen von Neapel her und ſagten ihm, daß der König Ferdinand dort verhaßt ſei und daß man ſich nach der Herrſchaft Murats zurückſehne.

Es erſchienen von Genua zwei engliſche Officiere. Sie begaben ſich nach Vescovato und erboten ſich dem Könige Joachim, ihn ſicher nach England zu bringen. Aber er wies in edlem Zorn dies Anerbieten zurück, weil er daran dachte, wie England mit Napoleon verfahren war. Unterdeß wurde ſeine Lage in Vescovato immer gefährlicher und für ſeine Gaſtfreunde Ceccaldi und Franceschetti bedrohlicher, denn der bourboniſche Commandant hatte eine Proclamation erlaſſen, welche alle diejenigen für Hochverräter erklärte, welche Murat folgen oder ihm ein Aſil geben würden.

Er entſchloß ſich, Vescovato ſo bald als möglich zu verlaſſen. Er unterhandelte noch wegen der Rückgabe ſeiner mit Sequeſter belegten Fahrzeuge; er wendete ſich an den Comman-

danten der Balagna Antonio Galloni, deſſen Bruder er einſt mit Woltaten überhäuft hatte. Galloni ließ ihm ſagen, daß er in dieſer Angelegenheit nichts vermöge, daß er vielmehr von Verrière den Befehl bekommen habe, folgenden Tags mit 600 Mann gegen Vescovato zu marſchiren um ihn gefangen zu nehmen. Aber aus Rückſicht für ſein Unglück wolle er noch vier Tage warten und gebe das feierliche Verſprechen, daß er ihn nicht verfolgen werde, wenn er ſich innerhalb dieſer Friſt aus Vescovato entfernt habe.

Als der Capitän Moretti mit dieſer Botſchaft und ohne Ausſicht auf die Wiedererlangung der Fahrzeuge nach Vescovato zurückkehrte, vergoß Murat Tränen. Iſt es möglich, rief er aus, daß ich ſo unglücklich bin! ich kaufe Schiffe um von Corsica abzureiſen, und man belegt ſie mit Beſchlag, ich brenne vor Ungeduld die Inſel zu verlaſſen, und man ſchließt mir jeden Weg. Wolan! ich will die Tapfern zurückſchicken, welche mich ſo großherzig bewachen, ich will allein bleiben, ich will meine Bruſt dem Galloni entgegenhalten, oder ich werde das Mittel finden mich von dem grauſamen Schickſal zu erlöſen, das mich verfolgt" — dabei blickte er auf die Piſtolen welche auf dem Tiſche lagen. Indem trat Franceschetti in das Zimmer; bewegt ſagte er zu Murat, daß die Corsen nimmer leiden würden, daß ihm ein Leids geſchehe. „Nein," entgegnete Joachim, „ich werde nie leiden, daß Corsica um meinetwillen ein Ungemach erfahre; ich muß hinweg!"

Die Friſt von vier Tagen war verſtrichen, und Galloni zeigte ſich mit ſeinen Truppen vor Vescovato. Aber das Volk ſtand bereit, ihm eine Schlacht zu liefern. Man eröffnete ein Feuern, Galloni zog ſich zurück. Denn eben hatte auch Murat den Ort verlaſſen.

Am 17. September war er von Vescovato gegangen, in Begleitung Franceschetti's und einiger Officiere und Veteranen, und escortirt von mehr als fünfhundert Bewaffneten. Er hatte

ſich entſchloſſen nach Ajaccio zu gehen, um ſich dort einzuſchiffen. Wo er ſich zeigte, in der Casinca, in Tavagna, in Moriani, in Campoloro und jenſeits der Berge, lief das Volk herzu und empfing ihn mit Evviva. Jede Commune begleitete ihn bis zur Grenze der nächſten. In San Pietro di Venaco zog ihm der Prieſter Muracciole mit einem zahlreichen Gefolge entgegen und brachte ihm als Geſchenk ein ſchönes corsiſches Pferd. Augenblicks beſtieg es Murat und galoppirte auf ihm des Weges, ſtolz und feurig wie er einſt in den Tagen ſeines Glanzes durch die Straßen von Mailand, von Wien, von Berlin, von Paris, von Neapel, und über unzählige Schlachtfelder geſprengt war.

In Vivario kehrte er bei dem greiſen Pfarrer Pentalacci ein, welcher ſeit 40 Jahren ſo vielen Flüchtlingen Gaſtfreundſchaft gegeben, in wechſelvollen Zeiten Engländer, Franzoſen, Corsen aufgenommen, und einſt auch den jungen Napoleon bei ſich beſchirmt hatte, als ihm die Paoliſten nach dem Leben trachteten. Beim Frühſtück fragte Joachim den Greis, was er von ſeiner Unternehmung auf Neapel denke? Ich bin ein armer Pfarrer, ſagte der Geiſtliche, und verſtehe mich nicht auf Krieg oder Diplomatie, aber doch möchte ich zweifeln, daß Ew. Majeſtät den Tron heute wieder gewinnen können, den Sie einſt an der Spitze Ihrer Armee nicht behaupten konnten. Lebhaft entgegnete Murat: ich bin ſo ſicher mein Königreich wieder zu gewinnen, als ich ſicher bin dieſes Tuch in meinen Händen zu halten.

Joachim ſchickte Franceschetti nach Ajaccio voraus, um zu ſehen, wie es dort um ſeine Aufnahme ſtände. Denn ſeitdem er in Corsica erſchienen war, hatten Napoleons Verwandte keine Notiz von ihm genommen, und ſo war er ſchon Willens in Bocognano zu bleiben und erſt dann nach Ajaccio zu gehen, wenn zu ſeiner Einſchiffung alles bereit wäre. Franceschetti ſchrieb ihm, daß die Bürgerſchaft von Ajaccio vor Freude außer ſich ſei, den König Murat in ihren Mauern zu ſehen, und daß ſie ihn dringend einlade zu kommen.

Am 23. September um 4 Uhr Abends betrat er Ajaccio zum zweiten Mal in ſeinem Leben, denn das erſte Mal war er dort mit Ruhm bedeckt, von der Welt als Held gefeiert, mit Napoleon gelandet, als dieſer von Egypten zurückkam. Bei ſeinem Eintritt läuteten alle Glocken, das Volk umjauchzte ihn, Freudenfeuer brannten auf den Straßen und die Häuſer waren erleuchtet. Aber die Behörden der Stadt entfernten ſich aus ihr, und auch Napoleons Verwandte, die Ramolini, zogen ſich zurück; nur die Signora Paravisini hatte den Mut und die Liebe zu bleiben, ihren Verwandten zu umarmen und ihm Gaſtfreundſchaft in ihrem Hauſe anzubieten. Murat hielt es für gut in einer öffentlichen Locanda zu wohnen.

Die Beſatzung der Citadelle war corsiſch, alſo Joachim ergeben. Der Commandant ſchloß ſich in die Feſtung ein und legte den Belagerungszuſtand auf die Stadt. Murat traf nun Vorkehrungen zur Abreiſe. Er verfaßte auch eine Proclamation an das neapolitaniſche Volk, von 36 Artikeln; ſie ward in Ajaccio gedruckt.

Am 28. September erſchien Maceroni ein engliſcher Officier und verlangte Audienz bei Joachim. Er brachte Päſſe für ihn von Metternich, welche von dieſem, von Carl Stuart und von Schwarzenberg gezeichnet waren. Sie waren ausgeſtellt auf den Grafen Lipona, unter welchem Namen, einem Anagramm von Napoli, ihm Sicherheit und ein Aſil in Deutſch-Oeſterreich oder Böhmen zugeſichert worden war. Murat nahm Maceroni zur Tafel, man ſprach von den letzten Kriegsthaten Napoleons und von der Schlacht von Waterloo. Maceroni beſchrieb ſie umſtändlich und rühmte die kaltblütige Tapferkeit des engliſchen Fußvolks, deſſen Quarrés die Reiterei der Franzoſen nicht hatte zerſprengen können. Da ſagte Murat: wäre ich dort geweſen, ich hätte ſie ſicherlich zerſprengt. Maceroni entgegnete: Ew. Majeſtät hätten die Quarrés der Preußen und Oeſterreicher zerſprengt, aber niemals die der Engländer. Voll Feuer rief

Murat: und ich hätte auch die der Engländer zerſprengt; denn Europa weiß, daß ich noch nie ein Quarré getroffen habe, welches es auch war, das ich nicht zerſprengte.

Er nahm Metternichs Päſſe und ſtellte ſich erſt, als wolle er auf das Anerbieten eingehen, dann erklärte er, daß er nach Neapel hinüber müſſe, ſein Reich zu erobern. Maceroni bat ihn unter Tränen, abzuſtehn ſo lange es noch Zeit ſei. Der König entließ ihn.

Noch an demſelben Tage, um die Mitternacht, ſtieg der unglückliche Murat in die Barke, und wie ſein kleines Geſchwader den Hafen von Ajaccio verließ, ließ der Commandant der Citadelle einige Kanonenſchüſſe auf dasſelbe abfeuern, welche wie man ſagt, nur blinde Schüſſe waren. Die kleine Flotte beſtand aus 5 Fahrzeugen und der Scorridora einer ſchnellſegelnden Feluke, unter den Befehlen Barbarà's, und mit ſich nahm Murat ungefähr 200 Mann, eingerechnet die Unterofficiere und 22 Officiere, außerdem eine kleine Zahl von Matroſen.

Voll Unheil war ſeine Fahrt, unbegünſtigt durch das Glück, welches Napoleon noch einmal begleitet hatte, als er mit ſeinen ſechs Schiffen und 800 Mann von Elba hinwegſegelte, ſeine Krone wieder zu erobern. Sieben Monate früher war der Kaiſer von jener nahen Inſel unter Segel gegangen. Es iſt ergreifend, Murat zu beobachten, wie er das Herz von Zweifel und Ungewißheit zerwühlt, an der Küſte Calabriens hinſchwebt, wie er von den Barken verlaſſen wird, wie ihn nun gleichſam eine warnende Hand von der feindlichen Küſte zurückſtößt, wie er ſchon den Entſchluß faßt, nach Trieſt zu ſegeln, nach Oeſterreich zu gehen, und endlich die phantaſtiſche Idee den Träumer, über deſſen Haupt das Trugbild der Krone ſchwebt, dennoch beſtimmt, in Pizzo zu landen.

Murat, ſagte der Mann, der mir von ſeinen Tagen in Ajaccio als Augenzeuge ſo manches erzählte, war ein großer

Ritter und ein kleiner Kopf. Das iſt wol wahr. Er war der Held eines hiſtoriſchen Romans, ein ächter Paladin, und man legt das Buch ſeines Lebens nicht aus der Hand ohne noch lange nachher die Erſchütterung im Gemüte zu empfinden. Er ſaß beſſer auf dem Pferd als auf dem Tron. Er hatte niemals regieren gelernt, er beſaß nur, was geborne Könige oft nicht haben, den fürſtlichen Anſtand und den Mut König zu ſein, und war es am meiſten als er vom Trone herunterſtieg; und dieſer einſtige Kellner in ſeines Vaters Schenke, Abbé und weggejagter Unterofficier, ſtand vor ſeinen Henkern königlicher als Ludwig XVI. aus dem Hauſe Capet, und ſtarb nicht minder ſtolz als Karl von England aus dem Hauſe der Stuart.

Eine Dienerin öffnete mir die Zimmer Franceſchetti's, in denen Murat gewohnt hatte. Die Schlachtſcenen, in welchen er geglänzt hatte, wie Marengo, Eylau, die Landſchlacht von Abukir, Borodino ſchmückten die Wände. Mir fiel auf den erſten Blick ſein Porträt auf. Das ſchwärmeriſche Auge, die braunen gelockten Haare welche über die Stirne herabfallen, die weichen romantiſchen Geſichtszüge, die phantaſtiſche weiße Kleidung, die rote Schärpe, waren wol Joachims. Unter dem Porträt las ich dieſe Worte: 1815. Tradito!!! abbandonato!!! li 13. Octobre assassinato!!! Verraten!!! Verlaſſen!!! Am 13. October ermordet!!! Schmerzensſeufzer Franceſchetti's, der ihn nach Pizzo begleitet hatte. Das Porträt des Generals hängt neben dem Murats, eine hohe, kriegeriſche Geſtalt mit eiſenfeſter Phyſiognomie, ein lebhafter Gegenſatz zu dem Troubadourgeſicht Joachims. Franceſchetti hatte ſich für Murat geopfert, Weib und Kinder verlaſſen, und obwol er das Unternehmen ſeines früheren Königs gemißbilligt, war er ihm doch gefolgt und bis zum letzten Augenblick nicht von ihm gewichen. Man erzählte mir einen ſchönen Zug von Edelmut, (und ich las ihn auch in den Memoiren des Generals) welcher ſein Andenken ehrt; als die wütenden Banden von Pizzo auf Murat eindrangen, um

ihn ſo ſchimpflich zu mißhandeln, ſprang Franceschetti vor und rief: „ich bin Murat!“ Ein Säbelhieb ſtreckte ihn zu Boden; in demſelben Augenblick war auch Murat vorgeſprungen und hatte ſich zu erkennen gegeben. — Alle Officiere und Soldaten, welche man bei Pizzo gefangen nahm, warf man ins Gefängniß, verwundet wie ſie waren. Nach Joachims Hinrichtung führte man ſie und Franceschetti in die Citadelle von Capri; lange Zeit ſaßen ſie dort im Kerker, ihren Tod erwartend, bis unverhofft der König Ferdinand ſie begnadigte. Franceschetti kehrte nach Corsica zurück, aber kaum landete er hier, als die Franzoſen ihn als Hochverräter feſtnahmen und nach der Citadelle von Marſeille abführten. Der unglückliche Mann ſaß einige Jahre in den Kerkern der Provence, dann wurde er in Freiheit geſetzt und durfte zu ſeiner Familie nach Vescovato zurückkehren. Sein Vermögen war durch Murat ruinirt worden — und dieſer General, welcher für ſeinen König dem Tode entgegen gegangen war, ſah ſich in die Notwendigkeit geſetzt, ſeine Frau nach Wien und zu Murats Gemalin Caroline reiſen zu laſſen, um einen Teil ſeiner Auslagen wieder zu erlangen, und da dieſe Reiſe vergebens war, einen langdauernden Prozeß mit Caroline zu führen, den er in allen Inſtanzen verlor. Franceschetti ſtarb im Jahre 1836. Seine beiden Söhne, zurückgezogene Officiere, gehören zu den angeſehenſten Männern Corsica's und haben ſich um die Verbeſſerung der Agricultur anerkannte Verdienſte erworben.

Seine Gemalin Catarina Ceccaldi lebt noch hochbetagt in dem Hauſe, wo ſie einſt Murat gaſtlich aufgenommen hatte. Ich fand die edle Greiſin in einem Oberzimmer in der ländlichſten Beſchäftigung und von Tauben umringt, welche bei meinem Eintritt aus dem Fenſter flatterten — eine Scene die mir zeigte, daß die ſchlichte Natur der Corsen nicht nur im Hauſe des Paeſanen, ſondern auch des Vornehmen ſich erhalten habe. Ich dachte mir die glänzende Jugend, welche dieſe Frau in dem

ſchönen Neapel und an dem Hofe Joachims verlebt hatte, und im Verlauf des Geſprächs gedachte ſie ſelber jener Zeit wo der General Franceschetti mit Coletta, der gleichfalls eine beſondere Schrift über die letzten Tage Murats veröffentlicht hat, im Dienſte Joachims geſtanden war. Es iſt erfreuend, eine ſtarke Natur zu ſehn, welche die Lebensſtürme ſiegreich überſtand und ſich gleich blieb, wenn die Schickſale wechſelten; ſo betrachtete ich dieſe würdige Matrone mit Ehrfurcht, wie ſie von den großen Dingen der Vergangenheit redend ſorgſamlich die Bohnen ſchnitt zum Mittagsmal für Kinder und Enkel. Auch der Zeit gedachte ſie, wo Murat in dieſem Hauſe lebte. Franceschetti, ſagte ſie, machte ihm die lebhafteſten Vorſtellungen, er ſcheute ſich nicht ihm zu ſagen, daß er ein unmögliches Unternehmen vorhabe; dann rief Murat ſchmerzlich aus: auch ihr wollt mich verlaſſen! ach! meine Corsen wollen mich im Stiche laſſen! man konnte ihm nicht widerſtehen.

Als ich von Vescovato weiter in die Casinca wanderte, wollte mich das Bild Murats nicht verlaſſen. Ich konnte an ihn nicht denken, ohne ihn mit dem abenteuerlichen Baron Theodor von Neuhoff zu vergleichen, welcher an eben dieſer Küſte 79 Jahre früher gelandet war, wunderlich und phantaſtiſch gekleidet, wie ſich auch Murat zu coſtümiren pflegte. Theodor war in Corsica der Vorläufer aller jener, welche ſich die ſchönſten Kronen der Welt eroberten. Napoleon holte ſich die Kaiſerkrone, Joſeph die Krone von Spanien, Louis die Krone von Holland, Jerome die Krone von jenem Weſtfalen, aus welchem Theodor der König der Corsen abſtammte, und neben ihnen erabenteuerte ſich Murat die normänniſche Krone beider Sicilien, Bernadotte die Krone der Scandinavier, der älteſten Ritter Europa's. Cervantes hatte hundert Jahre vor Theodor das chevalereske Inſelkönigtum in ſeinem Sancho Panſa verſpottet — und ſiehe da nach hundert Jahren wiederholte ſich dieſes Rittermärchen von König Artur und der Tafelrunde an den

Grenzen Spaniens auf der Inſel Corsica, und ſetzt ſich fort am hellen lichten Tage durch das 19. Jahrhundert bis in den hellen lichten Tag unſerer Gegenwart hinein.

Der Don Quijote und die ſpaniſchen Romanzen ſind mir oftmals in Corsica eingefallen, und mir iſt als reitet wieder der edle Ritter von der Mancha durch die Weltgeſchichte. Werden doch nun wieder ſpaniſche, uralte Namen hiſtoriſch, welche der Welt gerade ſo romantiſch unbekannt geweſen ſind, wie Theſeus der Herzog von Athen im Sommernachtstraum.

Fünftes Kapitel.

Romantiſch-chriſtliche Verſunkenheit.

Que todo se passa en flores
Mis amores,
Que todo se passa en flores.
Spaniſches Lied.

Nahe bei Vescovato liegt der kleine Ort Venzolasca. Ein herrlicher Gang über Hügel und durch Caſtanienhaine führt dorthin. Ich kam an dem Capuzinerconvent von Vescovato vorbei, welches verlaſſen ſteht. Auf einer reizenden Höhe gelegen, mit ſchwarzem Schiefer gedeckt, aus braunem Stein gebaut erſcheint es ernſt, wie die corsiſche Geſchichte, originell und im Grünen höchſt maleriſch.

Auf dieſen Gängen durch das Caſtanienland vergißt man jegliche Ermüdung. Die Ueppigkeit der Natur und die lachenden Berge, der Blick in die Goloebne und auf das Meer machen das Herz froh, die Nachbarſchaft vieler Dörfer unterhält und gibt manche Genreſcenen. Ich ſah viele gemauerte Fontänen, an denen Weiber und Mädchen in ihren runden Krügen Waſſer ſchöpften, einige mit der Spindel, wie Peter von Corsica es geſagt hat.

Vor Venzolasca ſteht am Wege ein ſchön gelegnes Grabmal der Familie Caſabianca. Auch dieſe iſt aus Vescovato gebürtig und gehört zu den angeſehenſten der Inſel. Die unmittelbaren Vorfahren des heutigen Senators Caſabianca machten ihren Namen durch Waffenthaten berühmt. Raffaello, Obercommandant Corsica's im Jahre 1793, Senator, Graf und Pair von Frankreich, ſtarb zu Baſtia hochbetagt im Jahre 1826. Luzio, Deputirter Corsica's beim Convent, war Capitän des Admiralſchiffes der Orient in der Schlacht von Abukir. Als der Admiral Brueys von einer Kugel in Stücke geriſſen war, übernahm Caſabianca den Oberbefehl des Schiffes; es brannte; er ordnete die Rettung der Mannſchaft an, ſo weit dieſe möglich war, und wollte das Schiff nicht verlaſſen. Sein junger Sohn Giocante, ein Knabe von dreizehn Jahren, war nicht zu bewegen von des Vaters Seite zu weichen. Jeden Augenblick konnte das Schiff ſpringen. Vater und Sohn hielten ſich mit ihren Armen feſt umſchlungen und flogen ſo mit den Schiffstrümmern gen Himmel, und in die Unſterblichkeit. Wo man auch wandern mag in Corsica, man atmet Hauch vom Heldengeiſt.

Venzolasca iſt ein kleiner Ort mit ſchmucker Kirche, wenigſtens im Innern. Man war eben dabei, den Chor auszumalen und klagte mir, daß der Meiſter, welcher die Holzſchnitzelei vergolden ſollte, das Dorf ſchimpflich betrogen habe; denn man hatte ihm Dukatengold gegeben und er hatte dies eingeſteckt. Der einzige Luxus, den die Corsen treiben, wird auf den Schmuck ihrer Kirchen verwandt, und es gibt kaum ein kleines Paeſe in der Inſel, welches nicht ſeinen Stolz darein ſetzte, helle bunte Farben und Goldzierraten in dem Kirchlein zu haben.

Von dem Ort, auf welchem die Kirche von Venzolasca ſteht, hat man eine wonneſame Fernſicht aufs Meer und ſich umwendend die Anſicht des ſchönen Bergkeſſels der Caſtagniccia. Wenige Gegenden Corsica's haben mir eine ſolche Freude gemacht als dieſe Berge in ihrer Verbindung mit dem Meer. Die Caſtagniccia

iſt ein mächtiger Circus, welchen ſaftig grüne Berge von den ſchönſten Formen umſtellen. Alle ſind ſie bis gegen die Gipfel mit Caſtanien bedeckt, zu Füßen tragen ſie Olivenhaine, deren Silbergrau mit dem Tiefgrün des Caſtanienlaubes maleriſch contraſtirt. Aus dem Laube hervor ſehen einzelne Ortſchaften, Sorbo, Penta, Caſtellare und das hoch in Wolken ſtehende Oreto, dunkel, mit ſchlanken ſchwarzen Kirchentürmen.

Die Sonne ging zu Abend, als ich dieſe Berge hinaufſtieg, und ich hatte frohe Stunden. Wieder kam ich an einem verlaßnen Kloſter der Franziscaner vorbei. Es lag ganz vergraben in Reben und Laub, und die Fruchtbäume wußten ihren Segen kaum zu bergen. Wie ich in den Hof und in die Kloſterkirche trat, überraſchte mich dieſes wüſte Bild der Zerſtörung, welches die Natur mit ihrem Pflanzenwucher lachend zudeckte. Die Steinplatten der Gräber waren aufgethan, als hätten die Todten ſie geſprengt, um gen Himmel zu fliegen, Schädel lagen im Grün, und die chriſtliche Symbolik alles Schmerzes war verſunken in ein Blumenmeer.

Im Kloſter von Venzolasca.

Transfiguration.

Zu einem ſchattendunkeln Wald
Hat mich der Irrweg hin verſchlagen,
Die Sonne ging zu Rüſte bald,
Da ſah ich Kloſtermauern ragen.

Der Epheu ſchlug um's graue Tor
Den wonneſamſten Ehrenbogen,
Ein alter Oelbaum ſtund davor,
War auf die Kloſterwacht gezogen.

Der that mir da mit ſtillem Aſt
Zum Eintritt in den Kreuzgang winken,

Als wär' er Pförtner, der den Gaſt
Zum Beten ladet oder Trinken.

Todt iſt der Mönch, der hier gehauſt
Und hier gekeltert hat die Traube,
Und mit den Brüdern hier geſchmauſt
In blütenduft'ger Gartenlaube.

Die Rebe ſchreibt mit leiſer Hand
Inſchriften, liebeſam zu leſen,
Mit grünen Lettern an die Wand,
Weß Ordens der Convent geweſen.

Der Crucifixus — wunderbar! —
Ein Chriſtus ſchien's pfingſtthimmeltrunken,
Vom Marterholz gefallen war,
G'rad in das Rebenlaub geſunken.

Und eine Rebe ſah ich da
Des Herren Füße feſt umſchließen,
Das war die blonde Magdala
Mit ihrem Kuß, dem ſündig ſüßen.

Johannes auch als Roſe lag
Dem Herrn zu Haupt auf ſeinen Knieen,
Und ſchaut' verzückt empor und ſprach
Zur Trauerweide, zu Marien:

„O ring' die Hände nicht in Not!
Was kann's auf Erden Beſſres geben,
Als einen heißbeweinten Tod
Nach einem jungen Liebeleben?"

Die blonde Rebe lispelnd rief:
Ergoſſen hab' ich meine Schmerzen,
Die Luſt die mir im Buſen ſchlief,
Ergoſſen voll aus vollem Herzen.

Still dacht' ich dem Myſterium nach,
Dem Chriſtentum das worden trübe;
Die Roſe ſah mich an und ſprach:
„O Menſch! Am Anfang war die Liebe!"

Der bekränzte Schädel.

Im ſtillen Kloſterhof ich ſaß,
Ein Schädel lag zu meinen Füßen,
Der lauſchte lachend aus dem Gras,
Und thät mich gaſtlich grüßen.

Nichts that ihm an gemeiner Staub,
Denn um die kahle Stirn gelinde
Schlang ſchirmend das gekrauſte Laub
Die blühende Clematiswinde.

Mir war's, als ob der Schädel ſprach:
Ein Corsenabt bin ich geweſen,
Ich hab den Brüdern allgemach
Des Evangeliums Text geleſen.

Ein Gleichniß lag mir ſtets zum Grund:
Ich bin der Weinſtock, ihr die Trauben;
Das Gleichniß führt' ich ſtets im Mund,
Sein Sinn iſt einfach, ohne Schrauben.

Und einfach war mein Sacrament,
Vom Abendmal die tiefe Lehre:
Das Beſte was die Erde nennt,
Die Traube iſt es und die Aehre.

Ich teilt' ſie aus an manchen Gaſt,
Dem Armen gab ich Gottes Segen,
War fröhlich dieſe Erdenraſt,
Und konnt' mich froh zur Grube legen.

Sieh' hier das junge Laub, mein Sohn —
Des Lebens mußt' ich mich entſchlagen,
Doch ſchmückt den Schädel mir zum Lohn
Der grüne Kranz, den ich getragen.

Nun ſei mein Gaſt, genieß' des Weins,
Laß dir die Kloſtertraube munden.
Sei einſt dein Todtenhaupt wie meins
Von einem grünen Zweig umwunden.

Sechstes Kapitel.

Gaſtliches Familienſtillleben in Oreto.

Denn dem Zeus gehöret ein jeder
Fremdling und Darbender an; und die Gab' iſt klein auch erfreulich.
Odyſſee.

Zwiſchen Fruchtgärten, deren Gemäuer die ſchöne Clematiswinde umkränzt hielt, ging ich noch zwei Stunden bergauf und durch Caſtanienhaine bis Oreto, dem höchſtgelegenen Paeſe der Casinca.

Oreto hat ſeinen Namen von dem griechiſchen Oros, welches Berg heißt; der Ort liegt hoch auf der Spitze eines grünen

Berges. Ein mächtiger Granitblock ragt grauhäuptig mitten aus dem Dorf hervor wie ein Fundament, geſchaffen das Coloſſalbild eines Hercules darauf zu ſtellen. Um nach dem Paeſe zu gelangen, mußte ich mühſam auf einem engen Pfade emporklimmen, auf dem an vielen Stellen zugleich ein Quell herabrauſchte.

Oben angelangt trat ich auf den Platz, den größeſten, den ich noch in einem Dorfe fand. Er iſt das Plateau des Berges, von anderen Bergen überragt, von Häuſern umſtellt, welche wie der Frieden ſelber ausſehen. Der Pfarrer ſpazierte mit ſeinem Küſter umher, und die Paeſanen lehnten in der Sabbatruhe an den Gärten. Ich trat auf eine Gruppe zu und fragte, ob im Ort eine Locanda wäre. Nein, ſagte der Eine, wir haben keine Locanda, aber ich biete euch mein Haus an, ihr ſollt finden was wir haben. Das nahm ich mit Freuden an und folgte meinem Gaſtwirt. Ehe ich in ſein Haus trat, wollte Marcantonio, daß ich zuvor den Stolz von Oreto, die Fontäne des Dorfs, in Augenſchein nähme und das Waſſer koſte, das herrlichſte im ganzen Land Casinca. Trotz meiner Ermüdung folgte ich dem Corsen. Das eiskalte Waſſer der Fontäne ſtrömte in einem ſteinernen Tempel aus fünf Röhren in unerſchöpfter Fülle.

In Marcantonio's Haus gekommen, wurde ich von ſeinem Weibe ohne Phraſe bewillkommnet. Sie bot mir guten Abend und ging gleich in die Küche das Mal zu rüſten. Mein Wirt hatte mich in ſein beſtes Zimmer geführt, und ich war erſtaunt dort einen kleinen Büchervorrat zu finden; es waren geiſtliche Dinge, die er geerbt hatte. Ich bin unglücklich, ſagte Marcantonio, denn ich habe nichts gelernt und bin ſehr arm. Deshalb muß ich hier auf dem Berge ſitzen, ſtatt auf das Feſtland zu gehen und ein Amt zu bekleiden. Ich betrachtete mir dieſen Mann im braunen Kittel und der phrygiſchen Mütze genauer. Er hatte ein verſchloſſenes, von Leidenſchaft durchfurchtes Geſicht

von wahrhaft eiſerner Härte, und was er ſprach war kurz, entſchieden und in einem bittern Ton. Ich ſah dieſen Mann nicht ein einziges Mal lächeln und fand in den einſamen Bergen eine von Ehrgeiz gequälte hinausſtrebende Seele. Solche Erſcheinungen ſind in Corsica nicht ſelten; mächtig lockt das Beiſpiel vieler Familien aus den Dörfern, wo man oft in der finſterſten Capanna die Familienbildniſſe von Senatoren, Generalen und Präfecten finden kann. Die Inſel Corsica iſt das Land der Emporkömmlinge und der natürlichen Gleichheit.

Marcantonio's Tochter, ein junges Mädchen von blühend kräftiger Geſtalt trat in das Zimmer. Sonſt keine Notiz von der Anweſenheit eines Gaſtes nehmend fragte ſie nur ganz laut und ganz naiv: Vater, wer iſt der Fremde, iſt es ein Franzos, was will er in Oreto? Ich ſagte ihr, daß ich ein Deutſcher ſei, was ſie nicht verſtand. Giulia ging ihrer Mutter beim Male helfen.

Es ward aufgetragen und das reichſte Mal eines Armen, eine Krautſuppe und dem Gaſt zu Ehren ein Stück Fleiſch, Brod, Pfirſchen. Die Tochter trug die Speiſen auf, aber nach corsiſcher Sitte nahm weder ſie noch die Mutter am Eſſen Teil, ſondern der Mann allein legte mir vor und aß neben mir.

Er führte mich darauf in die kleine Kirche von Oreto und auf den Rand des Felſens, um die unvergleichlich ſchöne Fernſicht zu genießen. Der junge Curate und eine nicht kleine Gefolgſchaft von Paeſanen begleiteten uns dahin. Es war ein ſonnengoldiger, wonnig friſcher Abend. Ich ſtand erſtaunt ob ſolcher Herrlichkeit der Natur, denn zu meinen Füßen ſah ich die caſtanienwaldbedeckten Berge in die Ebene hinabſinken, dieſe einem unermeßlichen Garten gleich ſich zum Strande dehnen, von dem Golofluß und dem Fiumalto durchſchlängelt, begrenzt vom verklärten Meer, an deſſen Horizont die Inſeln Capraja, Elba und Monte Chriſto ſich aufreihten. Der Blick umfaßt die ganze Uferlinie bis nach Baſtia und ſüdlich bis San Nicolao — landhinein Berg an Berg, mit Dörfern gekrönt.

Auf dieſer Stelle war eine kleine Gemeinde um uns verſammelt, und ich machte mir das Vergnügen, die Inſel zu preiſen, welche ſo merkwürdig ſei durch ihre Natur wie durch die Geſchichte ihres heroiſchen Volks. Der junge Curate ſetzte dieſes Lob mit vielem Feuer fort, die Bauern ſtimmten ein, und jeder wußte ſein Vaterland zu ehren. Ich machte die Bemerkung, daß dieſe Leute in der Geſchichte ihres Landes trefflich zu Hauſe waren. Der Curate erregte meine Verwunderung, er hatte Geiſt und einen witzigen Ausdruck. Von Paoli ſprechend ſagte er einmal: „ſeht, ſeine Zeit war eine Zeit der Thaten, die Männer von Orezza ſprachen wenig, aber ſie handelten viel. Hätte unſere Zeit einen einzigen Mann von der großen und aufopfernden Seele des Pasquale hervorgebracht, ſo ſtände es heute anders in der Welt. Aber jetzt iſt es die Zeit der Chimären und der Federn, und doch iſt der Menſch nicht gemacht zum Fliegen.“ Ich folgte dem Curaten mit Freuden in ſein Presbyterium, ein ärmliches Haus von ſchwarzen Steinen. Aber ſein Stübchen war ſchmuck und hatte eine ſaubere Bibliothek von ein paar hundert Bänden. Ich verlebte eine angenehme Stunde bei einer Flaſche des köſtlichſten Weines mit dem gebildeten und frei aufgeklärten Manne mich unterhaltend, während Marcantonio ſtumm und verſchloſſen dabei ſaß. Wir kamen auf Aleria zu ſprechen und ich fragte nach römiſchen Altertümern in Corsica. Marcantonio nahm plötzlich das Wort und ſagte ſehr ernſt und kurz: wir brauchen den Ruhm römiſcher Altertümer nicht, wir haben genug an dem unſerer Väter.

In Marcantonio's Haus zurückgekehrt, fand ich in dem Zimmer auch Mutter und Tochter, und wir ſetzten uns zum vertraulichen Familienkreiſe um den Tiſch zuſammen. Die Frauen beſſerten ihre Kleider aus, ſie waren geſprächig, unbefangen, naiv wie alle Corsen. Die raſtloſe Thätigkeit der corſiſchen Frauen iſt bekannt; den Männern untergeordnet und in der Geſellſchaft beſcheiden ein dienendes Loos hinnehmend, ruht

die ganze Laſt der Arbeit auf ihnen; ſie teilen dieſes Schickſal mit den Weibern aller kriegeriſchen Völker, wie namentlich der Serben und Albaneſen.

Ich beſchrieb ihnen die großen Städte des Feſtlandes, ihre Feſte und Gebräuche, wie einige Sitten meines Vaterlandes. Nie äußerten ſie ein Erſtaunen, obwol was ſie hörten ihnen gänzlich fremd war und Giulia noch keine Stadt, nicht einmal Baſtia geſehen hatte. Ich fragte das Mädchen nach ihrem Alter. Ich bin zwanzig Jahre alt, ſagte ſie.

Das iſt unmöglich. Ihr habt kaum ſiebenzehn Jahre.

Sie iſt ſechzehn Jahre alt, ſagte die Mutter.

Nun, wißt Ihr nicht Euren eigenen Geburtstag, Giulia?

Nein, aber er ſteht im Regiſter und der Maire wird ihn ſchon wiſſen.

Der Maire iſt alſo der einzige Glückliche, der den Geburtstag des hübſchen Kindes feiern kann, wenn er nämlich ſeine große Hornbrille auf die Naſe ſetzt und in dem großen Regiſter nachſchlägt.

Giulia, wie vergnügt Ihr Euch? Jugend will doch ihre Freude haben.

Ich habe zu thun genug, den Brüdern fehlt auch alle Augenblick etwas; Sonntags gehe ich in die Meſſe.

Wie werdet Ihr Euch morgen ausputzen?

Ich werde die Faldetta anziehn.

Sie holte die Faldetta aus dem Schrank und zog ſie über, das Mädchen ſah ſehr hübſch darin aus. Die Faldetta iſt ein langes Gewand, meiſt von ſchwarzer Farbe, deſſen hinteres Ende über den Kopf geworfen wird, ſo daß es einem Nonnengewande mit Kapuze ähnt. Aeltlichen Frauen gibt die Faldetta Würde, junge Mädchen umwallt ſie geheimnißvoll und reizend.

Die Frauen fragten mich, wer ich ſei. Das war ſchwer zu beantworten. Ich zog mein ſehr kunſtloſes Skizzenbuch hervor und indem ich ihnen einige Blätter zeigte, ſagte ich, daß ich ein Maler ſei.

Seid Ihr ins Dorf gekommen, fragte Giulia, um die Stuben anzustreichen? Ich lachte laut auf, es war dieſe Frage eine geiſtvolle Kritik meiner corsiſchen Skizzen.

Marcantonio ſagte ſehr ernſt: laßt nur, ſie verſteht es nicht.

Von ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften haben dieſe corsiſchen Frauen keine Kunde; ſie leſen keine Romane; in der Dämmerſtunde ſpielen ſie die Ziter und ſingen einen ſchwermutsvollen Vôcero. Aber in dem kleinen Kreiſe ihrer Anſchauungen und Gefühle bleibt ihre Seele ſtark und geſund wie die göttliche Natur, keuſch und fromm und lebensſicher, und fähig aller Aufopferung und ſolcher heroiſchen Entſchlüſſe, welche die Poeſie der Civiliſation als die erhabenſten Bilder menſchlicher Seelengröße für alle Zeiten aufſtellt, wie Antigone und Iphigenia.

Dieſes Naturvolk kann jeder einzigen heroiſchen That des Altertums eine gleiche an die Seite ſtellen.

Der jungen Corsin Giulia zu Ehren erzähle ich die folgende Geſchichte, welche hiſtoriſch iſt, wie jede andere Novelle, die ich mitteilen werde.

Die corsiſche Antigone.

Daliegen ſoll er unbeweint, grablos, ein Mal
Den Vögeln, die zum ſüßen Raube niederſchaun — —
Ich will ihn ſelbſt
Beſtatten, ruhmvoll iſt der Tod für ſolche That.
Bei ihm, dem Lieben, werd' ich ruhn die Liebende,
Die frommen Frevel übte.
Antigone des Sophokles.

Es war gegen das Ende des Jahres 1768. Die Franzoſen hatten Oletta beſetzt, ein anſehnliches Dorf im Lande Nebbio. Weil dieſer Ort wegen ſeiner Lage höchſt wichtig war, hatte Pasquale mit den Einwohnern Verbindungen angeknüpft, um die franzöſiſche Beſatzung zu überfallen und gefangen zu nehmen. Sie zählte 1500 Mann unter dem Befehl des Marquis Arcambal.

Aber die Franzoſen waren auf ihrer Hut, ſie verkündeten das Kriegsgeſetz in Oletta, ſo daß die Männer des Dorfs nichts wagen durften.

Grabesſtille herrſchte in Oletta.

Da verließ eines Tags Giulio Saliceti ohne Erlaubniß der franzöſiſchen Wache ſein Dorf, um auf die Campagna hinauszugehen. Als er zurückkehrte, wurde er feſtgenommen und in den Kerker geworfen; doch gab man ihm nach kurzer Zeit die Freiheit wieder.

Der Jüngling ging nach dem Hauſe ſeiner Verwandten, Groll im Herzen, daß ihm der Feind eine Schmach angethan. Er murmelte etwas vor ſich hin, und das war wol ein Fluch gegen die verhaßten Franzoſen. Ein Sergeant hörte was Giulio murmelte, er gab ihm einen Schlag ins Geſicht. Dies geſchah vor dem Fenſter des Hauſes, und am Fenſter ſtand der Abt Saliceti, Giulio's Verwandter, den das Volk Peverino nannte, das heißt ſpaniſcher Pfeffer, weil er ein hitziger Mann war. Wie Peverino den Schlag ins Antlitz ſeines Verwandten fallen ſah, war es ihm als ſollte ihm das Herz im Leibe verbrennen.

Als nun Giulio ſeiner Sinne nicht mächtig in das Haus ſtürzte, nahm ihn Peverino in ſeine Kammer. Nach einer Weile ſah man beide heraustreten, ruhig, doch unheimlich ernſt.

Nachts ſtiegen andere Männer in das Haus Saliceti und ſaßen zuſammen und berieten. Was ſie berieten war dies: ſie wollten die Kirche von Oletta, welche die Franzoſen in ihre Caſerne verwandelt hatten, in die Luft ſprengen. Sie wollten ſich rächen und ſich befreien.

Sie gruben eine Mine von Saliceti's Hauſe bis unter die Kirche, und nachdem ſie ſich dahin durchgewühlt, füllten ſie den Minengang mit all' dem Pulver, welches ſie verſteckt gehalten hatten.

Am 13. Februar ſollte die Kirche auffliegen, gegen die Nacht.

Dem Giulio war das Herz vor Ingrimm ſo klein geworden

wie eine Flintenkugel. Morgen, ſagte er zitternd, morgen! Laßt mich die Lunte anlegen. Sie haben mich ins Geſicht geſchlagen, ich will ihnen einen Schlag geben, der ſoll ſie bis in die Wolken werfen; ich will ſie aus Oletta herauswettern mit einem Schuß wie das Blei aus einer Tromba.

Aber die Weiber und Kinder, und die es nicht wiſſen? Die Exploſion wird die nächſten Häuſer mitreißen und die ganze Nachbarſchaft.

Man muß ſie warnen. Man muß ihnen unter irgend einem Vorwande befehlen, um die gewiſſe Stunde nach dem andern Ende des Dorfs zu gehen, und das in aller Stille.

So thaten die verſchwornen Männer.

Als nun die fürchterliche Stunde des Abends kam, ſah man Greiſe, Männer, Weiber, Kinder in ungewiſſer Furcht, heimlich und ſchnell nach dem andern Ende des Dorfes gehen und dort ſich ſammeln.

Da ſchöpften die Franzoſen Argwohn, auch kam ein Bote vom General Grande-Maiſon herbeigeſprengt; der gab jählings Kunde von dem was man dieſem bereits gemeldet hatte. Denn Jemand hatte den Anſchlag verraten. Augenblicks warfen ſich die Franzoſen auf Saliceti's Haus und die Pulvermine und verhinderten das hölliſche Unternehmen.

Saliceti mit einem kleinen Teil der Verſchwornen hieb ſich verzweifelt durch und entkam aus Oletta. Andere aber wurden ergriffen und in Ketten gelegt. Das Kriegsgericht verurteilte vierzehn Tapfere zum Tode durch das Rad, und an ſieben Unglücklichen wurde die Strafe wirklich vollzogen.

Sieben Leichname ſah man auf dem Platz vor dem Kloſter von Oletta öffentlich ausgeſtellt. Kein Grab durfte ihnen werden. Der franzöſiſche Commandant hatte das Gebot erlaſſen, daß der des Todes ſchuldig ſein ſolle, welcher einen der Todten vom Gerüſt nehmen und begraben würde.

Auf dem Dorf Oletta lag das Entſetzen. Der Todesſchauer

hatte jedes Herz ergriffen. Keine menſchliche Seele zeigte ſich auf den Straßen; das Feuer auf den Herden war erloſchen, jede Stimme todt außer der des Weinens. Sie ſaßen in den Häuſern, und ihre Gedanken ſtarrten unabläſſig nach dem Kloſterplatz, wo die ſieben Leichen auf dem Gerüſte lagen.

Es kam die erſte Nacht. Da ſaß auf ihrem Bett in der Kammer Maria Gentili Montalti. Sie weinte nicht, ſie ſaß, das Antlitz auf die Bruſt gebeugt, die Hände im Schooß, die Augen geſchloſſen. Manchmal ſchluchzte ihre Seele auf.

Es war ihr, als riefe durch die Stille der Nacht eine Stimme: O Mari!

Die Todten rufen manchmal in der ſtillen Nacht den Namen deſſen, den ſie geliebt haben. Wer antwortet, muß ſterben.

O Bernardo! rief Maria.

Bernardo aber lag vor dem Kloſter auf dem Gerüſt, und von den Todten war er der Jüngſte und der Siebente. Er war Maria's Geliebter, im folgenden Monat ſollte die Hochzeit ſein. Nun lag er todt auf dem Blutgerüſte.

Maria Gentili ſtand in der dunkeln Kammer ſtill, ſie horchte gegen die Seite hin, wo der Kloſterplatz lag, und ihre Seele hielt Zwieſprach mit einem Geiſte. Bernardo ſchien ſie zu bitten um ein chriſtliches Begräbniß.

Der aber ſollte des Todes ſchuldig ſein, welcher einen Todten vom Gerüſte nehmen und begraben würde. Maria wollte ihren Geliebten begraben und dann ſterben.

Sie öffnete leiſe die Thüre ihrer Kammer, um das Haus zu verlaſſen. Sie ſchritt durch das Zimmer, in welchem ihre greiſen Eltern ſchliefen. Sie trat an ihr Lager und lauſchte den Atemzügen ihres Schlafes. Da fing ihr Herz an zu zittern, denn ſie war das einzige Kind ihrer Eltern und ihr Stab, und wie ſie bedachte, daß ihr Tod durch Henkershand Vater und Mutter in die Grube beugen würde, ſchwankte ihr die Seele in großem Leide; ſie that einen Schritt zurück nach ihrer Kammer.

Da hörte ſie wieder die Todtenſtimme klagen: — O Marì! — O Marì, ich habe dich ſo ſehr geliebt, und nun willſt du mich verlaſſen. In meinem gebrochenen Leibe liegt das Herz, das in Liebe zu dir geſtorben iſt — begrabe mich, in der Kirche des Sanct Franciscus, im Grab meiner Väter ...

Maria öffnete die Thüre des Hauſes und trat in die Nacht hinaus. Sie wankte nach dem Kloſterplatz. Die Nacht war finſter. Manchmal kam der Sturm und fegte die Wolken hinweg, daß der Mond hinunterſchien. Wenn ſein Stral auf den Kloſterplatz fiel, war's als wollte das Licht des Himmels nicht ſehn was es ſah, und der Mond zog die ſchwarzen Wolkenſchleier wieder vor. Denn vor dem Kloſter lagen auf dem roten Gerüſte ſieben Leichen, eine neben der andern, und die ſiebente war eines Jünglings Leiche.

Die Eule und der Rabe ſchrieen auf dem Turm, die ſangen den Vôcero, die Todtenklage. Ein Grenadier aber ging mit geſchultertem Gewehr in der Nähe des Platzes auf und ab. Ihm grauſte wol bis in das tiefſte Mark, er hatte ſeinen Mantel über das Geſicht geſchlagen, und wandelte langſam auf und nieder.

Maria hatte ſich in die ſchwarze Faldetta gehüllt, daß in der Nacht ihre Geſtalt leichter verſchwände. Ein Gebet ſchickte ſie zur heiligen Schmerzensmutter, daß ſie ihr helfen ſolle, und dann ſchritt ſie raſch zu dem Gerüſt. Der ſiebente Todte war's — ſie löste Bernardo; ihr Herz und ein Schimmer von ſeinem Todtengeſicht ſagten ihr, daß er es war, auch in der dunkeln Nacht. Maria nahm den Todten auf ihre Arme, auf ihre Schulter. Sie war ſtark geworden wie von Manneskraft. Sie trug ihn in die Kirche des heiligen Franciscus.

Da ſetzte ſie ſich erſchöpft auf die Stufen eines Altars, über dem das Muttergotteslämpchen brannte. Der todte Bernardo lag auf ihren Knieen, wie der todte Chriſtus auf den Knieen Maria's lag. Pietà nennt man dieſes Bild im Süden.

Kein Laut in der Kirche. Die Muttergotteslampe flimmert. Draußen ein Windſtoß, der vorüberpfeift.

Da erhob ſich Maria. Sie ließ den Todten auf die Stufen des Altars niedergleiten. Sie ging an die Stelle, wo das Grab von Bernardo's Vätern lag. Sie öffnete es. Dann nahm ſie den Todten. Sie küßte ihn und ſenkte ihn in das Grab hinunter, das ſie wieder ſchloß. Maria kniete lange vor dem Bilde der Muttergottes und betete, daß Bernardo's Seele Frieden habe im Himmel, und dann ging ſie ſtill hinweg, in ihr Haus und in ihre Kammer.

Als der Morgen anbrach, fehlte von den Todten auf dem Kloſterplatz Bernardo's Leiche. Die Kunde flog durch das Dorf, daß ſie verſchwunden ſei, und die Soldaten trommelten Allarm. Man zweifelte nicht, daß die Familie Leccia ihren Verwandten Nachts von dem Gerüſt genommen habe, und auf der Stelle drang man in ihr Haus, nahm ſie gefangen und warf ſie mit Ketten geſchloſſen in den Turm. Nach dem Geſetz des Todes ſchuldig ſollten ſie den Tod erleiden, ob ſie gleich die That leugneten.

Was geſchehen war hörte Maria Gentili in ihrer Kammer. Ohne ein Wort zu ſagen, eilte ſie aus dem Hauſe zu dem Grafen de Vaux, welcher nach Oletta gekommen war. Sie warf ſich ihm zu Füßen und bat um die Freilaſſung der Gefangenen. Sie bekannte ſich zu der That. Ich habe meinen Geliebten begraben, ſagte ſie, ich bin des Todes ſchuldig, hier iſt mein Haupt; aber laßt die in Freiheit, welche unſchuldig leiden.

Der Graf wollte anfangs dem nicht trauen was er hörte, denn er hielt es für unmöglich, ſowol daß ein ſchwaches Mädchen einen ſolchen Heldenmut beſitzen, als daß es die Kraft haben könne, zu vollbringen was Maria vollbrachte. Als er ſich nun von der Wahrheit ihrer Ausſage überzeugt hatte, ſtand er tief erſchüttert und zu Tränen gerührt. Gehe, ſagte er, großherziges Mädchen und löſe ſelbſt deines Bräutigams Verwandte, und möge Gott deinen Heldenmut belohnen.

Am ſelbigen Tage nahm man die ſechs Gerichteten vom Gerüſt und gab ihnen allen ein chriſtliches Begräbniß.

Siebentes Kapitel.

Ein Ritt durch das Land Orezza nach Morosaglia.

Ich wollte von Oreto durch das Land Orezza nach Morosaglia, dem Vaterlande Paoli's. Marcantonio hatte mir verſprochen mich zu begleiten und gute Pferde zu beſorgen. Er weckte mich alſo des Morgens und machte ſich bereit. Er hatte ſich in ſeinen beſten Staat geworfen, eine ſammtne Jacke angezogen und ſich ſehr glatt raſirt. Die Frauen gaben uns noch ein gutes Frühbrod auf die Reiſe, und ſo ſchwangen wir uns auf die Corsenpferde und ritten ſtolz von dannen.

Mir wird noch die Seele froh, wenn ich an jenen Sonntagsmorgen denke und an den Ritt durch dies romantiſch ſchöne Land von Orezza über die grünen Berge, durch die kühlen Talſchluchten, über rauſchende Bäche, durch die dunkeln Eichenwälder. So weit das Auge reicht überall dieſe tiefſchattigen duftigen Caſtanienhaine, dieſe gewaltigen Rieſenbäume, wie ich ſie nimmer noch geſehn. Die Natur hat hier alles gethan, der Menſch ſo wenig. Die Caſtanien ſind oft ſein einzig Gut, und der Corse beſitzt manchesmal nicht mehr als ſechs Ziegen und ſechs Caſtanienbäume, welche ihm ſeine Polenta geben. Die Regierung hatte bereits den Einfall gehabt, die Caſtanienwälder auszuhauen, um den Corsen zum Ackerbau zu zwingen, aber das hieße ihn verhungern laſſen. Viele dieſer Bäume haben zwölf Fuß dicke Stämme; das volle Laub, die langen breiten und dunkeln Blätter mit den gefaſerten hellgrünen Fruchtkapſeln gewähren einen ſchönen Anblick.

Hinter Caſalta kamen wir in eine überaus romantiſche

Schlucht, welche der Fiumalto durchrauſcht — überall iſt hier Serpentin und der köſtliche Marmor, Verde antico. Das Elyſium der Geologie nennen die Ingenieure das Ländchen Orezza; die Waſſer des Fluſſes rollen das edle Geſtein mit ſich. Immer fort durch balſamiſche Haine, bergauf, bergab, ritten wir weiter nach Piedicroce, dem Hauptort von Orezza, berühmt durch ſeine Heilquellen. Denn wie an Mineralien, ſo iſt auch an mineraliſchen Waſſern Orezza reich.

Marmocchi ſagt in ſeiner Geographie der Inſel: Die Mineralwaſſer ſind überhaupt das charakteriſtiſche Zeichen der Länder, welche durch die innern Kräfte gehoben ſind. Corsica, welches in einem kleinen Raume das überraſchende und ſo mannigfaltige Schauſpiel der tauſend Wirkungen dieſes alten Kampfes zwiſchen dem erhitzten Innern und der erkälteten Rinde der Erde darbietet, konnte von dieſer allgemeinen Regel keine Ausnahme machen.

Corsica hat alſo ſeine kalten und warmen Mineralquellen, und obwol die Quellen dieſer Art, ſo weit man ſie bisher gezählt hat, zahlreich genug ſind, iſt doch unbezweifelt, daß man ſie noch nicht alle kennt.

Was die Naturgeſchichte und im Beſondern die Mineralogie betrifft, ſo iſt dieſe ſchöne und große Inſel noch lange nicht vollſtändig erforſcht.

Bis heute kennt man nur genau und vollſtändig 14 Mineralquellen, warme wie kalte. Die Verteilung dieſer wolthätigen Waſſer über die Oberfläche der Inſel, beſonders was ihre Wärmebeſchaffenheit betrifft, iſt ſehr ungleich. Die Region des primären Granits zählt ihrer acht, alle warm und mehr oder minder ſchwefelhaltig bis auf eine; während die Region der primären ophyolitiſchen und calcären Maſſen nur ſechs beſitzt, von denen eine einzige warm iſt.

Die Quellen von Orezza, an vielen Stellen vorbrechend, liegen auf dem rechten Ufer des Fiumalto. Man benutzt nur

die Hauptquelle; ſie iſt kalt, ein eiſenhaltiger Sauerbrunnen. Sie ſprudelt mit großer Macht in einem Berge unterhalb Piedicroce, aus einem Steinbecken. Man hat gar keine Anſtalten getroffen, den Brunnengäſten dort Erleichterung zu ſchaffen, ſondern dieſe gehen oder reiten unter ihren Sonnenſchirmen die Berge hinunter in den grünen Wald. Nach einem mehrſtündigen Ritt in der brennenden Hitze und ohne Sonnenſchirm ſchmeckte mir dies heftig muſſirende Waſſer gar köſtlich.

Piedicroce liegt hoch. Sein ſchlanker Kirchturm ſteht frei und luftig von dem grünen Berge herunter. Die Lage der corſiſchen Kirchen iſt oft bezaubernd ſchön und kühn. Sie liegen eigentlich ſchon im Himmel, und wenn man die Kirchthüren aufthut, ſo können die Wolken und die Engel unter die Gemeinde hineinſpazieren.

Ein majeſtätiſches Gewitter flammte um Piedicroce und der Donner hallte ſtarktönig rings in den Bergen. Wir ritten in das Paeſe, der Regenflut zu entgehn. Ein junger Mann in ſauberer ſtädtiſcher Kleidung ſprang aus einem Hauſe und lud uns ein abzuſteigen und in ſeine Locanda zu treten. Es waren da noch zwei Herren mit Cavalierbärten und von ſehr gewandtem Benehmen, die ſogleich nach meinen Befehlen fragten. Und flink waren ſie dabei; der Eine rührte Eier zuſammen, der Andere trug Holz ans Feuer, der Dritte hackte Fleiſch. Der Aelteſte unter ihnen hatte ein edel geſchnittenes, doch fieberblaſſes Geſicht und einen langen ſlaviſchen Schnauzbart. So viel Köche zu einem ſchlichten Mal und ſo gar vornehme hatte ich noch nirgend gefunden. Ich war ſchier verwundert, bis ſie ſich mir entdeckten. Es waren zwei flüchtige Modeneſen und ein Ungar. Während der Magyare das Fleiſch briet, erzählte er mir, daß er ſieben Jahre lang Oberleutenant geweſen ſei. Nun ſtehe ich hier und koche, ſetzte er hinzu; aber ſo geht's in der Welt, wenn man zum armen Teufel in der Fremde geworden iſt,

muß man ſich nicht geniren. Wir haben hier eine Locanda aufgeſchlagen für die Zeit der Brunnencur und haben faſt nichts erübrigt.

Wie ich den bleichen Mann betrachtete — er hatte ſich in Aleria das Fieber geholt — überkam mich ein Mitgefühl.

Wir ſetzten uns zuſammen, Magyar, Lombarde, Corse, Deutſcher, ſprachen mancherlei von alten Dingen und nannten manchen Namen jüngſter Vergangenheit. Wie werden viele dieſer Namen ſo ſtill vor dem einen großen Paoli. Ich darf ſie neben ihm nicht nennen, der edle Bürger und der ſtarke Mann der That will allein ſein.

Das Gewitter war hinweggezogen, aber die Berge ſtanden noch tief vernebelt. Wir ſtiegen zu Pferd um über das Gebirg San Pietro weiter nach Ampugnani zu reiten. Es grollte und rollte noch in den Nebelſchluchten und rings um flatterten die Wolken. Eine wilde Stimmung lag tränenſchwer über den Bergen, bisweilen noch ein Blitz — Berge wie im Wolkenmeer verſunken, andere ſich herauswühlend gleich Giganten; wo die Schleier reißen eine ſaftige Landſchaft, grüne Haine, ſchwarze Dörfer — und das fliegt gleichſam an dem Reiter vorüber, Gipfel und Tal, Kloſter und Turm, Berg und Berg, wie Traumbilder in Wolken hangend. Die elementariſchen Gewalten, welche gefeſſelt in der Menſchenſeele ſchlafen, möchten da ihre Bande ſprengen und hinausraſen. Wer erlebte nicht ſolche Stimmungen auf wilder See oder beim Wandern durch den Sturm. Was man da fühlt iſt dieſelbe Naturgewalt, welche wir Menſchen Leidenſchaft nennen, wenn ſie ſich in einer Form beſtimmt. Vorwärts Marcantonio, und laſſen wir die roten Pferde dieſen Nebelberg entlang ſpringen, weil wir noch jung ſind, und ſo gilt's: alles was Federn hat fliegt hoch; Wolken fliegen, Berge fliegen, Klöſter fliegen, Türme fliegen, Roß und Reiter fliegen. Ach! es iſt eine Luſt, zu fliegen! — Da hängt ein ſchwarzer Kirchenturm drüben hoch in den Nebeln und die

Glocken läuten und läuten — Ave Maria, daß die Seele ſtille werde.

Die Ortſchaften ſind hier klein, überall auf den Bergen maleriſch zerſtreut, hoch gelegen und in reizenden grünen Tälern. Ich zählte deren von einem Punkt aus um mich her 17 mit ebenſoviel ſchlanken, ſchwarzen Kirchentürmen. Viele Männer kamen uns entgegen, Männer aus dem alten hiſtoriſchen Lande Orezza und Roſtino, ſtarke, blühende Heldengeſtalten. Ihre Väter bildeten einſt die Garde Paoli's.

Bei Polveroso gab's einen herrlichen Blick in einen Talkeſſel, in deſſen Mitte Porta liegt, der Hauptort des Ländchens Ampugnani, ganz umringt von Caſtanienbäumen, die nun abtropften. Hier lag ehemals das alte Accia, ein Bistum, welches nun ſpurlos verſchwunden iſt. Porta ſieht ſauber aus und viele ſeiner Häuſer gleichen Villen. Die kleine gelbe Kirche hat eine ſchmucke Façade und ein graziöſer Glockenturm ſteht ihr als Campanile nach toscaniſcher Art zur Seite. Vom Berg San Pietro hinunter ſieht man in dieſe Häuſerreihen, die ſich um die Kirche gruppiren, wie in ein ſchmuckes Theater. Porta iſt das Vaterland der Sebaſtiani.

Nun werden die Berge kahler und lakoniſcher und verlieren den Schmuck der Caſtanien. Gewaltige Diſteln fand ich auf dem Wege, mit breiten, ſchöngerandeten Blättern und als baumartige Sträucher, deren Stämme ſchon hart verholzt waren.

Marcantonio war ganz in Schweigen verſunken. Die Corsen ſprechen wenig wie die Spartaner, mein Wirt von Oreto war meiſt ſtumm wie Harpokrates. Ich war doch einen ganzen Tag von Morgen bis Abend mit ihm durch die Berge geritten und konnte kein Geſpräch in Fluß bringen. Nur bisweilen warf er eine naive Frage hin: habt ihr Kanonen? habt ihr Glocken zu Hauſe? wachſen bei euch auch Früchte? ſeid ihr reich?

Nach Ave Maria erreichten wir den Canton Roſtino oder Morosaglia, das Vaterland der Paoli, die glorwürdigſte Stelle

corsiſcher Geſchichte und den Mittelpunkt der alten demokratiſchen Terra del Commune. Auf der Campagna nahm Marcantonio von mir Abſchied, er wollte in einem Hauſe auf dem Feld übernachten um morgenden Tags mit den Pferden heimzukehren. Er küßte mich brüderlich und wandte ſich dann um, ſchweigſam und ernſt, und ich, beglückt auf dieſem Heldenlande freier Männer zu ſtehn, wanderte allein fort, um das Convent von Morosaglia zu erreichen. Eine Stunde habe ich hier noch Zeit auf ziemlich öder Flur, und ehe ich nun in Paoli's Haus komme, will ich ſein und ſeines Volkes Geſchichte fortſetzen, wo ich ſie abgebrochen habe.

Achtes Kapitel.

Pasquale Paoli.

Il cittadin non la città son io.
Timoleon des Alfieri.

Nachdem Pasquale mit ſeinem Bruder Clemens und ſeinen Genoſſen Corsica verlaſſen hatte, bemächtigten ſich die Franzoſen leicht der ganzen Inſel. Nur einzelne Guerillabanden ſetzten in den Bergen den Kampf fort. Unter ihnen verdient ein edler Kämpfer für die Freiheit die Bewunderung der Nachwelt. Es war der arme Pfarrer von Guagno, Domenico Leca, aus der alten Familie Giampolo's. Er hatte auf das Evangelium geſchworen der Freiheit treu zu bleiben und eher zu ſterben als vom Kampfe zu laſſen. Wie nun alles Land ſich unterworfen und der Feind ihn aufforderte, die Waffen niederzulegen, erklärte er, daß er an ſeinem Eide ſich nicht verſündigen könne. Er entließ diejenigen von ſeiner Gemeinde, welche ihm nicht länger folgen wollten, und warf ſich mit ſeinen Treuen in die Berge. Noch Monate hindurch kämpfte er hier, doch nur wenn man ihn angriff, und ſo oft verwundete Feinde in ſeine Hände

fielen, pflegte er ſie aus chriſtlicher Barmherzigkeit. Nie that er jemand ein Leid anders als im ehrlichen Kampf. Die Franzoſen forderten ihn auf, herabzukommen, daß er ungekränkt in ſeinem Dorfe leben möge. Der Pfarrer von Guagno aber irrte in den Bergen, denn er wollte frei ſein, und nachdem er von allen verlaſſen war, friſteten ihm Ziegenhirten das Leben. Eines Tags fand man ihn todt in einer Höle, wo er zu ſeinem Herrn eingegangen war, müde und kummervoll und als ein freier Mann. — Ein Blutsverwandter Paoli's und Freund Alfieri's, Giuseppe Ottaviano Savelli hat das Andenken des Pfarrers von Guagno in einem lateiniſchen Gedicht verherrlicht, welches heißt Vir nemoris, der Mann vom Walde.

Auch andere Corsen, welche in die Verbannung nach Italien gegangen waren, landeten hie und da, und verſuchten wie ihre Väter Vincentello, Renuccio, Giampolo und Sampiero in alten Zeiten gethan, die Inſel zu befreien. Es gelang ihnen nimmer. Viele Corsen ſchleppte man barbariſch in die Kerker, viele warf man in die Galeeren von Toulon, als wären dieſe Männer Heloten, die ſich gegen ihre Herren empört hatten. Abbatucci, einer der letzten, welche in Waffen geblieben waren, durch falſche Anklagen des Hochverrats geziehen, wurde in Baſtia zur Brandmarkung und zur Galeere verurteilt. Als er auf dem Hochgerüſte ſaß, wagte der Henker nicht ihm das glühende Eiſen anzulegen. Thue deine Pflicht! rief ein franzöſiſcher Richter — der Henker kehrte ſich zu dieſem und ſtreckte das Eiſen gegen ihn aus, als wollte er den Richter brandmarken. Später ward Abbatucci freigeſprochen.

Unterdeß war auf den Grafen de Vaux Marbeuf im Commando Corsica's gefolgt. Seine Verwaltung war im allgemeinen wolthätig; die bürgerlichen Geſetze der Corsen, ihre Statuten, blieben beſtehn, die Zwölfmänner wurden wieder eingeſetzt und für eine beſſere Gerichtsbarkeit geſorgt. Auch ſuchte man die Induſtrie und den Ackerbau des ganz verarmten Landes zu

heben. Nachdem Marbeuf 16 Jahre lang Corsica regiert hatte, ſtarb er in Baſtia im Jahre 1786.

Sobald nun die franzöſiſche Revolution ausgebrochen war, verſchlang die ungeheure Bewegung alle beſonderen Intereſſen der Corsen, und dieſe freiheitsliebenden Männer warfen ſich mit Begeiſterung in den Strom der neuen Zeit. Der corsiſche Abgeordnete Saliceti hatte den Vorſchlag gemacht die Inſel Frankreich einzuverleiben, daß ſie an ſeiner Conſtitution Teil nähme. Das geſchah durch Decret der geſetzgebenden Verſammlung vom 30. November 1789, und allgemeine Freude erhob ſich darüber in Corsica. Verwunderſam war der Umſchlag und der Widerſpruch der Dinge. Daſſelbe Frankreich, welches 20 Jahre früher ſeine Heere ausgeſendet hatte, um die Freiheit und Conſtitution der Corsen zu vernichten, hatte jetzt dieſe Conſtitution auf ſeinen Tron erhoben.

Die Revolution traf Pasquale noch im Exil. Er war nämlich zuerſt nach Toscana gegangen und von dort nach London, wo ihn der Hof und die Miniſter mit Ehren empfingen. Paoli kam nach England geräuſchlos; der große Menſch, welcher Europa auf der neuen Bahn vorangeſchritten war, verlor ſich ſtill in ſeinem Haus in der Oxfordſtraße. Er hielt keinerlei pomphafte Declamationen. Er wußte nur als Mann zu handeln, und wenn er es nicht mehr durfte, in ſtolzer Würde zu ſchweigen. Hatte doch ſelbſt ein Schüler von Corte einmal vor ihm geſagt: „Wenn man die Freiheit durch bloße Reden gewönne, ſo wäre alle Welt frei.“ Als Napoleon vom Bord des Bellerophon das Gaſtrecht Englands anrief, als ächter Corse ſeine letzte Zuflucht in der Gaſtlichkeit ſuchend, verglich er ſich mit dem Schutz ſuchenden Themiſtocles. Er hatte nicht das Recht ſich mit dem großen Bürger Griechenlands zu vergleichen; jener Themiſtocles in der Fremde war allein Pasquale Paoli.

Hier ſind ein paar Briefe aus jener Zeit.

Paoli an ſeinen Bruder Clemens

(welcher in Toscana geblieben war).

London, 3. October 1769. Ich habe keine Briefe von dir erhalten. Ich fürchte, ſie ſind unterſchlagen, denn die Feinde ſind flink dabei ... Ich bin vom Könige und von der Königin wol empfangen. Die Miniſter haben mich beſucht. Dieſe Aufnahme hat einigen fremden Botſchaftern mißfallen: ich höre, daß ſie bei dieſem Hofe reclamirt haben. Ich habe verſprochen Sonntag aufs Land zu gehen den Herzog von Gloceſter zu beſuchen, welcher uns ſehr zugethan iſt. Ich hoffe für den Unterhalt der Unſrigen dahier etwas zu erlangen, wenn Wien nichts thut. Dieſen gehn jetzt die Augen auf, ſie erkennen die Wichtigkeit von Corsica. Der König hat mit mir angelegentlich von der Sache geſprochen: meine Perſon ſelbſt betreffend hat mich ſeine Güte verwirrt. Der Empfang bei Hofe hat mir faſt den Unwillen der Oppoſition zugezogen, ſo daß einige von ihnen angefangen haben, Satiren gegen mich zu ſchleudern. Die Feinde ſuchten ſie zu ermutigen, indem ſie mit geheimnißvoller Miene ausſprengten, daß ich das Vaterland verkauft habe; daß ich mit franzöſiſchem Gelde ein Gut in der Schweiz gekauft habe, daß unſere Güter von den Franzoſen nicht angetaſtet würden; daß ſie mit dieſen Miniſtern im Einverſtändniß ſeien, weil auch ſie an Frankreich verkauft wären. Doch glaube ich, daß jetzt jeder aufgeklärt ſein wird; und jeder billigt meinen Entſchluß in kein Parteigetriebe mich einzulaſſen; aber wol das zu fördern was mir geziemt, und worin ſich alle in Combination ſetzen können ohne Einbuße an ihren perſönlichen Rückſichten.

Schicke mir ein genaues Verzeichniß von allen Unſern, die in die Verbannung gegangen ſind; man muß nicht Koſten ſcheuen: und ſchicke mir Nachrichten von Corsica. Die Briefe müſſen unter der Adreſſe von Privatfreunden gehen, ſonſt erreichen ſie

mich nicht. Ich erfreue mich einer vollkommenen Geſundheit. Dieſes Clima ſcheint mir bis jetzt ſehr gelinde.

Die Campagna iſt immer ganz grün. Wer ſie nicht ſieht kann keine Vorſtellung von Frühling und Lieblichkeit haben: der Boden Englands iſt gekräuſelt wie die Meereswellen, wenn der Wind ſie leicht bewegt. Die Männer leben hier, obſchon ſie von politiſchen Factionen erregt ſind, was Händel anbetrifft, als wären ſie die innigſten Freunde: ſie ſind menſchenfreundlich, verſtändig, generös in allen ihren Dingen; und ſie ſind glücklich unter einer Conſtitution, welche nicht beſſer ſein kann. Dieſe Stadt iſt eine Welt; und ſie iſt ohne Zweifel die ſchönſte von allen zuſammengenommen. Durch ihren Fluß ſcheint jeden Augenblick eine Flotte einzulaufen: ich glaube daß Rom weder größer noch reicher war. Aber was bei uns nach Paoli gerechnet wird, wird hier nach Guineen, das iſt Louisdor's gerechnet. Ich habe nach einem Wechſel geſchrieben, ich habe nichts von Unterſtützungen für mich hören wollen, bevor ich nicht weiß was ſie über die Andern beſchloſſen haben; aber ich weiß daß ſie gute Abſichten hegen. Im Falle daß man laviren muß wenn ſie jetzt nicht können, wollen ſie beim erſten Kriege bereit ſein. Ich grüße alle; lebt glücklich und denkt nicht an mich."

Catharina von Rußland an Pasquale Paoli.

Mein Herr General von Paoli!

St. Petersburg, 27. April 1770. Ich habe Ihren Brief aus London vom 15. Februar erhalten. Alles was der Graf Alexis Orloff Sie von meinen guten Abſichten für Sie mein Herr hat wiſſen laſſen, iſt eine Folge der Gefühle, welche mir Ihre Seelengröße und die hochherzig edle Weiſe eingeflößt haben, mit der Sie Ihr Vaterland verteidigten. Das Detail Ihres Aufenthaltes in Piſa iſt mir bekannt. Es enthält unter andern auch die Achtung aller derer, welche Gelegenheit hatten Sie

kennen zu lernen. Das iſt der Lohn der Tugend, in welcher Lage immer ſie ſich finden mag. Seien Sie verſichert, daß ich ſtets die lebhafteſte Teilname für die Ihrige empfinden werde.

Das Motiv Ihrer Reiſe nach England war eine natürliche Conſequenz Ihrer Grundſätze gegen Ihr Vaterland. Es mangelt Ihrer guten Sache nichts als die günſtigen Umſtände. Die natürlichen Intereſſen unſeres Reiches mit denen von Großbritannien ſo verbunden wie ſie ſind, die wechſelſeitige Freundſchaft der beiden Nationen, die daraus folgt; die Aufnahme, welche meinen Flotten deshalb geworden iſt; die welche meine Schiffe in dem Mittelmeer und der Handel Rußlands von einem freien Volk, das dem meinigen befreundet iſt, würden zu erwarten haben, ſind Beweggründe, welche Ihnen nur günſtig ſein können. Alſo können Sie mein Herr verſichert ſein, daß ich die Gelegenheiten nicht außer Acht laſſen werde, welche ſich darbieten können, um Ihnen alle die guten Dienſte zu leiſten, welche die Conjuncturen erlauben werden.

Die Türken haben mir den ungerechteſten Krieg erklärt, der vielleicht je iſt erklärt worden. Ich kann mich in dieſem Augenblicke nur verteidigen. Der Segen des Himmels, welcher bis jetzt meine gute Sache begleitet hat, und welchen mir zu erhalten ich Gott bitte, zeigt hinlänglich, daß die Gerechtigkeit nicht für lange unterliegt, und daß die Geduld, die Hoffnung und der Mut in der Welt voll ſchwierigſter Lebenslagen zum Ziele kommen. Ich empfange mit Vergnügen mein Herr die Verſicherungen der Anhänglichkeit, welche Sie mir ſchenken wollen, und ich bitte Sie der Achtung verſichert zu ſein, mit welcher ich bin

Catharina.

* * *

Zwanzig lange Jahre hatte Paoli in London als Verbannter gelebt, da rief man ihn in ſein Vaterland zurück. Die Corſen ſchickten ihm eine Deputation, und die franzöſiſche National-

verſammlung lud ihn durch ein pomphaftes Schreiben zur Rückkehr ein.

Am 3. April 1790 kam er zum erſten Male nach Paris. Als der Washington Europa's wurde er hier gefeiert, Lafayette war ſtets an ſeiner Seite. Mit ſtürmiſchem Zuruf und prächtigen Declamationen empfing ihn die Nationalverſammlung, in deren Mitte er ſich begab. Er ſprach zu ihr dieſe Worte:

„Meine Herren, dieſer Tag iſt der ſchönſte und glücklichſte meines Lebens. Ich habe es hingebracht im Streben nach der Freiheit, und ihr edelſtes Schauſpiel finde ich hier. Ich habe mein Vaterland in der Sclaverei gelaſſen, jetzt finde ich es in der Freiheit. Was bleibt mir noch zu begehren übrig? Nach einer Abweſenheit von zwanzig Jahren weiß ich nicht, welche Veränderung die Unterdrückung unter meinen Landsleuten wird hervorgebracht haben: ach! ſie hat nicht anders als verhängnißvoll ſein können, weil Unterdrückung ſchlecht macht. Aber da ihr, wie ihr gethan habt, den Corsen die Ketten nahmt, habt ihr ihnen die alte Tugend wieder gegeben. Indem ich in mein Vaterland zurückkehre dürft ihr an meinen Geſinnungen nicht zweifeln. Ihr ſeid hochherzig gegen mich geweſen und ich war niemals ein Sclave. Meine vergangene Handlungsweiſe, welche ihr durch eure Billigung geehrt habt, bürgt auch für mein zukünftiges Handeln: mein ganzes Leben, ich darf es ſagen, iſt ein unverbrochner Schwur an die Freiheit geweſen: es iſt darum als hätte ich ſchon der Conſtitution geſchworen, welche ihr aufgeſtellt habt; aber mir bleibt noch übrig ihn der Nation zu leiſten, die mich adoptirt, und dem Monarchen, den ich nun anerkenne. Das iſt die Gunſt, welche ich von der hohen Verſammlung begehre."

In dem Club der Conſtitutionsfreunde ſprach Robespierre zu Paoli: „Ach! es gab eine Zeit wo wir die Freiheit in ihren letzten Aſilen zu unterdrücken ſuchten. Doch nein! dies war das Verbrechen des Despotismus . . . das franzöſiſche Volk hat es

getilgt. Welche große Sühne für das eroberte Corsica und für die beleidigte Menschheit! Edle Bürger, ihr habt die Freiheit in einer Zeit verteidigt, in welcher wir nicht einmal wagten sie zu hoffen. Ihr habt für sie geduldet; ihr triumfirt mit ihr, und euer Triumf ist der unsrige. Vereinigen wir uns sie für immer zu wahren, und mögen ihre feilen Gegner bei dem Anblick dieses unseres heiligen Bundes vor Furcht erblassen."

Noch ahnte Paoli nicht, in welche Stellung der Gang der Ereignisse ihn zu diesem Frankreich bringen würde, und daß er noch einmal als Feind ihm gegenüberstehen sollte. Er reiste nach Corsica ab. In Marseille empfing ihn wieder eine corsische Deputation, unter ihr die beiden jungen Clubführer von Ajaccio Joseph und Napoleon Bonaparte. Unter Tränen stieg er auf dem Cap Corso ans Land und küßte die väterliche Erde; im Triumf führte man ihn von Canton zu Canton. Im ganzen Lande sang man das Te Deum.

Seitdem widmete sich Paoli ganz den Angelegenheiten seines Landes als Präsident der Landesversammlung und als Generalleutenant der corsischen Nationalgarde; im Jahre 1791 übernahm er auch das Commando der Division und der Insel. Obwol nun die französische Revolution die besondern Interessen der Corsen verstummen gemacht hatte, fingen sie sich doch zu regen an, und zumeist mußten sie es in der Seele Paoli's, dessen oberste Tugend der Patriotismus war. Er konnte nimmer in einen Franzosen sich verwandeln, noch es je vergessen, daß sein Volk seine Selbständigkeit und eigene Constitution gehabt hatte. Es bildete sich bald eine Spannung zwischen ihm und einigen Parteien; die einen waren aristokratisch und französisch gesinnt, wie Gaffori, Rossi, Peretti und Buttafuoco; die anderen waren leidenschaftliche Demokraten, welche das Glück der Welt nur in dem Strudel der französischen Revolution sahen, wie die Bonaparte, Saliceti und Arena.

Die Hinrichtung des Königs und das wilde Treiben der

Volksmänner in Paris verwundete den Humaniſten Paoli. Allmälig brach er mit Frankreich und mit der Revolution, und dieſer Bruch war offen ſichtbar, nach der verunglückten Unternehmung, welche Frankreich von Corsica aus gegen Sardinien machte und deren Scheitern man Paoli zur Laſt legte. Seine Gegner hatten ihn und Pozzo di Borgo, den Generalprocurator, angeklagt, daß er ein Particulariſt ſei und die Inſel von Frankreich losreißen wolle.

Der Convent lud ihn vor, und ſchickte als Commiſſäre auf die Inſel Saliceti, Lacombe und Delcher. Paoli gehorchte dem Decrete nicht, ſondern ſandte ein würdiges Schreiben an den Convent, worin er ſeine Beſchuldigungen zurückwies und ſich beklagte, daß man einen hochbejahrten Mann und einen Märtirer der Freiheit vor Gericht lade. Schreiern und Schauſpielern ſollte ein Paoli ſich ſtellen, um dann ſein greiſes Heldenhaupt unter das Meſſer der Guillotine zu legen? ſollte dies das Ende eines ſo thatenreichen und ſo edeln Lebens ſein?

Die Weigerung dem Gebote des Convents Folge zu leiſten führte den vollſtändigen Abfall Paoli's und der Paoliſten von Frankreich herbei. Die Patrioten rüſteten ſich und erließen Anordnungen, welche deutlich zeigten, daß ſie Corsica von Frankreich als getrennt betrachtet wiſſen wollten. Die Commiſſäre reiſten ab, und auf ihre Berichte erklärte der Convent Paoli des Hochverrates ſchuldig und ſtellte ihn außerhalb des Geſetzes. Die Inſel ſpaltete ſich in zwei feindliche Heerlager, die Patrioten und die Republikaner, und es kam bereits zum Kampfe.

Unterdeß hatte Paoli den Plan gefaßt die Inſel unter den Schutz von England zu ſtellen — nichts konnte ihm näher liegen — er hatte mit dem Admiral, welcher die engliſche Flotte vor Toulon befehligte, bereits Abrede getroffen, und Hood machte ſich mit ſeinen Schiffen gegen Corsica auf. Er landete bei S. Fiorenzo am 2. Februar 1794. Dieſe Feſtung fiel nach einer heftigen Beſchießung, und ebenſo ward Baſtia eingenommen, nachdem der General Antonio Gentili capitulirt hatte.

Nur Calvi, das ſo viele Stürme in ſo vielen Jahrhunderten ausgehalten, widerſtand; ſchrecklich wüteten die engliſchen Bomben in der kleinen Stadt, welche faſt ganz in Ruinen ſank. Am 20. Juli 1794 ergab ſich die Feſtung, ihr Commandant Caſabianca ſchiffte ſich mit ſeinen Truppen nach Frankreich ein. Da Bonifazio und Ajaccio ſchon in den Händen der Paoliſten waren, ſo hatten die Republikaner keinen Haltpunkt auf der Inſel mehr. Sie wanderten aus, und Paoli und die Engländer waren Gebieter Corsica's.

Eine Landesverſammlung ſprach hierauf die gänzliche Trennung der Inſel von Frankreich aus und ſtellte ſie unter die Protection Englands. Aber England begnügte ſich nicht mit dem bloßen Schutzrechte, ſondern begehrte die Souveränetät. Dies wurde die Veranlaſſung zu einem Bruch zwiſchen Paoli und Pozzo di Borgo, welchen Sir Gilbert Elliot für ſich gewonnen hatte. Am 10. Juni 1794 erklärten die Corsen, daß ſie ihr Land mit Großbritannien vereinigen wollten, daß es aber ſelbſtändig bleiben und von einem Vicekönig regiert werden ſolle nach der Landesconſtitution.

Paoli hatte darauf gerechnet, daß der König von England ihn zum Vicekönig machen würde, aber er täuſchte ſich, denn Elliot wurde in dieſer Eigenſchaft nach Corsica geſandt, und dies war ein großer Mißgriff, weil er mit dem Zuſtande der Inſel gänzlich unbekannt war, und man Paoli tief verwundete.

Der greiſe Mann zog ſich in das Privatleben zurück, und da Elliot erkannte, daß die Spannung zwiſchen ihm und den Engländern gefährlich werden müßte, ſchrieb er an Georg III., man möge Pasquale zu entfernen ſuchen. So geſchah es. Der König lud ihn ein, ſich nach London zu begeben, um den Reſt ſeiner Tage in Ehren am Hofe zuzubringen. Paoli war in ſeinem Hauſe zu Morosaglia, als er dies Schreiben empfing. Traurig machte er ſich nach S. Fiorenzo auf, ſchiffte ſich hier ein und verließ ſo zum dritten und zum letzten Mal ſein Vater-

land, im October 1795. Der große Mann teilte dasselbe Schicksal mit den meisten Gesetzgebern des Altertums: er starb mit Undank belohnt, unglücklich und in der Fremde. Die größten Männer Corsica's, Pasquale und Napoleon, beide sich feind, sollten auf britannischem Gebiete sterben und begraben werden.

Die Herrschaft der Engländer in Corsica, aus Landesunkenntniß verkehrt und schlimm, dauerte übrigens nicht lange. Sobald Napoleon in Italien Sieger geworden war, schickte er die Generale Gentili und Casalta mit Truppen auf die Insel, und kaum erschienen diese, als die Corsen, ohnehin erbittert über die Verbannung Paoli's, sich gegen die Engländer erhoben. Diese gaben in fast unerklärlicher Hast die Insel auf, von dessen Volk sie eine unausfüllbare Kluft nationalen Widerspruches trennte; und schon im November 1796 war kein Engländer mehr in Corsica. Die Insel kehrte unter Frankreichs Herrschaft zurück.

Pasquale erlebte noch das Napoleonische Kaisertum. Diese Genugthuung wenigstens, einen Landsmann an der Spitze Europa's stehen zu sehn, vergönnte ihm das Schicksal. Nachdem er nochmals zwölf Jahre im Exil zu London gelebt hatte, starb er am 5. Februar 1807, im Alter von 82 Jahren, einen ruhigen Tod, einschlafend in Gedanken an sein Volk, das er so heiß geliebt hatte. Er war der älteste Gesetzgeber der europäischen Freiheit und ihr Patriarch. In seinem letzten Brief an seinen Freund Padovani sagt der edle Greis sein Leben überblickend in Demut: „Ich habe genug gelebt, und wenn es mir vergönnt wäre, mein Leben noch einmal zu beginnen, würde ich das Geschenk ausschlagen, wenn es nicht begleitet wäre von der vernünftigen Erkenntniß des vergangenen Lebens, um die Irrtümer und Thorheiten zu verbessern, die es begleitet haben."

Seinen Tod meldete einer der corsischen Exilirten in diesem Briefe nach der Heimat:

Giacomorsi an den Herrn Padovani.

London, 2. Juni 1807. Es iſt leider wahr, daß die öffentlichen Blätter nicht die Unwahrheit ſagten in Betreff des Todes des armen Generals. Er legte ſich nieder am 2. Februar, Montags, um $8^1/_2$ Uhr Abends; und um $11^1/_2$ Uhr Nachts am Donnerſtage ſtarb er in meinen Armen. Er hinterläßt für die Schule zu Corte oder für die Univerſität, für vier Profeſſoren eine Beſoldung von 50 Pfund Sterling aufs Jahr für jeden; und eine andere Lehrſtelle für die Schule von Roſtino, welche in Morosaglia ſoll gegründet werden.

Am 13. Februar wurde er in S. Pancraz begraben, wohin man faſt alle Katholiken bringt. Sein Leichenbegängniß wird nahe an 500 Pfund gekoſtet haben. Gegen die Mitte des vergangnen April ging ich und der Doctor Barnabi nach der Weſtmünſter-Abtei um dort eine Stelle auszuſuchen, wo wir ihm ein Denkmal mit ſeiner Büſte ſetzen werden. —

Sterbend ſagte Paoli: Meine Neffen haben wenig zu hoffen, aber ich will ihnen zum Gedächtniß und zum Troſt dieſen Bibelſpruch vermachen: „Niemals ſah ich einen Gerechten verlaſſen, noch ſeine Kinder bitten um Brod.“

Neuntes Kapitel.

Aus dem Heimatsort der Paoli.

Es war ſchon ſpät geworden, als ich Roſtino oder Morosaglia erreichte. Mit dieſem Namen bezeichnet man nicht ein einzelnes Paeſe, ſondern einen Verein von Ortſchaften, welche in den rauhen Bergen zerſtreut ſind. Mit Mühe fand ich mich durch mehre dieſer kleinen Nachbardörfer nach dem Convent von Morosaglia zurecht, auf ſchwierigen Felspfaden ſteigend und

wieder zu Tal gehend unter rieſigen Caſtanien. Dem Convent gegenüber liegt eine Locanda, eine Seltenheit in corsiſchen Landen. Ich fand dort einen jungen aufgeweckten Mann, welcher ſich als Director der Paoli-Schule zu erkennen gab und mir für den folgenden Tag ſeine Unterſtützung verſprach.

Morgens ging ich nach dem Dorfe Stretta, wo die drei Paoli geboren ſind. Man muß dieſe Caſa Paoli ſehn um die Geſchichte der Corsen erſt recht zu begreifen und dieſe ſeltnen Menſchen noch mehr zu bewundern. Sie iſt eine elende, ſchwarze Dorfcapanne, und ſteht auf einem Granitfelſen. Ein friſcher Bergquell rieſelt vor der Thüre vorüber. Das Haus iſt aus Steinen kunſtlos zuſammengeſetzt, ſchartig wie ein Turm, durchlöchert, und hat wenige und unſymmetriſche Fenſter ohne Glas, mit Holzladen wie zur Zeit des Pasquale. Als dieſer von den Corsen zu ihrem General berufen war und man ihn von Neapel her erwartete, ließ ſein Bruder Clemens Rauten in die Fenſter des Wohnzimmers ſetzen, um ſeinem Bruder die väterliche Stätte wohnlicher zu machen. Aber Pasquale war kaum eingetreten und hatte kaum die luxuriöſe Veränderung bemerkt, als er mit ſeinem Stock ſämmtliche Fenſterſcheiben zerſchlug indem er ſagte, daß er in ſeines Vaters Hauſe nicht wie ein Graf, ſondern wie ein Landeskind wohnen wolle. So wie damals ſind auch heute die Fenſter rautenlos geblieben. Man überſieht aus ihnen das erhabene Panorama der Berge von Niolo bis zu dem himmelhohen Monte Rotondo.

Eine Verwandte Paoli's, ein ſchlichtes Landmädchen aus der Familie Tommaſi, führte mich in das Haus. Alles trägt hier das Gepräge einer Bauernwohnung. Auf einer hölzernen ſteilen Stiege ſteigt man zu den ärmlichen Zimmern, in denen noch Paoli's hölzerner Tiſch und hölzerne Seſſel ſtehn. Ich ſtand voll Freude in dem kleinen Stübchen, wo Pasquale geboren wurde, und ich war froher bewegt an dieſer Stelle als in dem Geburtszimmer Napoleons.

Noch einmal trat mir hier plaſtiſch, ernſt und würdevoll das ſchöne Menſchenbild entgegen, vereinigt mit der Geſtalt eines edlen Vaters und eines Heldenbruders. Hier kam Pasquale im April des Jahres 1724 zur Welt. Seine Mutter war Dioniſia Valentina, eine wackere Frau aus einem Ort nahe bei Pontenuovo, das ihrem Sohne ſo verhängnißvoll werden ſollte. Seinen Vater Hyacint kennen wir ſchon. Er war Arzt geweſen und wurde General der Corsen neben Ceccaldi und Giafferi. Hohe Tugenden zeichneten ihn aus; er war des Ruhmes würdig, ſeinem Vaterlande ſolche zwei Söhne gegeben zu haben. Hyacint war ein ausgezeichneter Redner und auch als Dichter genannt. Im Lärm der Waffen hatten dieſe kräftigen Geiſter noch Zeit und Schwung genug, ihre Seele über den Dingen frei zu halten und gleich dem Tyrtäus eherne Sonette zu ſingen, wie dieſes geharniſchte, welches Hyacint an den tapfern Giafferi auf die Schlacht von Borgo dichtete, im Jahre 1735.

An Don Luis Giafferi.

Mars kröne Cyrnus' Held, der unbezwungen,
Und vor ihm ſoll das Fatum tief ſich neigen;
Die Seufzer, die ſich Genua entrungen,
Läßt Fama hell in die Trommete ſteigen.

Kaum war er über'n Golo vorgedrungen,
Spielt' er dem Feinde auf den Todesreigen,
An Zahl gering, war ihm der Sieg gelungen;
Er ſiegte, wo das Schwert er mochte zeigen.

Den großen Kampf, worauf Europa ſchauet,
Hat ſeinem Arm und ſeinem Heldendegen
Das Schickſal und der Corse anvertrauet.

Und jähe Furcht will Genua bewegen,
Wie ihm ſein Schwert am Haupt das Haar verhauet —
In Cyrnus' Hand wird er das Scepter legen.

Wie aus griechiſchem Erz gegoſſen ſind alle dieſe Männer. Sie waren auch Menſchen des Plutarch und gleichen dem Ariſtides, dem Epaminondas und Timoleon. Sie konnten entbehren und ſich aufopfern, ſie waren ſchlichte und ſtarke Bürger ihres Vaterlandes. Sie waren an den Dingen groß geworden, nicht an den Theorien; der hohe Adel ihrer Grundſätze hatte die Grundlage der Handlungen und der Erfahrungen. Will man das ganze Weſen dieſer Männer mit einem Worte nennen, ſo heißt dies Wort: die Tugend, und deren reinſte Blüte: die Freiheit.

Da fällt mein Blick auf das Porträt Pasquale's. Nicht anders möchte ich ihn mir denken. Sein Kopf iſt machtvoll und klar; hoch gewölbt und frei ſeine Stirn, das Haar lang und frei. Dichte Augenbrauen, etwas in die Augen hinunter, wie ſchnell zum Zuſammenziehen und zum Zürnen. Aber die blauen Augen hell, groß, frei, voll klarer Vernunft; über dem bartloſen Antlitz Milde, Würde, Menſchlichkeit.

Es gehört unter meine ſchönſten Freuden, Porträts und Büſten großer Menſchen zu betrachten. Vier Perioden reizen da am meiſten, die Köpfe Griechenlands, die Römerköpfe, die Köpfe des großen fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts, die Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts. Man würde kein Ende finden, wollte man die Büſten großer Menſchen aus dem achtzehnten Jahrhundert neben einander ſtellen; ſolches Muſeum ſollte ſich wol belohnen. Wenn ich deren nun eine gewiſſe Gruppe beiſammen ſehe, will es mich dünken, als walte in ihnen eine gewiſſe Familienähnlichkeit, die eines und deſſelben geiſtigen Princips: Pasquale, Waſhington, Franklin, Vico, Genoveſi, Filangieri, Herder, Peſtalozzi, Leſſing.

Pasquale's Kopf ähnt auffallend dem Alfieri's. Wiewol

Alfieri, ariſtokratiſch ſtolz und egoiſtiſch wie Byron, weit hinweg ſteht von ſeinem Zeitgenoſſen Pasquale, dem ruhigen menſchenliebenden Bürgersmann, ſo war er doch eine Seele voll bewundernswürdiger Energie und voll Tyrannenhaß. Beſſer als Friedrich der Große vermochte er eine Natur wie Paoli war, zu verſtehen. Friedrich ſchenkte Paoli einſt in dieſes Haus einen Ehrendegen mit der Aufſchrift: Libertas, Patria. Im fernen Preußen hielt der große König vielleicht Pasquale für einen großen Krieger. Er war kein Soldat, ſein Bruder Clemens war ſein Schwert; er war der denkende Kopf, ein Bürger und ein ſtarker und edler Menſch. Alfieri dichtete ſeinen Timoleon und ſandte ihm das Stück zu.

Dies iſt Alfieri's Brief an Paoli:

An Herrn Pasquale de Paoli, den großherzigen Kämpfer der Corsen.

Freiheitstragödien in der Sprache eines unfreien Volkes zu ſchreiben, wird vielleicht mit Recht dem eine reine Dummheit ſcheinen, welcher nichts ſieht als das Gegenwärtige. Aber wer von dem beſtändigen Wechſel der vergangenen Dinge auf die Zukunft ſchließt, darf ſo aufs Geratewol nicht urteilen. Deshalb widme ich dieſe meine Tragödie an Sie als an Einen jener Wenigſten, der, weil er die richtigſte Idee anderer Zeiten, anderer Völker und hoher Gedanken beſitzt, auch würdig geweſen wäre in einem minder weichlichen Jahrhundert als das unſrige iſt, geboren und thätig zu ſein. Wie es Ihnen nun nicht vergönnt war Ihr Vaterland in Freiheit zu ſetzen, beurteile ich nicht (wie der Haufe zu thun pflegt) die Menſchen nach dem Glück, ſondern wol nach ihren Werken, und halte Sie für vollkommen würdig, die Geſinnungen des Timoleon anzuhören, als ſolche welche Sie ganz verſtehen und empfinden können.

Vittorio Alfieri.

Auf das Exemplar, welches Alfieri dem Pasquale zuſendete, hatte er dieſe Verſe geſchrieben:

Dem edlen Corsen, der zum Meiſter ſich
Und zum Genoſſ' des jungen Frankreichs machte.
Du mit dem Schwert und mit der Feder ich
O Paoli, verſuchten fruchtlos wir
Vom Schlaf Italia eines Tags zu wecken.
Nun ſieh, ob deines Herzens Sinn zu deuten
Hier meine Hand vermochte.

V. A.

Paris, den 11. April 1790.

Einen feinen Sinn legte Alfieri an den Tag, da er Paoli den Timoleon widmete, die Tragödie eines Republikaners, welcher in dem nahen Sicilien einſt dem befreiten Volk weiſe demokratiſche Geſetze gegeben hatte und dann als einfacher Privatmann geſtorben war. Pasquale las gerne den Plutarch, wie die meiſten jener großen Menſchen des achtzehnten Jahrhunderts. Epaminondas war ſein Lieblingsheld; beide waren verwandte Naturen, beide verſchmähten den Aufwand und lebten bürgerlich in der Liebe zu ihrem Vaterlande. Pasquale las gern. Seine Bibliothek war gut verſorgt und ſein Gedächtniß hielt aus. Mir erzählte ein bejahrter Mann, daß er einſt als Knabe mit einem Schulgefährten des Weges gegangen ſei, eine Stelle aus dem Virgil recitirend; zufällig ſei Pasquale hinter ihm hergekommen, der habe ihm auf die Schulter geklopft und ſei in jener Stelle weiter fortgefahren.

Vieles von Einzelnheiten aus Paoli's Leben lebt hier im Munde des Volks. Die Alten ſahen ihn noch unter dieſen Caſtanienbäumen herumgehen, im langen grünen Rock mit Goldſtreifen, den corsiſchen Farben, und in einer Weſte von braunem Tuch. Wenn er ſich zeigte war er ſtets von ſeinen Bauern umringt, die er wie ſeines Gleichen behandelte. Allen

war er zugänglich, und lebhaft erinnerte er ſich eines Tags aus dem letzten Freiheitskampfe, wo er bitter hatte bereuen müſſen, eine Stunde lang ſich verſchloſſen gehalten zu haben. Er war einſt in Sollacaro, mit Geſchäften überhäuft; er hatte den Schildwachen befohlen, Niemand vorzulaſſen. Nach einer Weile erſchien ein Weib mit einem Jünglinge in Waffen. Das Weib war in Trauer, in die Faldetta gehüllt, und trug um den Hals ein ſchwarzes Band mit einem ſilbernen Mohrenkopf, dem Wappen Corsica's. Sie begehrte Einlaß, die Wache ſtieß ſie zurück. Auf das Geräuſch öffnet Pasquale die Thüre und lebhaft und herriſch fragt er, was ſie begehre. Jene ſagte in trauervoller Ruhe: Mein Herr, wollet mich anhören. Ich war Mutter zweier Söhne, der eine fiel am Turm von Girolata, der andere ſteht hier und ich komme ihn dem Vaterlande zu bringen, daß er ſeines todten Bruders Stelle erſetze. Sie kehrte ſich zu dem Jünglinge und ſagte zu ihm: Mein Sohn, vergiß nicht, daß du eher der Sohn des Vaterlandes als der meine biſt. Das Weib ging. Paoli blieb einen Augenblick wie angedonnert ſtehn, dann ſprang er der Hinweggegangenen nach, umarmte gerührt ſie und ihren Sohn und ſtellte ſie den Officieren und Beamten vor. Paoli ſagte nachher, daß er nie ſo verwirrt geweſen ſei, als vor jenem großherzigen Weibe.

Er war niemals verheiratet; ſein Volk war ſeine Familie. Seine einzige Nichte, die Tochter ſeines Bruders Clemens, vermälte er einem Corsen Barbaggi. Doch fehlte ihm, der alle Tugenden eines Freundes beſaß, nicht ein freundſchaftlich zartes Verhältniß zu einem edlen Weibe, einer geiſtvollen, glühenden Patriotin, welcher die größeſten Männer des Landes ihre Plane und Gedanken vertrauten. Dieſe Roland Corsica's hielt keinen Salon, ſie war eine Nonne, eine Edeldame aus dem Hauſe Rivarola. Wie eifrig ſie an dem Freiheitskampfe Teil nahm, zeigte der eine Zug, daß ſie nach der kühnen Eroberung Capraja's durch Achill Murati in ihrer Herzensfreude ſelbſt auf die Inſel

hinüberging, um ſie gleichſam im Namen Paoli's in Beſitz zu nehmen. Viele Briefe Pasquale's ſind an die Signora Monaca gerichtet und ganz und gar politiſchen Inhalts, als wären ſie an einen Mann geſchrieben.

Wie groß Paoli's Thätigkeit war, geht ſchon aus der Sammlung ſeiner Briefe hervor. Die wichtigſten hat der geiſtvolle Italiener Tommaſeo zu einem ſtarken Bande vereinigt. Sie ſind voll eines männlich ſtarken und klaren Geiſtes. Pasquale ſchrieb ungern, er dictirte wie Napoleon; er ſaß ungern, ſein Geiſt ließ ihm nicht Ruhe. Man ſagt von ihm, daß er niemals das Datum des Tages gewußt habe, aber daß er in der Zukunft habe leſen können, und daß er oftmals Viſionen hatte.

Paoli's Andenken iſt heilig in ſeinem Volk. Napoleon erfüllt die Seele des Corsen mit Stolz; aber nennt man ihm Paoli, ſo verklärt ſich ſein Auge wie das eines Sohnes, dem man den Namen eines edlen heimgegangenen Vaters nennt. Es iſt unmöglich, daß ein Menſch nach ſeinem Tode von einer ganzen Nation mehr geehrt und geliebt werden könne, als Pasquale Paoli, und wenn Nachruhm noch ein zweites Leben iſt, ſo lebt dieſer größeſte Menſch Corsica's und Italiens im achtzehnten Jahrhundert, tauſendfach, ja in jedem corſiſchen Herzen vom Greiſe an, der ihn noch kannte, bis zu dem Kinde herunter, dem man ſein großes Beiſpiel in die Seele legt. Es gibt keinen edleren Namen als den „Vater des Vaterlandes." Die Schmeichelei hat ihn oft gemißbraucht und lächerlich gemacht; im Lande der Corsen erkannte ich daß er auch eine Wahrheit ſein könne.

Paoli iſt das ſchöne Gegenbild zu Napoleon, Menſchenliebe zur Eigenliebe — kein Fluch der Todten ſteht hinter ihm auf, ſeinen Namen zu verwünſchen. Auf Napoleons Wink wurden Millionen Menſchen gemordet um des Ruhmes und des Beſitzes willen. Das Blut, welches Paoli vergießen ließ, floß um die Freiheit, und das Vaterland gab es hin wie der Pelikan,

welcher ſeine Bruſt zerreißt, um die verſchmachtende Brut zu tränken.

Kein Schlachtenname ziert Pasquale's Andenken, aber hier ſchmückt ihn die Stiftung einer Volksſchule zu Morosaglia, und dieſer Ruhm dünkt mich menſchlich ſchöner als der Ruhm von Marengo und den Pyramiden.

Ich beſuchte dieſe Schule, das Vermächtniß des Patrioten. Sie iſt im alten Convent eingerichtet. Sie beſteht aus zwei Claſſen; die unterſte enthält 150, die erſte etwa 40 Schüler. Aber zwei Lehrer reichen für die große Zahl nicht aus. Der Rector der unterſten Claſſe war ſo freundlich, in meinem Beiſein ein kleines Examen abzuhalten. Auch hier lernte ich die corſiſche Unbefangenheit ſchon in den Knaben erkennen. Es waren deren über hundert beiſammen von 6 Jahren aufwärts bis zu 14, in Corps abgeteilt, braune Wildlinge, zerlumpt, zerriſſen, ungewaſchen, und alle nach der Reihe ihre Mützen auf dem Kopf. Einige trugen Ordenskreuze am roten Band; ſie machten ſich auf der Bruſt ſo eines kleinen ſchwarzen Teufels poſſierlich genug, der den Kopf auf beide Fäuſte geſtemmt, mit den ſchwarzen Augen frank und frei vor ſich hinblickte, ſtolz vielleicht auf den Ruhm ein Paoli-Schüler zu ſein. Jeden Sonnabend werden ſolche Ehrenzeichen ausgeteilt und eine Woche lang von dem Schüler getragen, eine alberne und zugleich ſchädliche franzöſiſche Sitte, welche ſchlechte Leidenſchaften nähren, und die von Natur mit einer ungewöhnlichen Sucht ſich auszuzeichnen begabten Corsen ſchon frühe zu falſchem Ehrgeiz treiben kann. Dieſe jungen Spartaner laſen den Telemaque. Auf meine Bitte, der Rector möchte das Franzöſiſche auch in das Italieniſche überſetzen laſſen, damit ich erkenne, wie die Kinder in ihrer Mutterſprache zu Hauſe ſeien, entſchuldigte er ſich mit dem ausdrücklichen Verbot der Regierung, welche „das Italieniſche in den Schulen nicht duldet.“ Die Lehrartikel waren Schreiben, Leſen, Rechnen, die Anfänge der Geographie und bibliſche Geſchichte.

Die unterſte Claſſe hat ihr Local in dem Capitelſaal des alten Convents, in welchem Clemens Paoli ſein Leben vertrauerte. Die luſtige Aula, in der corsiſche Jungen ſtudiren, den Blick zum Fenſter hinaus auf die gewaltigen Berge von Niolo und die Schlachtfelder ihrer Ahnen, möchte von mancher deutſchen Univerſität gewünſcht werden. Die heroiſche Natur Corsica's ſcheint mir neben den Erinnerungen der Geſchichte das beſte Bildungsmittel des Volks zu ſein; und viel wert iſt ſchon der Blick des corsiſchen Knaben, welcher auf dem Porträt dort an der Wand des Saales haftet, denn dies iſt das Porträt Pasquale Paoli's.

Zehntes Kapitel.

Clemens Paoli.

Geprieſen ſei der Herr, welcher meine Hände lehret zur Schlacht und meine Finger zum Gefechte.
Pſalm 143.

Das Convent von Morosaglia iſt vielleicht das ehrwürdigſte Denkmal der corsiſchen Geſchichte. Wie eine ſteinerne Sage ſieht es aus, braun und düſter mit einem hochaufragenden finſtern Campanile zur Seite. Zu allen Zeiten wurden in dieſem ehemaligen Franciskanerkloſter Parlamente gehalten. Pasquale hatte hier ſeine Zimmer, ſeine Bureau's, und des Sommers ſah man ihn oft unter den Mönchen, welche dann, ſo oft es Not that, den Crucifix in die Schlacht vorauf trugen. In demſelben Convent lebte gern ſein tapferer Bruder Clemens, und er ſtarb auch hier in einer Zelle im Jahre 1793.

Clemens Paoli iſt ein hoch merkwürdiger Charakter. Er war der älteſte Sohn Hyacints. In Neapel hatte er als Soldat mit Auszeichnung gedient, dann war er einer der Generale der Corsen geworden. Aber die Staatsgeſchäfte ſagten ſeinem

fanatiſchen Geiſte nicht zu. Nachdem ſein Bruder an die Spitze des Landes getreten war, zog er ſich in das Privatleben zurück, legte das Gewand der Tertiarier an und verſank in religiöſe Betrachtungen. Gleich Joſua lag er verzückt im Gebet vor dem Herrn, und vom Gebete ſtand er auf und ſtürzte ſich in die Schlacht, denn der Herr hatte die Feinde in ſeine Hand gegeben. Er war der Gewaltigſte im Kampf und der Demütigſte vor Gott. Sein düſtres Weſen hat etwas Prophetiſches, wie das des Ali.

Wo die größeſte Gefahr ſich zeigte, erſchien er wie ein Racheengel. Seinen Bruder befreite er aus dem Kloſter Bozio, als ihn Marius Matra dort belagerte; aus Orezza warf er die Genueſen nach einem fürchterlichen Kampf. Er bezwang San Pellegrino und San Fiorenzo; in ungezählten Kämpfen blieb er Sieger. Als die Genueſen mit aller ihrer Macht das feſte Lager von Furiani ſtürmten, blieb Clemens durch 56 Tage unerſchüttert in dem Schutthaufen, obwol der ganze Ort zuſammengeſtürzt war. Tauſend Bomben waren um ihn her gefallen, er betete zu dem Gott der Heerſchaaren und wankte nicht, und ſein war der Sieg.

Corsica verdankte Pasquale ſeine Freiheit durch den leitenden Gedanken, dem Clemens allein aber ſie durch das Schwert. Auch nachdem die Franzoſen im Jahre 1768 zum Angriff geſchritten waren, vollführte er die glänzendſten Waffenthaten. Er gewann die glorreiche Schlacht von Borgo, er kämpfte verzweifelt bei Ponte Nuovo, und nachdem alles verloren war, eilte er ſeinen Bruder zu retten. Er warf ſich mit einem Häuflein Tapferer nach Niolo und dem General Narbonne entgegen, um ſeinem Bruder die Flucht zu ſichern. Sobald ihm dies gelungen war, eilte er zu Pasquale nach Baſtelica und dann ſchiffte er ſich mit ihm trauernd nach Toscana ein.

Er ging nicht mit nach England. Er blieb in Toscana, denn die Sprache der Fremde hätte ihm das Herz betrübt; dort verſank er in dem reizenden Kloſter von Vallombroſa wieder in

das inbrünſtige Gebet und in ein ſtrenges Büßen, und wer da dieſen Mönch auf den Knieen liegen ſah, hätte ich ihm nimmer den ſchrecklichen Kriegsmann und den gewaltigen Freiheitshelden zu erkennen vermocht.

Nach zwanzigjährigem Kloſterleben in Toscana kehrte Clemens kurz vor ſeinem Bruder nach Corsica zurück. Noch einmal erglühte er in Hoffnung für ſein Vaterland, aber die Ereigniſſe ließen den greiſen Helden bald erkennen, daß Corsica für immer verloren ſei. Büßend, trauernd ſtarb er im December deſſelben Jahres, in welchem der Convent ſeinen Bruder als Hochverräter vorgeladen hatte.

In Clemens war die Vaterlandsliebe ein Cultus und eine Religion. Eine große und heilige Leidenſchaft in ihrer höchſten Erregung iſt ſchon an ſich religiös; wenn ſie ein Volk ergreift, zumal in fürchterlicher Bedrängniß, wird ſie wie ein Gottesdienſt. In jenen Tagen hörte man die Prieſter den Kampf predigen von allen Kanzeln; die Mönche zogen mit in die Schlacht, und die Crucifixe vertraten die Stelle der Fahnen. In den Klöſtern zumeiſt wurden die Parlamente gehalten, wie unter Gottes eignem Vorſitz, und ehmals hatten ja auch die Corsen ihr Land durch Volksbeſchluß unter den Schutz der heiligen Jungfrau geſtellt.

Auch Pasquale war religiös. Ich ſah in ſeinem Hauſe die Capelle, welche er ſich dort in einem dunklen Zimmer eingerichtet hatte. Täglich betete er dort zu Gott. Clemens aber lag täglich ſechs oder ſieben Stunden im Gebet. Selbſt mitten in der Schlacht betete er, und er war ſchrecklich anzuſehn, wenn er da ſtand in der einen Hand den Roſenkranz, in der andern die Flinte, gekleidet wie der gemeinſte Corse, doch kenntlich an den großen feurigen Augen und den dichten Augenbrauen. Man erzählt, daß er ſein Gewehr mit raſender Schnelligkeit zu laden verſtand und daß er, ſtets ſeines Schuſſes ſicher, die Seele deſſen, den er erſchießen wollte, vorher ſegnete und ausrief:

arme Mutter! Dann opferte er den Feind dem Gott der Freiheit. Nach der Schlacht war er ſanft und milde, aber immer ernſt und tief melancholiſch. Sein Wort war: mein Blut und mein Leben ſind meinem Vaterlande; meine Seele und meine Gedanken ſind alle meinem Gotte.

Die Vorbilder des Pasquale muß man bei den Griechen ſuchen, die Vorbilder des Clemens bei den Makkabäern. Er war nicht ein Held des Plutarch, er war ein Held des alten Teſtaments.

Eilftes Kapitel.

Der alte Einſiedel.

Multa linquitis mortales, non quia contemnitis, sed quia desperatis posse consequi: excitant enim se alternis stimulis spes et desiderium —
Petrarca de Contemtu Mundi.

Man hatte mir in Stretta geſagt, daß ein Landsmann von mir dort wohnhaft ſei, ein Preuße, ein Mann auf Krücken, ein alter, wunderlicher. Und dem hatte man auch geſagt, daß ein Landsmann von ihm angekommen ſei. Wie ich nun aus dem Sterbezimmer des Clemens Paoli zurückkehrte, in Gedanken an dieſen alten Gotteshelden, kam der alte Landsmann auf Krücken angehinkt und gab mir einen deutſchen Handſchlag. Ich ließ ein Frühſtück auftragen; wir ſetzten uns nieder und ich horchte ſtundenlang auf des alten Auguſtin aus Nordhauſen ſonderbare Geſchichten.

Mein Vater, ſo erzählte er, war ein proteſtantiſcher Prediger und wollte mich zum Luthertum erziehn, aber ſchon als Kind mochte mir die proteſtantiſche Kirche nicht behagen, und ich erkannte daß die Lutherei eine Verſchimpfung der einzigen und wahren Kirche ſei, wie ſie nämlich im Geiſt und in der Wahrheit iſt. Es ging mir durch den Kopf Miſſionär zu werden.

In Nordhauſen beſuchte ich die lateiniſche Schule, und kam bis zur Logik und Rhetorik. Und nachdem ich die Rhetorik gelernt hatte, ging ich in das ſchöne Land Italien nach Caſamari unter die Trappiſten und ſchwieg elf Jahre lang.

Aber, Freund Auguſtin, wie haben Sie das aushalten können?

Ja, wer nicht luſtig iſt, der hält es nicht aus. Wer die Melancholie hat, der wird in der Trappe verrückt. Ich konnte tiſchlern, und tiſchlerte den ganzen Tag und ſang dazu im ſtillen.

Was habt Ihr zu eſſen gehabt?

Krautſuppen, zwei Teller voll, Brod nach Belieben und eine halbe Flaſche Wein. Ich habe wenig gegeſſen, aber nie habe ich einen Tropfen in der Flaſche gelaſſen. Gott ſei geprieſen um den ſchönen Wein. Mein Bruder zur Rechten war immer hungrig, er aß immer zwei Teller voll Krautſuppe und fünf Brode dazu.

Haben Sie den Papſt Pio Nono geſehen?

Ja, auch geſprochen habe ich mit ihm, wie mit meinem Freunde. Er war als Biſchof in Rieti, und ich ging dahin in meiner Kutte, da ich in einem andern Kloſter war, am heiligen Charfreitag das heilige Oel zu holen. Ich war damals ſchon ſehr krank. Der Papſt küßte meine Kutte wie ich Abends zu ihm kam, mich zu verabſchieden. Fra Agoſtino, ſagte er, Ihr ſeid krank, Ihr müßt was eſſen. Herr Biſchof, ſagte ich, ich habe noch nie einen Bruder am heiligen Freitag eſſen ſehen. Thut nichts, Ihr ſeid dispenſirt, denn Ihr ſeid krank; und da ließ er mir aus dem vornehmſten Gaſthauſe ein halbes Huhn holen, Fleiſchbrühe, Eingemachtes und Wein, und ich ſaß an ſeinem Tiſch.

Wie? hat der heilige Vater damals auch gegeſſen?

Er aß nur drei Nüſſe und drei Feigen. Nun wurde ich immer kranker, und ich ging nach Toscana. Da gefielen mir eines Tages die Menſchenwerke nicht mehr und wurden mir grundhäßlich. Ich beſchloß Einſiedler zu werden. Ich nahm

alſo meine Werkzeuge, kaufte mir das Nötige und fuhr auf das Inſelchen Monte Criſto. Es iſt von neun Millien Umfang; niemand wohnt darauf als wilde Ziegen, Schlangen und Ratten. In der alten Zeit hat der Kaiſer Diocletianus den heiligen Mamilian, welcher Erzbiſchof von Palermo war, dahin verbannt gehabt. Der hat ſich oben auf den Steinen eine Kirche gemacht, und darauf wurde ein Kloſter gebaut. Es waren da einſt 50 Mönche, zuerſt Benedictiner, dann Ciſtercienſer, dann die Carthäuſer vom heiligen Bruno. Die Mönche von Monte Criſto haben viele Hoſpitäler in Toscana errichtet und viel Gutes gethan, auch das Hoſpital der Maria Novella in Florenz haben ſie geſtiftet. Nun ſehen Sie, die Saracenen haben die Mönche hinweggeführt mit ſammt ihren Ochſen und Knechten; die Ziegen konnten ſie nicht fangen, die ſprangen auf die Steine und dann ſind ſie wild geworden.

Haben Sie im alten Kloſter gewohnt?

Nein, das iſt zerfallen. Ich lebte in einer Grotte. Die hatte ich mir mit meinem Handwerkszeuge eingerichtet und auch eine Mauer davor gemacht.

Wie haben Sie die langen Tage hingebracht? Sie haben wohl immer gebetet?

Ach! nein, ich bin kein Phariſäer. Man kann nicht viel beten. Was Gottes Wille iſt, das geſchieht. Ich hatte meine Flöte. Ich ging auch die wilden Ziegen ſchießen, oder ſuchte Steine und Pflanzen, oder ſah zu wie das Meer gegen die Felſen geſchwommen kam. Ich hatte auch Bücher zu leſen.

Was für welche?

Die ſämmtlichen „Opern" des Jeſuiten Paul Segneri.

Was wächst auf der Inſel?

Lauter Haidekraut und Marienkirſchen. Es gibt auch kleine Täler, die hübſch grün ſind, ſonſt iſt alles Stein. Ein Sardinier kam an die Inſel und gab mir Pflanzenſamen, da habe ich Gemüſe gepflanzt, auch Bäume habe ich geſetzt.

Sind gute Steine auf der Inſel?

Ja, ſchöner Granit und ſchwarzer Turmalin, der wächst in dem weißen Steine, und von ſchwarzen Granaten habe ich drei Sorten gefunden. Am Ende wurde ich todkrank auf Monte Criſto, da kamen zum Glück die Toscaner und haben mich ans Land geholt. Nun bin ich elf Jahre hier auf dieſer verfluchten Inſel unter den Spitzbuben, denn es ſind lauter Spitzbuben. Die Aerzte haben mich hergeſchickt; aber wenn ein Jahr um iſt, ſo hoffe ich das Land Italien wiederzuſehen. So ein Leben wie in Italien gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr, und die Menſchen ſind artig. Ich werde alt und gehe auf Krücken, und weil ich alt bin und mir gedacht habe: du wirſt bald dein Tiſchlern aufgeben müſſen und willſt doch nicht betteln gehn, ſo bin ich in die Berge gegangen und habe das Negroponte entdeckt.

Was iſt das Negroponte?

Das iſt die Erde, wovon ſie in Negroponte die Pfeifen machen; zu Hauſe ſagen ſie Meerſchaum. Es iſt die reine Blüte von einem Stein. Dies Negroponte hier iſt ſo gut wie das in der Türkei, und wenn ich es erſt heraus habe, ſo bin ich der einzige Chriſt der es gemacht hat.

Der alte Auguſtin wollte durchaus daß ich in ſein Laboratorium ging. Er hat ſich im Convent unter den Zimmern des armen Clemens eingerichtet; dort zeigte er mir fröhlich ſein Negroponte und die Pfeifenköpfe, die er bereits gemacht und in die Sonne zum Trocknen gelegt hatte. —

Ich glaube, jeder Menſch hat einmal im Leben eine Stunde, wo er in den grünen Wald gehen und ein Siedel werden möchte; und jeder hat einmal eine Stunde, wo er ſchweigen möchte wie ein Trappiſt.

Des alten Auguſtin kleines Lebensbild habe ich hier aufgezeichnet, weil es mich ſo ſehr anregte, und ich glaube, es iſt ein ächtes Stück deutſcher Natur.

Zwölftes Kapitel.

Das Schlachtfeld von Ponte nuovo.

Gallia vicisti! profuso turpiter auro,
Armis pauca, dolo plurima, jure nihil!
Die Corsen.

Vor Ave Maria machte ich mich von Morosaglia auf, um die Berge hinab nach dem Schlachtfeld von Ponte nuovo zu gehen. Da liegt auch das Stationshaus von Ponte alla Leccia, wo die Poſt von Corte nach Mitternacht eintrifft, und mit ihr wollte ich dann nach Baſtia zurückkehren.

Der Abend war ſchön und klar, die Bergeinſamkeit zu Gedanken anregend. Kurz iſt hier die Dämmerung; kaum iſt Ave Maria vorüber, ſo kommt die Nacht.

Wie oft fallen mir, wenn ich die Glocken Ave Maria läuten höre, die ſchönen Verſe des Dante ein, mit denen er die Abendſtimmung auf Waſſer und Land ausgeſprochen hat:

Die Stunde war es, die zu ſtillem Weinen
Dem Schiffer zwingt das Herz und ſtill ihn rühret
Am Tag, da er verließ die holden Seinen,
Und wo der Wandrer Sehnſuchtsleid verſpüret,
Hört fern herüber er das Glöckchen ſchallen,
Als weint' es, weil der Tag ſich ſtill verlieret.

Eine einzelne Cypreſſe dort auf dem Berge, vom Abendrot angezündet, wie eine Opferkerze. Das iſt ein wahrer Ave-Mariabaum, monumental wie ein Obelisk, ſchwarz und trauernd. Es iſt ſchön, wie in Italien Alleen von Cypreſſen auf die Klöſter und die Kirchhöfe führen. Wir haben die Trauerweiden. Beide ſind wahrhaft Gräberbäume, aber wie gegenſätzlich verſchieden. Die Weide weiſt mit ihren Hängezweigen ſehnſuchtsvoll hinab zur Gruft, die Cypreſſe ſteigt kerzengerade auf und weiſt vom

Grabe in den Himmel. So ſprechen ſie troſtloſes Leid um den Verluſt und gläubiges Hoffen aus. Die Symbolik der Bäume iſt ein ſinnvolles Zeichen von der Einheit des Menſchen und der Natur, die er immer in das Bereich ſeines Gemütes zieht, um an ſeinen Empfindungen Teil zu nehmen oder ſie zu deuten. Da haben nun wieder die Fichte, der Lorbeer, die Eiche, der Oelbaum, die Palme ihren menſchlichen Sinn und ihre poetiſche Sprache.

Wenig und nur kleine Cypreſſen ſah ich auf Corsica, und doch ſollten ſie dieſer Inſel des Todes zukommen. Der Baum des Friedens aber wächst dort überall; die Friedensgöttin Minerva, welcher die Olive geheiligt iſt, iſt zugleich auch die Göttin des Krieges.

Fünfzehn Millien hatte ich von Morosaglia zu wandern, immer in wilden ſchweigſamen Bergen, und ſtets den Blick auf die himmelhohen Rieſen von Niolo dort drüben, den weißbeſchneiten Cinto, den Artiga und den Monte Rotondo, den höchſten 9000 Fuß hohen Berg Corsica's. Er ſtand jetzt violett im Abendglühn, und roſig ſchimmerten ſeine Schneefelder. Ich war bereits auf ſeinem Gipfel geweſen; ich erkannte deutlich die äußerſte Felſenzinke, auf welcher ich mit einem Ziegenhirten geſtanden war. Dieſe zu ſehn machte mir ein großes Vergnügen. Als nun der Mond über dem Berge zu ſtehn kam, gab es ein bezauberndes Bild.

So im Mondenſchein wandert es ſich ſchön in der ſtillſten Bergwildniß. Da iſt kein Laut, wenn nicht das Rieſeln eines Quells und das Flattern des Nachtgevögels, das man nicht ſieht. — Die Felſen glänzen aus finſterm Schatten, und das Geſtein ſcheint wie gediegenes Silber. Nirgends ein Dorf, noch eine menſchliche Seele. Ich ward müde und tief traurig durch die Einſamkeit. Auf gut Glück ging ich in der Richtung hin, wo ich unten im Tal den Golo dampfen ſah. Doch ſchien es mir, als hätte ich einen falſchen Weg eingeſchlagen, und ich war

eben im Begriff durch eine Schlucht nach der andern Seite überzugehen, als ich durch die Stille der Nacht Glocken klingeln hörte, deren Ton mir von den Felsen näher und näher entgegen kam. Ich trat hinter einen Fels und aus dem Mondschein, nicht ohne Graun, das mich jetzt in dieser schweigenden Wildniß zum ersten Mal überfiel. Bald sah ich vom hellen Felspfad herab einen Zug von Maulthieren mit ihren Treibern steigen, und diese sagten mir auf meine Frage, daß ich den richtigen und allernächsten Weg gewählt hätte.

So kam ich endlich an den Golo um Mitternacht. Der Fluß strömt durch ein weites Tal, die Luft ist voll Fieber und wird geflohen. Es ist Schlachtfeldluft von Ponte nuovo. In Morosaglia warnte man mich durch die Nachtnebel des Golo zu gehn, oder lange in Ponte alla Leccia zu bleiben. Wer da herumgeht, hört leicht die Todten die Geistertrommel schlagen oder seinen Namen rufen, wenigstens bekommt er das Fieber und Visionen. So was von dem letzten glaube ich verspürt zu haben. Denn ich sah die ganze Goloschlacht vor mir, auch den schrecklichen Mönch Clemens Paoli mit den großen feurigen Augen und den dichten Augenbrauen, den Rosenkranz in der einen, das Fucile in der andern Hand, die Seele dessen segnend, den er eben erschießen will. Wilde Flucht — Sterbende. — Die Corsen, so sagt Peter Cyrnäus, sind Menschen zum Sterben bereit. Charakteristisch ist folgender Zug: Ein Franzose fand einen wunden Corsen, der ohne Klagelaut den Tod erwartete. Was macht ihr, wenn ihr verwundet seid, fragte er ihn, ohne Aerzte, ohne Hospitäler? Wir sterben, sagte der Corse, lakonisch wie ein Spartaner. Ein Volk, dessen Charakter so plastisch und männlich ist wie der des corsischen, gewinnt nichts mehr, wenn man es mit den antiken Heldennationen vergleicht. Aber doch schwebt mir hier ungerufen immer Lacedämon vor Augen. Wenn es erlaubt ist zu sagen, daß in dem italienischen wunderbar begabten Volke der Geist der Hellenen noch einmal aufgelebt

ſei, ſo trifft dies meiner Anſicht nach hauptſächlich dieſe Nachbarländer Toscana und Corsica. Jenes zeigt ganz den idealen Reichtum des joniſchen Geiſtes, und während ſeine Dichter in der melodiſchen Sprache ſangen, ſeine Künſtler die Tage des Perikles erneuerten, während ſeine Geſchichtſchreiber den Ruhm des Thucydides erreichten und die Philoſophen ſeiner Akademie die Welt mit platoniſchen Ideen erfüllten, ſtand hier in Corsica der rauhe doriſche Geiſt wieder auf und wurden hier Spartanerkämpfe gekämpft.

Im Jahr 1790 beſuchte der junge Napoleon dieſes Goloſchlachtfeld. Er war damals 21 Jahre alt, doch ſah er es wol ſchon als Knabe. Napoleon auf dem erſten Schlachtfelde, das er ſah, als Jüngling, noch ſchickſallos und ſchuldlos, er, welcher die halbe Erde vom Ocean bis an die Wolga und von den Alpen bis an die Wüſte Lybiens von Schlachtenblut röten ſollte: dies war ein Augenblick für Dämonen.

Es war eine ſolche Nacht, wie dieſe, als der junge Napoleon hier auf dem Golofelde umherſtreifte. Er ſetzte ſich an den Fluß, welcher an jenem Schlachttage, wie das Volk erzählt, 24 Millien weit bis zum Meer blutig rot geweſen war und Leichen gewälzt hatte. Der Fiebernebel machte ihm den Kopf ſchwer und traumſchlafend. Ein Geiſt ſtand hinter ihm, ein rotes Schwert in der Hand. Der Geiſt rührte ihn an und entführte ihm die Seele durch die Luft. Sie ſchweben über einem Felde; da wird eine blutige Schlacht geſchlagen; ein junger General ſprengt über Leichen hinweg. Montenotte! ruft der Dämon, und du biſt es, der dieſe Schlacht ſchlägt. — Weiter geht der Flug. Sie ſchweben über einem Felde; da wird eine blutige Schlacht geſchlagen, ein junger General ſtürmt im Pulverdampf, die Fahne in der Hand, über eine Brücke. Lodi! ruft der Dämon, und du biſt es, der dieſe Schlacht ſchlägt. — Und weiter geht der Flug von Schlachtfeld zu Schlachtfeld. Da halten die Geiſter über einem Strom: Schiffe brennen auf ihm, Blut und Leichen wälzt er fort, rings

endloſe Wüſte. Die Pyramiden! ruft der Dämon, auch dieſe Schlacht wirſt du ſchlagen! — Und ſo fliegen ſie weiter und immer weiter, von einem Schlachtfelde zum andern, und hinter einander ruft der Geiſt die ſchrecklichen Namen: Marengo! Auſterlitz! Eylau! Friedland! Wagram! Smolensk! Borodino! Bereſina! Leipzig! Bis er über dem letzten Schlachtfelde ſchwebt und mit donnernder Stimme ruft: Waterlo! Kaiſer, deine letzte Schlacht, und da wirſt du ſtürzen! —

Der junge Napoleon ſprang am Golofluß auf, ihm ſchauderte, in einem fürchterlichen Traum hatte er Dinge des Wahnſinns geträumt. — —

Nun aber war dieſe ganze Leichenphantaſie eine Folge von dem böſen Golonebel, welcher mich ſelbſt umwitterte. Auf dieſem dunſtigen Corſenſchlachtfelde und in ſolcher falben Mondnacht iſt es wohl verzeihlich, wenn man Viſionen hat. Und welche wüſte, dunſtige, grauenvoll ſchöne Mondnacht. Ueber jenen ſchwarzen urgranitnen Rieſenbergen hängt der rote Mond — nein! es iſt der Mond nicht mehr; es iſt ein großes, leichenblaſſes, blutig entſetzliches Haupt, welches über der Inſel Corsica ſchwebt und ſtumm auf ſie herniederſchaut, ein Meduſenhaupt, ein Vendettahaupt, ein ſchlangenhaariges, ſchreckliches. Wer dieſes Haupt anzublicken wagt, der wird nicht zu Stein, ſondern wie Oreſtes faßt ihn die Furie, daß er in raſender Leidenſchaft morden, und dann von Berg zu Berg, von Höle zu Höle irren muß, hinter ſich die Blutrache und das Geſetz, die ſich an ſeine Solen heften .... Ich ſah den Rachegeiſt in den Lüften fahren, auf geflügeltem Roß, das grauſige Meduſen-Vendettahaupt bei den Haaren gefaßt; ſo ſtürmt er einher und ruft: Vendetta! Vendetta! ....

Welche Phantaſieen, und ſie wollen nimmer enden! Aber Gottlob! da iſt das Stationshaus von Ponte alla Leccia und die Hunde ſchlagen an. In dem großen wüſten Zimmer ſitzen einige Menſchen am Tiſch um die ſchmauchende Oellampe, haben

die Köpfe auf die Bruſt hangen und ſind ſchlaftrunken. Ein Prieſter im ſchwarzen Rock und ſchwarzen Hut nachtwandelt im Zimmer. Er wartet auf die Poſt. Mit dieſem heiligen Manne will ich ein Geſpräch von geiſtlichen Dingen anknüpfen, daß er alle Geiſtertrommelei und Dämonenwirtſchaft aus mir austreibe.

Aber obwol dieſer Mann von einer felſenfeſten Rechtgläubigkeit war, ſo konnte er doch den böſen Gologeiſt nicht aus mir bannen; ſondern mit dem ſchmerzvollſten Kopfe kam ich nach Baſtia. Ich klagte meiner Wirtin, daß mir die Sonne und der Nebel es angethan, und ich glaubte nun auf fremder Erde ſterben zu müſſen. Die Wirtin ſagte, hier helfe nichts als daß eine weiſe Frau über mir die Orazion mache. Ich lehnte die Orazion ab, und begehrte nur zu ſchlafen. Ich ſchlief einen ganzen Tag und eine Nacht den tiefſten Schlaf. Wie ich erwachte, ſtand die heilige Sonne hoch und preiswürdig am Himmel.

MAG 2017166